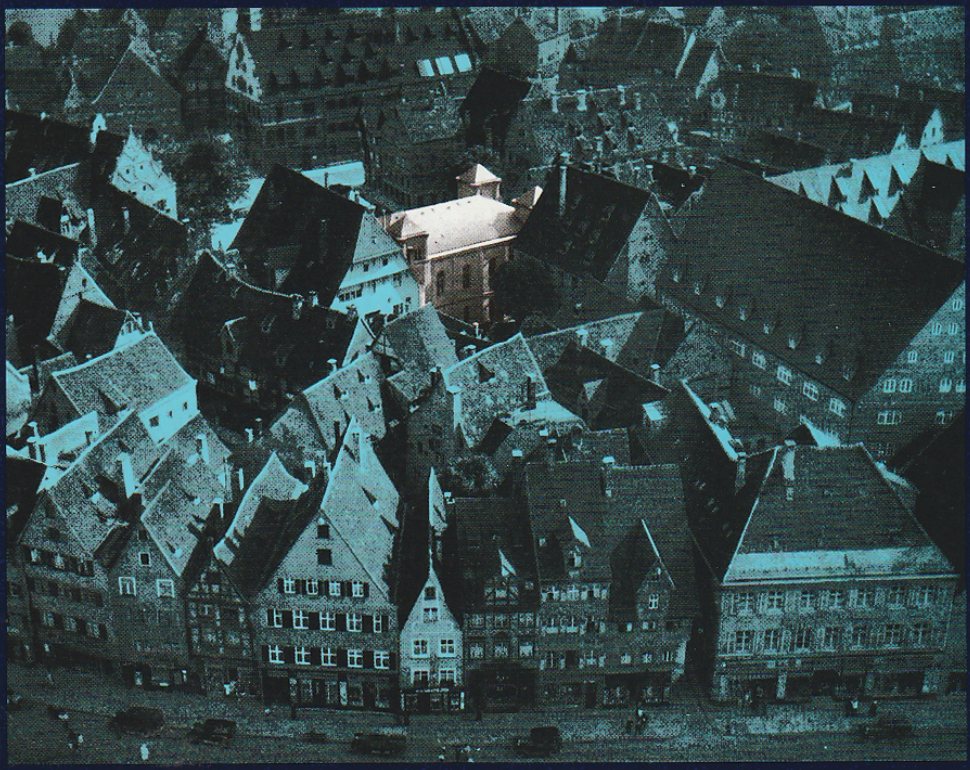
Zeugnisse zur Geschichte der Juden in Ulm



Erinnerungen und Dokumente

Zeugnisse zur Geschichte der Juden in Ulm

Erinnerungen und Dokumente

Digitized by Project Zikaron
Touro University-NY Libraries
www.zikaron.tourolib.org
2026

Herausgegeben vom Stadtarchiv Ulm

Titelfoto: Blick vom Münster auf den Weinhof mit Synagoge
(im Vordergrund der südliche Münsterplatz), Foto von Wilhelm Döbritz, um 1930.

© Stadtarchiv Ulm 1991
Alle Rechte – einschließlich des Rechts der vollständigen Vervielfältigung
auf fotomechanischem Wege (Fotokopie, Mikrokopie) – vorbehalten.

Der Abdruck der Lebenszeugnisse Nr. 2–9, 11, 16–19, 26, 29, 31, 32, 34, 35, 43 und 52
erfolgte mit freundlicher Genehmigung des Bleicher Verlags, Gerlingen,
aus: Walter Strauss (Hrsg.), Lebenszeichen. Juden aus Württemberg nach 1933,
Gerlingen 1982.
Das Titelfoto wurde mit freundlicher Erlaubnis des Ebner Verlags, Ulm, dem Band:
August Raichle, Ulm/Stadt an der Donau. Rückschau und Ausblick, Ulm 1949,
entnommen.

Gestaltung und Herstellung: typofilm ulm, rudi rampf gmbh
Fotos: Herkunftsnachweise bei den einzelnen Katalognummern

Zeugnisse
zur Geschichte der Juden
in Ulm

INHALT

Vorwort
Oberbürgermeister Ernst Ludwig (7)

Lebenszeugnisse und Erinnerungen

Vorwort von Otto Hilb (11)

Robert Hirsch (13)
Salomon Moos I (16)
Benno Gump (16)
Otto Thalmessinger (16)
Siegfried Mann (16)
Alfred Neuburger (16)
Ernst Moos (17)
Hugo Neuhaus (17)
Felix Moos (18)
Leopold Hirsch (18)
Alfred Mayer (19)
Elise (Liesl) Matilda Henle (20)
Alice Strassburger (27)
Grete Moos (28)
Alice (Lisl) Haas (34)
Meta Sanger (35)
Carl Erlanger (35)
Fritz Lebrecht (36)
Alfred Dreyfuß (38)
Manfred List (38)
Richard J. Strauss (40)
René und Hanne Serkey (43)
Richard Lebrecht (44)
Klaus Dror (51)
Rudolf Moos (53)
Herbert Fay (56)
Ernest Anthony Mann (57)
Lisa Honig (61)
Curt Lebrecht (62)
Gustav Frank (65)
Henry Moos (87)
Hilde Lennenberg (87)
Hans und Ernst Moos (88)
Walter Lebrecht (92)
Lotte Hartog (93)
Rudi Strauss (94)
Alfred Moos (97)
Otto Hilb (103)
Hans Lebrecht (110)
Henry Lowen (131)
Lore Frank (132)
Asher Ben-Zwi (133)
Kurt Strauss (135)
Kurt Wallersteiner (137)
Lottie Greenwood (142)
Ruth Young-Laupheimer (143)
Anneliese Wallersteiner (145)
Else Moos (153)
Gerard G. Moss (154)
Bernhard H. Eckstein (157)
Gabriele Gatzert (162)
Marianne Blumenthal (166)
Susan Rosen (167)
Andrew J. Einstein (168)

Dokumente zur Geschichte der Juden in Ulm

Einführung von Hans Eugen Specker 177

Die Ulmer Judengemeinde bis zu ihrer Ausweisung 1499 179

Mittelalterliche Judengemeinden (179)
Erste Zeugnisse der Ulmer Judengemeinde (180)
Ansiedlung, Einrichtungen und Ämter der jüdischen Gemeinde in Ulm (181)
Rechtliche Stellung der Juden in der Stadt
und ihr Verhältnis zur christlichen Bürgerschaft (185)
Jüdische Financiers (186)
Verfolgung und Unterdrückung (187)
Ausgrenzung und Ausweisung am Ende des Spätmittelalters (191)

Juden zwischen 1500 und dem Ende der Reichsstadtzeit 1802 193

Bürgerliche Emanzipation und Integration im 19. Jahrhundert 200

Rechtliche Gleichstellung der Juden (200)
Wirtschaftliche, politische und soziale Integration (202)
Israelitische Kultusgemeinde im 19. Jahrhundert (209)
Bau der Synagoge (212)

Erster Weltkrieg und Patriotismus 220

Beiträge der Jüdischen Gemeinde zum kulturellen Leben
in der Weimarer Republik 223

Die Jüdische Gemeinde im Nationalsozialismus 231

Erste Boykottmaßnahmen (231)
Gehen oder bleiben? (233)
Ausgrenzung und Entrechtung (234)
Verdrängung aus dem kulturellen Leben (240)
Das Schicksalsjahr 1938 (247)
Auswanderung – Ghettoisierung – Stigmatisierung (254)
Deportation und Vernichtung (260)

Kontakte und Begegnungen nach 1945 262

Alphabetisches Namensregister zu den
»Lebenszeugnissen und Erinnerungen« 269

Auswahlbibliographie 271

VORWORT

In den vergangenen Jahren bemühte sich die Stadt verstärkt um die Aufnahme von Beziehungen zu ihren ehemaligen jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern. Für zahlreiche Besuche und lebendige Kontakte, die eine nicht selbstverständliche Bereitschaft zur Versöhnung bezeugen, darf ich mich im Namen der Ulmer Bürgerschaft aufrichtig bedanken.

In ihren Lebenserinnerungen berichten unsere ehemaligen jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürger in bewegender, oft auch erschütternder Weise über ihr persönliches Schicksal, das sie nach dem unfreiwilligen Abschied aus ihrer Heimat Ulm in viele Länder der Erde – nach Palästina, dem heutigen Israel, in die Vereinigten Staaten, nach Südamerika, aber auch zurück nach Ulm – geführt hat. Diese Berichte, und auch die Dokumente zur Geschichte der Juden in Ulm seit dem Mittelalter, legen beredtes Zeugnis ab für die im 19. Jahrhundert und bis 1933 ständig wachsende und sich vertiefende Integration der Juden in das politische, wirtschaftliche und kulturelle Leben unserer Stadt. Um so unbegreiflicher ist es heute, daß sich kein Widerstand regte, als schon in der Weimarer Republik dumpfer Antisemitismus auch hier Fuß faßte, auch nicht nach 1933, als nationalsozialistische Gewalt und Terror die fruchtbare und schöpferische Symbiose von Juden und Nichtjuden zerstörten, und auch dann nicht, als die noch hier lebenden Juden in die Vernichtungslager im Osten verschleppt wurden.

Wenn wir nicht bereit sind, aus der Geschichte zu lernen, sind wir dazu verurteilt, sie noch einmal zu erleiden. Es ist unsere von der Geschichte auferlegte Pflicht, die Hintergründe und Ursachen des Holocaust aufzudecken, sie im öffentlichen Bewußtsein zu verankern, um die Erinnerung an das unmenschliche, kaum vorstellbare Leid, das die braune Diktatur und ihre Schergen über jüdische Kinder, Frauen und Männer brachten, wachzuhalten. Wir müssen wachsam und mutig gegenüber Ausländerfeindlichkeit und Neonazismus sein, damit sie nicht zur Alltäglichkeit werden.

Ich freue mich, daß dieses Buch zu einem Zeitpunkt erscheint, an dem zum dritten Male, nach 1983 und 1988, ehemalige jüdische Mitbürgerinnen und Mitbürger ihre alte Heimat besuchen.

Mein besonderer Dank gilt Herrn Otto Hilb (Tel Aviv), der vor drei Jahren dieses Projekt angeregt hatte und es mit tatkräftiger Unterstützung des Stadtarchivs Ulm verwirklichen konnte.

Möge dieses Buch uns und kommenden Generationen Erinnerung, Mahnung und Aufforderung zu gegenseitiger Toleranz und friedlichem Zusammenleben sein.



Ernst Ludwig
Oberbürgermeister

Lebenszeugnisse und Erinnerungen

Angeregt von Otto Hilb

VORWORT

Als sich im Jahre 1988 ehemalige jüdische Ulmer Mitbürgerinnen und Mitbürger in ihrer einstigen Vaterstadt trafen, entstand die Idee, ihr schreckliches Schicksal aufzuzeichnen. Wir sind uns dabei bewußt, daß die Epoche der Ulmer Juden abgeschlossen ist. Wir haben eine neue Heimat gefunden, eine neue Zeit ist angebrochen. Dieses Buch soll daher, ganz im Sinne jenes Treffens, über den Trümmern der Vergangenheit eine Brücke in die Zukunft bauen – eine Zukunft, die geprägt ist von Verständnis und gegenseitiger Achtung, ja Freundschaft, nicht nur zwischen den Völkern, sondern auch zwischen den Generationen, und in der kein Platz für Haß, Diskriminierung und Überheblichkeit sein darf.

Zur Durchführung dieses Gedankens versandte auf meine Anregung das Stadtarchiv Ulm im Spätjahr 1989 Rundbriefe an ehemalige jüdische Bürgerinnen und Bürger Ulms mit der Bitte, Lebenserinnerungen zu verfassen und Fotos beizulegen. Vorgeschlagen wurde dabei, unter anderem auf das Verhältnis zwischen jüdischen und nichtjüdischen Ulmern vor der Vertreibung, den Vorgang der freiwilligen oder erzwungenen Auswanderung und die Ansiedlung in Israel oder im Ausland, das für viele zur neuen Heimat geworden ist, einzugehen. Im August 1990 erging dieser Aufruf erneut.

Die Resonanz war überraschend gut; insgesamt gingen mehr als 30 Beiträge ein. Viele schrieben vielleicht zum ersten Mal ihren Lebensabriß, andere lehnten sich an Berichte an, die in dem 1982 von Walter Strauss herausgegebenen Band »Lebenszeichen, Juden aus Württemberg nach 1933« erschienen sind. Mit freundlicher Genehmigung des Bleicher Verlags wurden aus diesem Band 20 Beiträge entnommen, die im Text ebenso wie einführende biographische Daten kursiv gesetzt sind. Berücksichtigt wurden – in chronologischer Folge nach den Geburtsjahren – vor allem Beiträge von bzw. über Einzelpersonen oder Familien, die um das Jahr 1933 in Ulm gelebt haben.

Oberstes Gebot der Redaktion war, so wenig wie möglich in die Texte einzugreifen, d. h. die mitgeteilten Daten wurden in der Regel übernommen. Sprachliche Besonderheiten, die sich aus der jahrzentelangen Abgeschiedenheit vom deutschen Sprachraum erklären, wurden belassen, sofern sie als stilistische Eigenheiten gewertet werden konnten. Einige sehr lange, zum Teil frei auf Band gesprochene Texte wurden gestrafft und gekürzt, fremdsprachige Beiträge ins Deutsche übersetzt. Für die engagierte und einfühlsame Redaktionsarbeit, ohne die das Erscheinen des Bandes wohl nicht möglich gewesen wäre, gilt mein herzlicher Dank Frau Dr. Maja Fassmann (Tübingen). Danken darf ich auch Herrn Dr. Uwe Schmidt (Ulm), der die den einzelnen Beiträgen vorange-

stellten biogaphischen Daten zusammengestellt und die Schlußredaktion besorgt hat.
In besonderer Weise gebührt mein aufrichtiger Dank all jenen, die – und dies mag im Einzelfall schwer geworden sein – mit der Aufzeichnung ihrer Erinnerungen und der Überlassung von Fotos die Grundlagen für diesen Band geschaffen haben. Herzlich danken möchte ich auch Herrn Oberbürgermeister Ernst Ludwig und dem Ulmer Gemeinderat für die großzügige Bereitstellung der finanziellen Mittel zur Durchführung des Projektes. Tatkräftige Unterstützung erhielt ich auch vom Stadtarchiv Ulm, in erster Linie durch Herrn Archivdirektor Professor Dr. Hans Eugen Specker; zu danken habe ich aber auch allen anderen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Stadtarchivs.
Dankbar erinnern möchte ich an dieser Stelle auch an all jene, die in den letzten Jahren mitgeholfen haben, ein neues, besseres Verhältnis zwischen Juden und Nichtjuden in Ulm aufzubauen. Stellvertretend für viele andere sei dafür der ehemalige, leider viel zu früh verstorbene Oberbürgermeister Dr. Hans Lorenser genannt. Möge der Band, bei dessen Vorbereitung mich die Erinnerung an meine geliebte, in Auschwitz vergaste Mutter Jenny Hilb-Moos und an unseren im Sechs-Tage-Krieg 1967 gefallenen Sohn Rafael begleitet hat, seinen Zweck erfüllen.

Tel Aviv, im Juli 1991 Otto Hilb

1 ROBERT HIRSCH

Geb. 1857 in Tübingen; Eltern: Leopold und Therese Hirsch; Rechtsanwalt; Freitod 1939; Vater von Leopold Hirsch II (Nr. 10)[1].

Robert Hirsch war der Sohn eines rechtsbewußten Vaters: Der 1807 geborene Leopold Hirsch, Landwirt und Altwarenhändler in Wankheim, hatte »in einem bei der Kgl. Kreisregierung in Reutlingen durchgeführten Verwaltungsstreitverfahren, dessen Akten dann überallhin in Württemberg beigezogen wurden, als erster württembergischer Jude die Erwerbung des Bürgerrechts in einer Stadtgemeinde durchgesetzt«[2]. So konnte er seit 1852 mit seiner Frau Therese, geb. Wormser, und den Söhnen in der Tübinger Haaggasse, dann im eigenen Haus in der Kronenstraße wohnen und einen Kleiderhandel betreiben.
Bald schon zeichnete sich ab, daß der 1857 als jüngster von 14 Söhnen geborene Robert die Hoffnung der Eltern, die in diesem Sohn den künftigen »Advokaten« sahen, erfüllen könnte. Als Klassenbester durchlief er die Elementarschule und das Gymnasium. Verschiedentlich mußte er erfahren, daß ihm christliche Mitschüler bei öffentlichen Preisverleihungen ungerechterweise vorgezogen wurden. Schon hier zeigte sich, daß der Junge ein geschärftes Rechtsempfinden hatte. In seinen Memoiren berichtet er: »Nach Abschluß des ersten Schuljahres wurde ich in der Hauptlokation Klassenerster, zweiter ein Kaufmannssohn Engelbert Mayer, dritter der Sohn des Kreisgerichtshofspräsidenten, Paul Schäfer; bei der öffentlichen Schlußfeier des Gymnasiums, dem die Elementarschule angegliedert war, wurde aber der Präsidentensohn Schäfer zum ersten, Mayer zum zweiten, ich zum dritten Schulpreis aufgerufen; vor der Festversammlung in der Aula erklärte ich dem Anstaltsleiter Rektor Pahl, diesen dritten Preis (der, wie die zwei ersten, aus drei Bleistiften in einem Etui bestand) [hätte] ich nicht verdient und [nähme] ich nicht an; dieses Verhalten des sechsjährigen Knirpses erregte natürlich Aufsehen[3].«
Im Herbst 1874 begann Robert Hirsch in seiner Heimatstadt das Studium der Rechtswissenschaft, das er – trotz langer Kneipabende bei der Tübinger Landsmannschaft Ghibellinia – bereits nach acht Semestern abschloß. Seine 1876 eingereichte Bearbeitung einer akademischen Preisaufgabe der Juristenfakultät »Über den Unterschied zwischen Mittäterschaft und Beihilfe« erhielt einen Preis, 1881 wurde sie als Dissertation anerkannt. Nach ausgezeichneten Examina und seinem in Ulm abgeleisteten Referendariat stellte er sich dem Justizministerium zur Verwendung im Staatsdienst zur Verfügung.

[1] Der Bericht wurde aus folgenden, von den Nachfahren zur Verfügung gestellten Zeugnissen erstellt: Auszug aus den *Erinnerungen des Dr. jur. Robert Hirsch*, geb. am 10. Juli 1857 in Tübingen, Rechtsanwalt in Ulm a. D., im Ruhestand in Stuttgart. Niedergeschrieben von November 1934 bis Februar 1935; *Manfred Schmid*, Erinnerungen aus dem 19. Jahrhundert: Von der Kneipe zur Katerfrühmesse. Aus den unveröffentlichten Aufzeichnungen des Tübinger Juden Robert Hirsch, Schwäbisches Tagblatt vom 5. Januar 1984; *Walter Strauss* (Hg.), Lebenszeichen. Juden aus Württemberg nach 1933, Gerlingen 1982, S. 121.
[2] *Erinnerungen* (wie Anm. 1), S. 4.
[3] *Ebd.*, S. 6.

Bereits zu Beginn seiner Laufbahn mußte er erkennen, daß das Justizministerium der staatsbürgerlichen Loyalität eines Juden mißtraute. In seinen 1934/35 verfaßten »Erinnerungen« berichtet er: »Ich wurde nunmehr zum Amtsanwalt beim Amtsgericht Münsingen bestellt, trat diese Stellung am 6. Mai 1880 an und bekleidete dieselbe bis 3. Oktober 1881. Vor meinem Aufzug machte ich dem Landgerichtspräsidenten Fr[eiherrn] von Gemmingen in Ulm, unter dem ich als Referendar am Landgericht beschäftigt gewesen war, meine Aufwartung. Er ließ mir, weil nicht ortsanwesend, durch den Kanzleivorstand mitteilen, das Justizministerium habe ihn anläßlich meiner Ernennung nach Münsingen beauftragt, mich in meinem Verhalten zu den in der zum Bezirk gehörenden Gemeinde Buttenhausen wohnenden Israeliten zu überwachen; er habe mich als korrekten und pflichtgetreuen Beamten kennengelernt und lehne daher eine derartige Beaufsichtigung ab, wolle aber nicht verfehlen, mir diese Anordnung des Ministeriums zur Kenntnis zu bringen[4].«
Hier wie auch auf den weiteren Stationen seiner weiteren Beamtenlaufbahn als stellvertretender Amtsrichter in Aalen, Schorndorf und Backnang gelang es Robert Hirsch, bald die Anerkennung und Freundschaft der Vorgesetzten, Kollegen und Honoratioren zu gewinnen. Über seine Stellung in Backnang, wo er den Amtsrichter vertrat, berichtet er: »Sowohl dieser als der Oberamtsrichter Grathwohl, der Oberamtsarzt Dr. Lohrmann und der Rechtsanwalt Wildt, mit denen ich zu verkehren hatte, waren Alte Herren des Tübinger Corps Frankonia; der dem Amtsgericht zugeteilte Referendar Fr[eiherr] von Liebenstein war Alter Herr des Tübinger Corps Suevia, und so wurde ich, der Nichtkorpsstudent und Jude, zuerst mit einer steifen Reserviertheit aufgenommen; aber schon nach kurzer Zeit ward ich so freundschaftlich behandelt, daß wir alltäglich beim Weinfrühschoppen, zu dem man sich trotz der reichlichen Beschäftigung Zeit nahm, als allabendlich zum Tapp in der Sorgschen Weinwirtschaft versammelt waren und sich ein herzliches Freundschaftsverhältnis herausbildete; namentlich im Frühjahr, zur Zeit des Waldmeisters, vereinigte uns zwei Monate lang jeden Abend beim Tappspiel eine nach dem Rezept Liebensteins, der den Tübinger Kneipnamen Feinfresser führte, gebraute Waldmeisterbowle, wie ich sie nach diesem Rezept auch später noch in meiner Familie zu trinken pflegte[5].« Vielfach baten ihn Vorgesetzte, die den überaus fleißigen Juristen schätzten, am Ort zu bleiben.
Allerdings zeigte es sich nun, daß Robert Hirschs Bewerbungen auf »definitive Amtsrichter- und Hilfsstaatsanwaltsstellen«, von denen er in den Jahren 1884 bis 1886 nicht weniger als 40 verfaßte, ausnahmslos abschlägig beschieden wurden. Es war offensichtlich, daß ihm Kollegen geringeren Dienstalters und schlechterer Zeugnisse vorgezogen wurden. Auf Anraten des Landgerichtspräsidenten von Glocker in Rottweil und des Ersten Staatsanwalts Schmoller in Ellwangen ersuchte Robert Hirsch schließlich um eine Audienz bei dem damaligen württembergischen Justizminister Dr. von Faber, die ihm am 12. Februar 1886 gewährt wurde. Im Verlauf der Unterredung legte ihm der Minister nahe,

[4] *Ebd.*, S. 14.
[5] *Ebd.*, S. 18.

aus dem Staatsdienst auszuscheiden und sich als Rechtsanwalt niederzulassen, da er durch das Landgericht Heilbronn »ungünstig begutachtet sei [...] Ich entgegnete, daß ich zur Rechtsanwaltschaft weniger Neigung habe und darum, wenn meine derzeitige Prädizierung durch das Landgericht Heilbronn meiner Anstellung zur Zeit entgegenstehe, abwarten möchte, bis sich dieselbe geändert haben würde. Nun trat der Minister ans Fenster und trommelte ungeduldig an den Fensterscheiben. Nach einer Weile drehte er sich wieder um und wandte sich an mich mit den Worten: ›Nun, dann will ich Ihnen sagen, ich nehme Anstand an Ihrer Konfession. Wir haben nun drei Israeliten angestellt, was schon mehr ist, als dem Prozentsatz der jüdischen Bevölkerung entspricht. Nun ist nach Ihnen noch ein Dr. Löwenstein unständig verwendet, und auch bei den neueren Dienstprüfungen finde ich immer wieder Glaubensgenossen von Ihnen beteiligt. Es wird Ihnen aber nicht entgangen sein, daß der Israelite als Beamter in den Bezirken Vorurteilen ausgesetzt ist. Ich weiß zwar, daß nach Reichs- und Landesstaatsrecht das religiöse Bekenntnis kein Hindernis der Anstellung bildet; allein das Recht der Krone bei Ausübung des Ernennungsrechts ist nicht gebunden, und angesichts der Bedenken, die ich gegen die Anstellung weiterer Israeliten habe, muß ich mich auch bei den Vorschlägen, welche ich dem König zu unterbreiten habe, demgemäß verhalten. Nach all dem muß ich Ihnen wiederholt nahelegen, ob Sie es nicht ins Auge fassen wollen, zur Rechtsanwaltschaft überzugehen; da fragt das Publikum nicht, ob einer Christ oder Israelit ist, es geht eben zum Tüchtigsten‹.«[6]

So mußte Robert Hirsch seinen langgehegten Berufswunsch begraben. Er ließ sich in Ulm, wo seine Brüder Julius und Rudolf die Firma Gebrüder Hirsch, seine Brüder Moritz und Heinrich die Firma M. & H. Hirsch betrieben, nieder.

Über sein weiteres Schicksal berichtet Landgerichtspräsident Alfred Marx: »Als Rechtsanwalt vertrat er in Bahn- und Postsachen häufig das damalige Königreich Württemberg. Seine Strafpraxis bestand vor allem aus Verteidigungen vor dem Kriegsgericht. Im Ersten Weltkrieg bestellte ihn die spanische Regierung als Schutzmacht zur Wahrnehmung der Rechte französischer Kriegsgefangener.

Seit 1. Januar 1890 war Robert Hirsch Mitglied und später stellvertretender Vorsitzender des israelitischen Vorsteheramtes in Ulm.

Obwohl ihn das Rechtsanwaltsgesetz von 1933 noch nicht zur Aufgabe seines Berufs gezwungen hätte, gab er die Zulassung unter den veränderten Umständen am 29. September 1933 auf und zog nach Stuttgart zu seinem Schwiegersohn. Der Reichsminister der Justiz hielt es für nötig, noch dem Neunundsiebzigjährigen einen Nadelstich zu versetzen, indem er ihm am 15. April 1936 untersagte, die Bezeichnung Rechtsanwalt i. R. zu führen. Dr. Robert Hirsch nahm sich den zunehmenden Verfolgungsdruck so zu Herzen, daß er sich in seinem hohen Alter Anfang 1939 selbst den Tod gab[7].«

[6] *Ebd.*, S. 20 f.
[7] *Strauss* (wie Anm. 1), S. 121.

2 SALOMON MOOS I

Rechtsanwalt Salomon Moos I wurde 1862 in Buchau am Federsee geboren und 1889 in Ulm zugelassen. Er war von 1904 bis 1919 im Bürgerausschuß von Ulm, und zwar bis 1909 als stellvertretender Obmann und bis 1919 als Obmann. Von 1919 bis 1922 gehörte er dem Gemeinderat der Stadt Ulm an. Er gab mit Schreiben vom 8. Mai 1933 die Zulassung auf und wanderte nach Frankreich aus. Er starb 1944.

3 BENNO GUMP

Rechtsanwalt Benno Gump, geboren 1864 in Ulm a.D., war dort Rechtsanwalt seit 1901. Da er schon im November 1936 in Ulm starb und bis dahin noch zugelassen war, mußte er zwar den Streicher-Boykott und das diffamierende Reichsbürgergesetz von 1935 erleben, aber nicht mehr die schlimmsten nachher einsetzenden Verfolgungsmaßnahmen.

4 OTTO THALMESSINGER

Rechtsanwalt Otto Thalmessinger wurde 1872 in Ulm geboren. 1899 erhielt er seine Zulassung als Rechtsanwalt in Stuttgart und 1932 das Notariat. 1933 wurde ihm das Notariat entzogen, und vermutlich 1938 verlor er auch die Zulassung zur Rechtsanwaltschaft. Anfang 1942 mußte er seinen Wohnsitz Stuttgart aufgeben und wurde zwangsweise nach Buchau umgesiedelt. Dort hat er sich am 21. Juli 1942 der mit Sicherheit bevorstehenden Deportation durch Freitod entzogen.

5 SIEGFRIED MANN

Vater von Hanne Serkey (Nr. 22) und Ernest Anthony Mann (Nr. 27).

Rechtsanwalt Siegfried Mann, 1877 in Ulm geboren, war dort seit 1905 Rechtsanwalt. Er war im Vorstand der Anwaltskammer und von 1924 bis 1933 Vorstand des Anwaltsvereins Ulm, zuletzt auch Angehöriger des Ehrengerichts. Im Ulmer Gemeinderat war er Mitglied der Deutsch-Demokratischen Fraktion. Seine Zulassung wurde auf 1. Dezember 1938 zurückgenommen. Beim Novemberpogrom erlitt der 61jährige Mißhandlungen. Er wanderte im April 1939 nach England aus und ging 1940 in die USA.

6 ALFRED NEUBURGER

Rechtsanwalt Alfred Neuburger, 1883 in Ulm geboren, war seit 1925 Rechtsanwalt in Ulm. Am 30. November 1938 wurde er aus der Rechtsanwaltschaft ausgeschlossen, hatte aber wegen der Boykottmaßnahmen die Praxis schon Ende 1936

aufgegeben und war dann bei der jüdischen Gemeinde als Verwalter der Synagoge bis zu ihrer Zerstörung am 9. November 1938 tätig. Im Anschluß an den Novemberpogrom wurde er verhaftet und war bis zum 28. Januar 1939 im Konzentrationslager Dachau. Noch im Januar 1944 erreichte ihn der Deportationsbefehl in Neu-Ulm. In einem Abschiedsbrief an seinen Sohn vom 11. Januar 1944 hoffte er »auf ein nicht zu fernes, frohes und gesundes Wiedersehen«, aber von der Reise nach Theresienstadt am 13. Januar 1944 kehrte er nicht zurück, weil er im Oktober 1944 nach dem Todeslager Auschwitz weiterverschleppt wurde.

7 ERNST MOOS

Geb. 1884 in Ulm; Eltern: Heinrich und Hannchen Moos; Rechtsanwalt; ermordet 1944 in Auschwitz.

Rechtsanwalt Ernst Moos, 1884 in Ulm geboren, war dort Anwalt seit 1912. Im Ersten Weltkrieg war er Offizier und wurde mit beiden Eisernen Kreuzen ausgezeichnet. Am 29. Oktober 1938 wurde ihm die Zulassung entzogen. Er blieb weiterhin als Konsulent für Juden zugelassen. In dieser Eigenschaft, vor allem aber als Mitglied des Vorstandes der jüdischen Kultusvereinigung Württemberg seit 1940 und als stellvertretender und geschäftsführender Vorsitzender des Vorstandes seit 1941 und noch im gleichen Jahr nach der Verhaftung von Dr. Gumbel als Vorsitzender der jüdischen Kultusvereinigung, hat er in schwerster Zeit für seine Leidensgenossen das erreicht, was unter den damaligen Umständen überhaupt noch möglich war. Ernst Moos war eine Persönlichkeit, die selbst Gestapobeamten, mit denen er fast täglich zu verhandeln hatte, Respekt einflößte. Von heiterer Natur und unverwüstlichem Optimismus wollte er bis zuletzt einfach nicht glauben, daß Menschen zu dem fähig seien, wessen sie eben doch fähig waren. Als am 10. Juni 1943 die jüdische Kultusvereinigung aufgelöst wurde, brachte man ihn zunächst auf einige Tage in ein Stuttgarter Gefängnis, aus dem er, von Ungeziefer zerstochen, entlassen wurde, aber nur, damit er die Fahrt nach Theresienstadt antreten konnte und von dort am 28. Oktober 1944 die letzte Reise in den Tod nach Auschwitz.

8 HUGO NEUHAUS

Geb. 1885 in Ellwangen; Arzt; Emigration in die USA; gest. 1959 in Freeport/USA.

Mein Vater Dr. Hugo Neuhaus, 1885 in Ellwangen geboren, starb 1959 in Freeport, Long Island. 1920 heiratete er Marie Röschen Siegheim, 1890 in Oberschlesien geboren und 1974 in Yonkers, N.Y., gestorben. Hugo promovierte zu Dr. med. in Freiburg im Breisgau und praktizierte von 1914 bis 1936 in Ulm als Kinderarzt, von 1936 bis zu seinem Tod 1959 auf Long Island.
Marie Röschen machte 1909 das Examen als Lehrerin und ließ sich dann als Kinderschwester ausbilden. Bis zu ihrer Heirat widmete sie sich verschiedenen karitativen Aufgaben, nachher arbeitete sie in der Praxis ihres Mannes als Sprechstun-

denhilfe und Schwester. Die beiden hatten zwei Kinder: Gottfried, geboren 1926, und Barbara Eva, geboren 1928.
Hugo, Marie und die Kinder emigrierten im August 1936 aus Ulm über Antwerpen in die Vereinigten Staaten.
Ich, Gottfried Neuhaus, absolvierte das Harvard College und unterrichtete in der Schule; ich war in verschiedenen geschäftlichen und Verwaltungsfunktionen für die Schering-Plough International in Kenilworth, N.J., tätig, ein Unternehmen, das pharmazeutische und gesundheitsfördernde Produkte herstellt und für das ich noch heute arbeite. Ich bin verheiratet mit Helen, geb. Bull, 1928 in den USA geboren, die den B.A. von Cornell und den M.A. von Harvard erworben hat. Sie unterrichtete Englisch am College, in der High School und der Grundschule. Wir haben folgende Kinder: John Gottfried, geboren 1953, Barbara Gifford, geboren 1955, Joseph Emanuel, geboren 1957, Elizabeth Marie, geboren 1959 und Susanna Margaret, geboren 1961.
Meine Schwester Professor Barbara Eva Neuhaus ist Fakultätsmitglied der School of Occupational Therapy am College of Physicians und Surgeons, Columbia University, gegenwärtig als Direktorin der Fakultät. Sie erwarb den Bachelor-Grad am Keuka College, Keuka, N.Y., den Master-Grad und den Doktortitel an der Columbia University. Seit 1952 arbeitete sie in vielen verschiedenen Verwaltungs-, Klinik- und Universitätsstellungen für Beschäftigungstherapie.

9 FELIX MOOS

Geb. 1887 in Ulm; Eltern: Julius und Reike Moos; 1941 Emigration in die USA.

Ich bin in Ulm geboren und kam im April 1941 im Alter von 54 Jahren in die USA, nachdem ich vorher in Belgien, England und kurze Zeit in Mexiko gelebt hatte. Sehr rasch fand ich heraus, daß meine früheren Stellungen als Handels- und Verwaltungsdirektor der Motorenfabrik Oberursel (später aufgegangen in den Deutz Motorenwerken) und der Nähmaschinenfabriken Haid & Neu AG in Karlsruhe nichts dazu beitrugen, einen Posten in dieser Richtung zu bekommen. Ich beschloß, in einer Art halbem Ruhestand zu leben und mein Einkommen aus Kapitalanlagen als Buchprüfer und Steuerberater aufzubessern. Gesellschaftlich komme ich fast nur mit jüdischen Emigranten aus Deutschland zusammen, besonders mit Angehörigen des »Berkeley jüdischer Kreis«, dessen Mitglied ich bin. So war mein Leben in diesem Land hier im Grunde eine Fortsetzung meines Lebens in Deutschland.

10 LEOPOLD HIRSCH*

Geb. 1887 in Ulm; Eltern: Robert (Nr. 1) und Friederike Hirsch; Rechtsanwalt; 1939 Emigration in die USA; Buchhalter; gest. 1973 in New Orleans, Louisiana; Vater von Susan Rosen (Nr. 53).

* Der Bericht stützt sich auf Dokumente und Briefe aus dem Nachlaß Robert Hirschs.

Der Ulmer Rechtsanwalt Robert Hirsch hatte zwei Söhne, die beide in die Fußstapfen des Vaters traten. Doch nur der ältere, Leopold Hirsch, konnte – nach seiner Entlassung aus amerikanischer Kriegsgefangenschaft – als promovierter Jurist in die Rechtsanwaltspraxis seines Vaters eintreten. Der jüngere, der Referendar Otto Hirsch, fiel am 15. Juni 1915 als kriegsfreiwilliger Angehöriger der Württembergischen Schneeschuhkompanie im Gefecht am Hilsenfirst.
Leopold Hirsch engagierte sich im gesellschaftlichen Leben Ulms und innerhalb der jüdischen Gemeinde. 1919–1933 war er Syndikus des Ulmer Detaillistenvereins; 1923 wurde er zum Mitglied des Israelitischen Kirchenvorsteheramts gewählt, nach 1933 zum Vorsitzenden; ebenso war er Vorsitzender der Ulmer Ortsgruppe des »Zentralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens«. Aus seiner Ehe mit Dora, geb. Elsas, gingen zwei Kinder hervor: Susan Rosen und Irene Hirsch.
Das 1933 erlassene »Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums«, durch das »nichtarische« Rechtsanwälte die Zulassung verloren, gefährdete seine Existenz. Zunächst konnte er als ehemaliger Leutnant der Landwehr und »Frontkämpfer« Ausnahmeregelungen erreichen; die ersten Verfolgungsmaßnahmen trafen ihn noch nicht. In einem Brief an Alfred Marx schrieb er: »Im November 1933 war ich wohl einer von wenigen, der nicht in ein Konzentrationslager kam, sondern offiziell als Vertreter der Juden in Ulm anerkannt wurde. Dies war wohl auf vielfache persönliche Verbindung mit Polizeidirektor Dreher und der Gestapo zurückzuführen[1].« Der Rechtsanwalt versuchte in dieser Zeit, mit zahllosen Eingaben den in Dachau internierten »Schutzhäftlingen« beizustehen, was ihn in große Gefahr brachte. Eine drohende Verhaftung konnte noch abgewendet werden: »Als die Lagerleitung des KZ Dachau bei der Gestapo in Stuttgart meine Einlieferung wünschte, falls ich Jude sei (wegen Mangels an Respekt für diese Behörde in meinen Eingaben), wurde mir das Original mit nach Hause gegeben zur Anfertigung einer Äußerung; daraufhin war die Angelegenheit erledigt[2].«
Am 29. Oktober 1938 verlor Leopold Hirsch seine Zulassung als Rechtsanwalt. Er war dann nur noch als »jüdischer Konsulent« zugelassen. Im März 1939 wanderte er in die USA aus.
Er starb 1973 in New Orleans, Louisiana, wo er als Buchhalter gearbeitet hatte[3].

11 ALFRED MAYER

Rechtsanwalt Alfred Mayer, 1889 in Ulm geboren, war in Stuttgart seit 1920 zugelassen. Im Ersten Weltkrieg war er Frontoffizier. Im Dezember 1935 wanderte er nach Argentinien aus, wo er Anstellung in einer Kunstseidenweberei fand.

[1] Brief Leopold Hirschs an Alfred Marx vom 17. Dezember 1966.
[2] *Ebd.*
[3] *Strauss*, S. 119.

12 ELISE (LIESL) MATILDA HENLE

Geb. 1894 in Ulm; Eltern: Simon und Jette Henle; Kauffrau; 1939 Emigration in die USA; Schneiderin.

Sie berichtet auch über ihre Geschwister:

Berta
Geb. 1879 in Ulm; Kauffrau; Emigration 1939 in die USA; Schneiderin; gest. 1963 in Portland/USA.

Max
Geb. 1882; Kaufmann; ermordet in Auschwitz.

Cäcilia (Ceil)
Geb. 1884 in Ulm; Schneiderin; 1939 Emigration in die USA; Schneiderin; gest. 1974 in Portland/USA.

Karl
Geb. 1890 in Ulm; kaufmännischer Angestellter; 1938 Emigration in die USA; Buchhalter; gest. 1981 in St. Paul, Minnesota/USA.

Dieser Bericht bezieht sich auf vier Mitglieder der Familie Simon Henle, der das Gebäude am Münsterplatz 50, Ecke Lautenberg in Ulm gehörte: Bertha, geb. am 1. Oktober 1879, gest. am 23. November 1963, Cäcilia (Ceil), geb. am 25. Dezember 1884, gest. am 1. Juni 1974, Karl Joseph, geb. am 13. April 1890, gest. am 18. Mai 1981 und Elise Matilda (Liesl), geb. am 21. März 1894. Die Familie führte einen Kurzwarenladen unter dem Namen »E. Henle« im Erdgeschoß. Wir selbst wohnten im zweiten Stock. Die weiteren Wohnungen waren an mehrere Mieter vergeben. Unter ihnen befand sich Karl Kraus, ein Münchner Architekt, Mitglied der SA und ein Scharfmacher der Nazigruppierungen in Ulm. Seine Frau war eine berühmte Malerin. Ein weiterer Mieter war das »Architektenbüro«. Der Name eines der Architekten, der dort arbeitete, war »Unseld«; auch er war künstlerisch tätig. Ein weiterer Mieter war ein Baron, der uns vollkommen ignorierte. Später fanden wir heraus, daß er Mitglied der SS war und jahrelang einen hohen Posten in der Partei innehatte. Als ich 1894 geboren wurde, führte Albert Einsteins Vater ein Zigarrengeschäft im Erdgeschoß.

Karl

Mein Bruder Karl besuchte die Oberrealschule, anschließend eine Berufsschule. Um seine Kenntnisse in der französischen und englischen Sprache zu verbessern, arbeitete er ein Jahr lang als Lehrling in einem Warenhaus in Straßburg und ein weiteres Jahr – zusammen mit seinem Freund Robert Ulman – als Angestellter eines Warenhauses in London.
Im Ersten Weltkrieg erhielt Karl das Eiserne Kreuz 1. Klasse und weitere Auszeichnungen. Er wurde in Frankreich verwundet und kam in Deutschland ins

Krankenhaus. Als er entlassen wurde, erhielt er zusammen mit neun anderen Soldaten eine Einladung von Baron Hochdorf zu einem mehrwöchigen Erholungsurlaub in einem Schloß. Der Baron war wegen seiner fortwährenden Großzügigkeit gegenüber verwundeten Soldaten vom Militärdienst befreit. Die Köchin, Fräulein Marie, war ein Original. Sie umsorgte die Soldaten wie eine Mutter. Der Verwalter des Anwesens hielt mehrmals die Woche Andachten ab; die Soldaten waren angehalten, sie zu besuchen. Später fand man heraus, daß dieser Mann den Baron bestohlen und das Diebesgut verkauft hatte.
Später war Karl ein Jahr lang Kriegsgefangener in Frankreich. Aufgrund seiner Sprachkenntnisse wurde er als Dolmetscher eingesetzt; zur Unterstützung wurde ihm eine Ordonnanz beigeordnet.
Mitte der dreißiger Jahre besuchte Karl die USA, um die dortigen Lebensbedingungen und Arbeitsmöglichkeiten zu erkunden. Er wohnte bei unserem Onkel Henry, einem Bruder unseres Vaters. Nach ein paar Wochen kehrte er nach Deutschland zurück.
Zusammen mit einem Freund gründete er einen Klub zur Vorbereitung junger jüdischer Frauen auf das gesellschaftliche Leben. Eines Abends lud er eine Freundin nach dem Unterricht noch ins Café ein und begleitete sie anschließend nach Hause. Die junge Dame war Hanny Mann, die Tochter eines sehr angesehenen Juden, der Mitglied des Ulmer Stadtrats war. Auf seinem Nachhauseweg überfiel ihn eine Bande junger Männer und schlug ihn zusammen. Wahrscheinlich dachten sie, daß das Mädchen eine Nichtjüdin gewesen sei. Zu jener Zeit war es Juden und Nichtjuden verboten, miteinander Umgang zu pflegen. Als Karl nach Hause kam, wollte er nichts erzählen. Erst am nächsten Tag erzählte er der Familie, was passiert war. Dann konsultierte er einen Rechtsanwalt, der ihm aber sagte, daß man nichts unternehmen könne. Unter diesen Umständen hielt es die Familie für das Beste, wenn Karl in die USA auswanderte. Am Morgen nach der Kristallnacht wurde Karl in das Hauptquartier der Gestapo zitiert, um seine Ausreisepapiere abzuholen. Am 24. Dezember 1938 verließ er Ulm. Er ging zunächst nach Amsterdam, wo er im Haus seines Freundes Robert Ulman auf die Abfahrt seines Schiffes, der »Rotterdam«, wartete. Im Januar 1939 erreichte er St. Paul. Da eine wirtschaftliche Flaute herrschte und viele US-Bürger arbeitslos waren, war es für ihn sehr schwer, Arbeit zu finden. Zum Glück konnte er bei seinen Verwandten wohnen und sich mit Gelegenheitsarbeiten über Wasser halten. Unser Onkel Henry Henly hatte sechs Söhne und eine Tochter, die alle verheiratet waren und Kinder hatten. Sie waren alle sehr nett, und ihre Nachkommen stehen mir immer noch nahe.
Schließlich fand Karl eine Anstellung als Buchhalter. Nach verschiedenen Stellenwechseln fand er eine dauerhafte Anstellung in einem Schlachthaus in South St. Paul, einem Vorort von St. Paul, Minnesota. Dort arbeitete er zwanzig Jahre lang, bis er im Alter von 70 Jahren in Rente ging. Doch während all der Jahre verdiente er nur die Hälfte dessen, was der Mann erhielt, der mit einem Schlauch die Böden des Schlachthauses reinigte und Gewerkschaftsmitglied war.
Mit dem Auto brauchte er zwei Stunden bis zu seinem Arbeitsplatz. Karl kaufte ein Auto. Unser Vermieter lehrte ihn zu fahren; nach zwei Tagen benutzte er es, um zur Arbeit zu fahren. Seither hatte Karl immer ein Auto, und wir machten

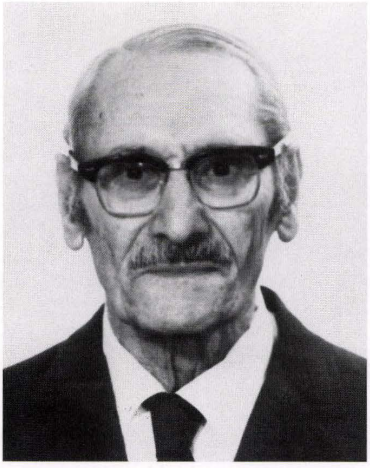
viele wunderschöne Ausflüge ins Land und zu einigen der tausenden Seen Minnesotas. Keine von uns lernte fahren.
Karl war beliebt. Seine Hobbys waren Bridgespielen, Briefmarkensammeln, Kranke besuchen und mit ihnen Bridge zu spielen. Kurz nach seiner Ankunft in St. Paul lehrte er seine jungen Cousins Skifahren. Er war sehr talentiert, machte Grußkarten für seine Freunde und Bleistift- und Federzeichnungen. Er lernte auch Spanisch. In seinem Urlaub reiste er mehrmals nach Mexiko, um den aus Ulm stammenden Albert Sänger und seine Familie zu besuchen. Später zog die Familie Sänger ebenfalls in die USA, und die Freundschaft bestand fort.
Im Ruhestand wurde Karl aktives Mitglied des St. Paul Jewish Community Center und des Jewish Family Service. Er wirkte in Ausschüssen und Komitees mit und übernahm viele ehrenamtliche Aufgaben. Er nahm an literarischen Kursen teil und veröffentlichte einige seiner Arbeiten in der Zeitung des Jewish Community Center.

Bertha, Ceil und Elise

Nach der Kristallnacht wurde den jüdischen Männern befohlen, die Glasscherben zusammenzukehren und die Straßen zu säubern. Wir durften unser Geschäft nicht mehr weiterführen und fühlten uns zunehmend bedroht. Eines Tages machten Bertha, Ceil und ich einen Spaziergang. Eine Gruppe uns gänzlich unbekannter Menschen ging vorbei und rief uns zu: »Was tut ihr hier? Geht heim!«
Daraufhin beantragten Bertha, Ceil und ich die Ausreisevisa; es dauerte lange, bis wir sie vom amerikanischen Konsulat in Stuttgart erhielten. Als wir unsere bereits bezahlten Fahrkarten vom Reisebüro abholen wollten, hieß es: »Wissen Sie nicht, daß Krieg ist? Sie können nicht ausreisen!« (weil die Deutschen nach Polen einmarschiert waren). Wir erhielten keine Entschädigung. Einige Wochen später konnten wir uns andere Fahrkarten besorgen; diesmal mit holländischem Geld, das uns unser Freund Robert Ulman lieh.
Im September 1939 verließen wir schließlich Ulm. Als wir gerade dabei waren, das Haus zu verlassen und die Tür zu verschließen, kam der Postbote und händigte uns ein Schreiben der Gestapo aus mit der Anordnung, das Haus zu verlassen. Das machte die Abreise weniger traurig. Resi Weglein und Alice Straßburger kamen, um uns zum Bahnhof zu begleiten. Eine der Töchter der Familie Hilb, die ein Geschäft in der Bahnhofstraße hatte, begleitete uns auf unserer Reise von Ulm nach New York. Im Zug nach Amsterdam überprüfte ein Kontrolleur unsere Dokumente; an der letzten Station vor der Grenze zu Holland hörten wir eine laute Durchsage: »Alle Juden heraus!« – Bertha hatte die Geistesgegenwart, uns zuzuflüstern, wir sollten sitzenbleiben. Wir bemerkten später, daß einige, die dem Befehl Folge geleistet hatten, nicht in den Zug zurückkehrten; wir erfuhren nie, was mit denen geschah, die zurückgehalten wurden.
Auch wir wohnten bei der Familie Ulman in Amsterdam, als wir auf unser Schiff warteten. Es war ein holländisches Schiff, eines der ältesten, das noch in Diensten stand; dabei hatte es 300 Passagiere mehr an Bord als zulässig. Diese 300 Passagiere waren deutsch-amerikanische Frauen, die von Adolf Hitler zu



Ehemaliges Geschäfts- und Wohnhaus der Familie Henle, Ecke Münsterplatz/Lautenberg. Rechts im Fenster stehend Elise Henle.



Karl Henle.



Ceil Henle im Garten ihres Hauses in Saint Paul, Minnesota.

einem Deutschlandbesuch eingeladen worden waren. Er hatte ihnen Deutschland von seiner besten Seite zeigen lassen, um sie zum Nationalsozialismus zu bekehren, was ihm gelungen war. Wir waren sehr unglücklich darüber, mit diesen Leuten verkehren zu müssen. Ich war die ganze Fahrt über seekrank. Am 31. Oktober (Halloween) kam unser Schiff nach 10tägiger Reise in New York an. Als wir an Land gingen, kam ein Mann auf uns zu und fragte, ob wir in New York bleiben oder weiterreisen wollten. Wir antworteten ihm, daß wir weiterreisen wollten, und er sagte, er könne uns die Zugfahrkarten besorgen. Wir nahmen sein Angebot an, und nachdem wir eine Woche bei unseren Verwandten in New York verbracht hatten, machten wir uns auf den Weg nach St. Paul. Nach einiger Zeit bemerkten wir, daß wir in einem Bummelzug saßen, der an jeder Station hielt. Mir war die ganze Fahrt über schlecht. Wir brauchten zwei Tage und zwei Nächte, bis wir in St. Paul ankamen.

Bertha

Zu Hause in Ulm hatte Bertha im Geschäft unserer Familie gearbeitet. Als wir in den USA ankamen, war Bertha 60 Jahre alt. Sie arbeitete für verschiedene Bekleidungsgeschäfte in der Änderungsabteilung. Mit 67 Jahren ging sie in Rente. Ihre letzten Jahre verbrachte Bertha in einem Pflegeheim. Dort starb sie nach langer und schmerzhafter Krankheit (Arthritis).

Ceil

In Ulm hatte Ceil ihre Damenschneiderei in unserem Haus gleich neben unserem Geschäft gehabt. Nach dem Ersten Weltkrieg richtete sie dort einen Laden für Sport- und Arbeitsbekleidung ein. Als sie in St. Paul ankam, begann sie zunächst damit, bei sich zu Hause Damenkleider zu schneidern und nebenher in einer Änderungsschneiderei zu arbeiten. Schließlich nahm sie eine Ganztagesstelle in einer Änderungsschneiderei an, wo sie blieb, bis sie in Rente ging.

Elise

Als wir in Ulm lebten, half ich sowohl im Familiengeschäft als auch in unserem Haushalt mit. Als Bertha, Ceil und ich nach St. Paul kamen, wohnten wir zunächst in einem Hotel in der Lower Summit Avenue, bis wir schließlich in der Portland Avenue 609 zwischen Dale und Kent Street eine Wohnung fanden. Dort blieben wir neun Jahre lang, obwohl die Wohnung nur ein Schlafzimmer hatte, welches Karl benutzte. Bertha und Ceil schliefen in einem Wintergarten mit vier Fenstern, und ich schlief in dem Wohnzimmer auf dem Sofa. Da wir sehr sparsam lebten und alle arbeiten gingen, konnten wir uns schließlich ein Doppelhaus in der Portland Avenue 512 kaufen, ein sehr schönes, geräumiges, altes Gebäude. Ceil war geschickt im Umgang mit Pflanzen, und so übernahm sie die Pflege unseres wunderschönen Gartens, den viele Passanten bewunderten.

Als wir nach St. Paul kamen, war es für uns anfangs sehr schwer, Arbeit zu finden. Hier einige meiner Erfahrungen.

Als ich 1939 in dieses Land immigrierte, war ich bereit, jegliche Arbeit anzunehmen, um etwas Geld zu verdienen. Also arbeitete ich zunächst als Hausangestellte. Meine erste »Herrschaft« war sehr wohlhabend. Sie bot mir einen Stundenlohn von 25 Cents an. Schon früh am Morgen erschien ich zur Arbeit, putzte das ganze Haus, erledigte viele Sonderwünsche und kochte eine anspruchsvolle Mahlzeit. Die Hausherrin gab zu erkennen, daß sie mit meiner Arbeit zufrieden sei. Während die Familie aß, räumte ich die Küche auf, so daß ich anschließend nur noch das Geschirr waschen mußte. Da kam die Hausherrin in die Küche und erklärte mir, daß das Putzen und Abwaschen ja nicht viel Intelligenz erfordere und sie mir deshalb für derlei Tätigkeiten nur 20 Cents die Stunde geben würde, für das Kochen aber 25 Cents. Es war mir unmöglich dahinterzukommen, wie sie den Betrag, den ich schließlich erhielt, errechnet hatte. Ich wagte nicht, mich zu beschweren, da ich auf das Geld angewiesen war.

Im nächsten Haushalt brachte die Hausherrin genügend Interesse für mich auf, um mich in die Feinheiten des Tischdeckens, Servierens usw. einzuweihen. Nachdem ich den Tisch gedeckt hatte, stellte sie vor jedes Gedeck einen Stuhl, um zu sehen, ob sie gleichmäßig arrangiert seien. In der Küche durfte ich mich mit dem Koch oder dem Dienstmädchen nur flüsternd besprechen. Eines Tages erzählte mir meine Chefin, daß ihre Schwester eine große Party plane, bei der ich die Gäste bedienen sollte. Ohne mich zu fragen hatte meine Chefin eine Uniform gekauft, die ich tragen sollte und sogar selbst bezahlen mußte. Doch

sah diese Uniform so schäbig aus, daß ich sie zurückgab und eine bessere kaufte. Die ganze Episode kostete mich mehr, als ich für meine Mithilfe erhielt.
Während des Zweiten Weltkrieges arbeitete ich in einer Segelflugzeugfabrik. Danach arbeitete ich für einen Schneider und danach in der Änderungsabteilung des Kaufhauses Field Schlick Company. Dort blieb ich zehn Jahre lang, bis ich im Alter von 65 Jahren in Rente ging.
Wir schlossen uns der Gemeinde der Mount Zion Temple Synagoge an, der ich nach wie vor angehöre.
Im Herbst 1968, als wir noch in unserem Haus in der Portland Avenue wohnten, hatten wir ein schreckliches Erlebnis. Während der Nacht brachen zwei Männer durch die Küchentüre in das Haus ein und verlangten von Karl Geld. Er sagte ihnen, daß er keines hätte. Zu diesem Zeitpunkt kamen Ceil und ich hinzu. Die Männer schlugen auf uns ein und stießen Ceil gegen die Wand. Sie zwangen Karl, sich auf den Boden zu legen; einer der Männer stellte einen Stuhl über ihn, auf den er sich setzte. Dann gelang es ihnen, meine Geldbörse zu finden, die sie leerten. Zum Glück war nicht viel Geld darin. Schließlich gingen sie. Die Nachbarn hatten das Licht in unserem Haus bemerkt und unsere Hilfeschreie gehört. Sie riefen die Polizei, doch waren die Männer längst verschwunden, als sie erschien. Die Polizisten dachten nicht im entferntesten daran, die Gegend nach den Männern zu durchkämmen. Sie erkundeten statt dessen gewissenhaft unseren familiären Hintergrund und notierten unsere Antworten in ihre Berichtsbögen. Die Einbrecher wurden nie gefaßt. Es brauchte geraume Zeit, bis wir uns von diesem Erlebnis erholt hatten. Nach dieser Episode fühlten wir uns in der Gegend nicht mehr sicher, und so bald wie möglich zogen wir in eine sehr schöne Wohnung in der Randolph Avenue 1440 um.
Karl und ich reisten 1974 nach Deutschland, wo wir Freunde in der Gegend von Ulm und Stuttgart besuchten. Keiner unserer jüdischen Freunde lebte mehr dort, außer Julius und Helen Friedman in Stuttgart, Alfred Moos und Resi Weglein in Ulm, letztere war in Theresienstadt gewesen. Unser Haus in Ulm war von der amerikanischen Luftwaffe bombardiert worden, das Grundstück wurde als Parkplatz genutzt. Für Karl und mich war das ein trauriger Anblick.
Im September 1984 reiste ich erneut nach Deutschland, diesmal mit dem Sohn meines Neffen, Henry Henly. Wir wohnten bei Freunden, bei der Familie Hefele in Offenburg und Leonberg, bei Wolfgang und Margot Estler und deren Familie in Würzburg, bei Pfarrer Hans Spohn und seiner Frau in Bad Mergentheim und auch bei Julius und Helen Friedman in Stuttgart.
Damit Henry sehen konnte, wo seine Großeltern gelebt hatten, fuhren wir nach Laupheim. Doch konnten wir das Haus nicht finden. So gingen wir zum Bürgermeisteramt, wo uns freundliche Leute halfen, die Henlesche Heimstätte zu finden. Sie gaben uns auch ein wundervolles Buch über Laupheim, und ich erhalte noch jedes Jahr Einladungen. Auch von Ulm habe ich Einladungen erhalten, doch kann ich mir in meinem Alter keine langen Reisen mehr zumuten.
Ich fand das Haus meiner Mutter. Es war eine Freude zu sehen, daß es sehr gut gepflegt war, doch war keine Zeit, die gegenwärtigen Besitzer zu fragen, ob wir das Haus betreten durften. Wir gingen zum jüdischen Friedhof in Laupheim und fanden ihn in einem guten Zustand vor. Unsere Vorfahren waren hier beerdigt, und Henry fotografierte das Grab seiner Urgroßeltern.

Durch die Jahre hinweg war es mir möglich, eine Reihe von sehr interessanten Reisen mit der Minnesota Historical Society Tours zu unternehmen, etwa nach England, Skandinavien, Rußland, New England und in die Hudson's Bay, wo wir die Eskimos sahen.
Ich lebe nach wie vor in der Wohnung in der Randolph Avenue 1440 in St. Paul, und ich fühle mich sehr wohl. Meine liebe Freundin und Haushälterin kommt täglich, von Montag bis Freitag um sieben Uhr, und sie bleibt bis zum frühen Nachmittag. Mit ihrem Wagen fährt sie mich zum Arzt, sie besucht mit mir zusammen meine Freundinnen im jüdischen Pflegeheim, sie begleitet mich zu allen Veranstaltungen im jüdischen Gemeindezentrum, unterhält mich, lädt mich zu sich nach Hause zum Mittagessen ein usw.
Ich habe so viele nahe Verwandte in der Henlyfamilie, die mich besuchen, mich anrufen oder mir schreiben, so daß ich mich trotz meines Alters nicht für vergessen halte. Im März 1989 gaben sie anläßlich meines 96. Geburtstages eine große Party, zu der alle Verwandten aus sah und fern eingeladen waren. Es war ein schönes Fest.
Ich bin meinen Verwandten und Freunden dankbar dafür, daß sie unsere Jahre in den USA so angenehm machten und daß sie mir auch jetzt zur Seite stehen.

Anhang

Wir hatten noch einen Bruder, Max (geb. 1882). Er studierte, wurde Ingenieur und fand in Deutschland eine Anstellung. Er heiratete Meta Lichtenau. Sie hatten einen Sohn, Paul Simon. Max führte später ein Schuhgeschäft in Gerolzhofen.
Nachdem wir uns in St. Paul niedergelassen hatten, wandten wir uns an eine Sozialbehörde, die unsere Bemühungen unterstützen sollte, die Ausreise von Max und seiner Familie zu erreichen. Alle Dokumente lagen bereit, alle Vorbereitungen waren getroffen, und wir warteten auf eine Nachricht, daß sie kommen durften. Wir kannten andere Leute, die ähnliche Anträge gestellt hatten und ebenfalls auf Antwort warteten. Nach Monaten erfuhren wir von einem von ihnen, daß die Aktendeckel mit den wichtigen Papieren noch immer unbearbeitet im Tisch des Sozialarbeiters lagen. Nichts war für unsere Sache getan worden! – und es war ZU SPÄT.
Später erfuhren wir, daß Max und seine Familie nach Auschwitz geschickt worden waren.

13 ALICE STRASSBURGER, geb. NÖRDLINGER

Geb. 1894 in Buchau; verh. mit dem Ulmer Rabbiner Ferdinand Strassburger.

Die Nichte des Rabbiners, Martha Price, berichtet:
»Alice Strassburger nahm später ihre Eltern, das Ehepaar Dr. Nördlinger, zu sich in die Wohnung. Dr. Nördlinger starb 1932 und die beiden Damen lebten nun zusammen, bis sie beide ins Konzentrationslager abgefahren wurden und dort umkamen.



Berthold Strassburger, Sohn des Rabbiners Ferdinand Strassburger.

Die beiden Söhne Strassburger gingen mit einem Jugendalija-Transport nach Palästina und wanderten illegal ein. Beide lebten im Kibbuz Kfar Menachem. Dort kam Helmut ganz jung ums Leben, als sein Traktor umstürzte. Berthold heiratete im Kibbuz und hatte vier Kinder. Er selbst starb an einem Herzleiden (wie alle Strassburger).«

14 GRETE MOOS, geb. LEBRECHT*

Geb. 1896 in Ulm; Eltern: Gustav und Gisela Lebrecht; 1921 Heirat mit Karl Julius Moos; 1940 Emigration über Luxemburg, Frankreich und Portugal in die USA (1942); Klavierlehrerin; 1961 Rückkehr nach Ulm; gest. 1989 in Stuttgart; Schwester von Fritz Lebrecht (Nr. 18) und Mutter von Gerard G. Moss (Nr. 49) und Gabriele Gatzert (Nr. 51).

Als Ulmer Spatz bin ich am 30. Juni 1896 geboren, Tochter des Ulmer Lederfabrikanten Gustav Lebrecht, Mitinhaber der Fa. Gabriel Lebrecht, der größten Soh-

* April 1977 (neu geschrieben 1982).

lenlederfabrik Süddeutschlands mit Filialen in Frankfurt a. M., Niddastraße und in Graulhet, Frankreich. Meine Mutter war Münchnerin. Ihr Vater hatte das größte Textilwarengeschäft Bayerns, Fa. H. I. Gutmann en gros & en detail. Mein Ulmer Großvater Heinrich Lebrecht war im Ulmer Stadtrat. Wir sind jüdischen Glaubens. Unser Stammbaum geht auf das 17. Jahrhundert zurück. Ich war auf meine erstklassige Familie sehr stolz.

Ich hatte eine ungetrübte Kindheit. Wir bewohnten ein Patrizierhaus zusammen mit meinen lieben Großeltern. Diese lebten im ersten Stock, meine Eltern im zweiten Stock. Unten befanden sich die Geschäftsräume, im Hinterhof die Lagerräume. In späteren Jahren wurde das Geschäft in die Fabrik, Wielandstraße 50, verlegt. Wir hatten ein harmonisches Familienleben, die Eltern lebten in glücklicher Ehe. Ich war die Älteste und hatte zwei Brüder, Otto und Fritz.

Wir waren sehr liberal und sonderten uns nicht ab. Das Weihnachtsfest wurde in der Familie mit einem hübschen Christbaum, vollbehangen, und Geschenken und »schwäbischen Gutsle« gefeiert. Puppenküche, Salon, Kaufladen, Eisenbahn für die Brüder durften nicht fehlen. Meine Mutter war ein Schöngeist, in Sprachen bewandert. Wir wuchsen zärtlich – abends nie ohne Gutenachtkuß – auf. Sozial war meine Mutter in der Armenpflege und beim Jugendgericht tätig. Selbstverständlich, daß jede Woche das Essen abwechselnd von evangelischen und katholischen Schwestern geholt wurde. In meiner Ehe später ebenfalls. An Weihnachten wurde der Diakonissenverein, der Krippenverein mit Spenden bedacht. Wir waren Naturfreunde. Sonntags wanderten wir in die nähere und weitere Umgebung und besahen uns stets die alten Kirchen. Musik wurde gepflegt. Vater hatte eine schöne Stimme. Mit Mutter spielte ich oft vierhändig. Von meinem 10. Lebensjahr an hatte ich bei etlichen Lehrern Klavierunterricht. Ein schöner Zeitvertreib war es, mit Basen und Vettern nachmittags im großelterlichen Garten zu verweilen. Die Dirlitzen, die im Spätsommer reiften, waren eine süßliche, köstliche Frucht, und auch die Nüsse vom Nußbaum waren nicht zu verachten. Mit meiner lieben Großmutter war ich sehr innig. Sie war in ihrer Jugend so schön, daß man sie als Rose von Augsburg dort an ein Haus malen wollte. Und sie war es immer noch, als man die goldene Hochzeit feierte.

Was Sitten anbetrifft, wurde ich streng erzogen. Ich durfte nicht allein auf die jährlich stattfindende Messe gehen, ebenso nicht zu den sonntäglichen Paradekonzerten. Heimlich ging ich doch.

Meiner Schulzeit möchte ich gedenken. Mit fast sieben Jahren kam ich in die Höhere Töchterschule in der Frauenstraße. Ich ging sehr gern in die Schule. Wir waren etwa 40 Schülerinnen in der Klasse – ich die einzige Jüdin. Niemals hatte ich Anzeichen von Antisemitismus beobachten können. Ich stand sehr gut mit meinen Klassenkameradinnen und pflege meine Freundschaften heute noch. Religionsunterricht war getrennt. Ich lernte nicht hebräisch. In die Synagoge ging ich höchstens am Versöhnungstag oder Neujahr. Für uns war das allgemeine Neujahr gültig. Meine Eltern gaben uns eine ethische Erziehung mit hohen moralischen Begriffen auf den Weg mit. Die Liebe zu meinen Mitmenschen ist meine Richtschnur immerzu. Das Neue Testament habe ich gelesen, es steht im Bücherschrank. Für meine Erziehung kamen nachmittags Ulmerinnen zum Französischsprechen. Meine Freude an Fremdsprachen ist mir geblie-



Grete Moos mit Enkelin Susan Snyder und Tochter Gabriele Gatzert.

ben. Italienisch, Spanisch, Portugiesisch wurde geübt. Dagegen kam ich mit Mathematik nicht zu Streiche. Nach Beendigung der Schule lernte ich das Nähen, es war leider nicht meine Stärke.
Von 1913–1914 war England mein Domizil. In Folkestone, Grafschaft Kent, war eine boarding-school, St. Margaret's. Nach einer herrlichen Rheinschiffahrt mit Besichtigung des Kölner Domes brachten mich meine Eltern dorthin. Wir trugen in der Schule blaue Uniformen an Werktagen, weiße am Sonntag. Man hielt sehr auf Disziplin und sehr gute Eßmanieren. Vor allen Dingen war Neugier und das Sicheinmischen in die Bereiche der Mitmenschen verpönt. Ich durfte mit dem Bruder meiner Freundin, aus Deutschland kommend, nicht ausgehen. Beim Musikunterricht des italienischen Klavierlehrers war eine andere Lehrerin zugegen. Neben den Schulstunden lernte ich Tennis und Hockey spielen.
Aus allen Erdteilen – Brasilien, Frankreich, Belgien – waren Mädchen vertreten, alles Kinder aus besten Familienkreisen. Trotzdem litt ich sehr an Heimweh. In London besuchte ich noch kurz ein entferntes Familienmitglied. Meine Eltern, die Guten, holten mich wieder ab. Über Brüssel, Brügge mit Besichtigung der Jan-van-Eyck-Altäre ging es heimwärts. Zu Hause erwartete mich eine ganz große Überraschung. Mein Vater hatte, da unsere alte Wohnung uns nicht mehr genügte, sich ein Haus erstellen lassen – auf dem Michelsberg oberhalb der Stadt. Von meinem reizenden Mädchenzimmer mit Wohnecke und Alkoven und Balkon hatte ich eine prächtige Aussicht auf die Stadt und das Ulmer Münster. Bei klarem Wetter war die Alpenkette mit Säntis sogar sichtbar. Das Haus

stand in einem kleinen Garten, mit Rosenbeeten bepflanzt und einer Gartenlaube im Hintergrunde, zum gemütlichen Nachmittags-Tee einladend.
Zur weiteren Ausbildung wurde für mich gesorgt. Ich hatte eine hübsche Sopranstimme. Bei dem verschiedentlichen Lehrerwechsel durfte ich sogar jede Woche nach Stuttgart zu Kammersänger Lang fahren. Nebenher wurden für Körperertüchtigung Turnstunden nach dem Mensendieck- und Labansystem genommen. Als meine Mutter 40jährig verwitwet war – mein Vater starb 51jährig an Krebs, was ich der lieben Mutter verschwieg – wollte ich einen Beruf ergreifen. Ich meldete mich in der Sozialen Frauenschule von Alice Salomon in Berlin an. Unterkunft fand ich bei Frau von Schönthan, deren Mann das Lustspiel »Raub der Sabinerinnen« schrieb. Von 1917–18 lebte ich in Berlin. Die Schule war erstklassig, u. a. war im ersten Schuljahr Elly Heuss-Knapp meine Lehrerin in Bürgerkunde, im zweiten Jahr unterrichtete mich ihr Mann – Theodor Heuss – in Geschichte. In Berlin genoß ich die Oper und Max-Reinhardt-Bühne mit Alexander Moissi als Hamlet. Doch da Spartakus in Berlin herrschte, mußte ich meiner Mutter zuliebe die Zelte in Berlin abbrechen. Ich besuchte nunmehr die noch nicht lange eröffnete Stuttgarter Soziale Frauenschule unter der Leitung von Dr. Gertrud Geffcken und machte dort mein Abschlußexamen. Das praktische Jahr arbeitete ich in Ulm am Ulmer Jugendamt unter Amtsvormund Carl Reck, zusammen mit Gudrun Dietrich Bäurle, Tochter des Ulmer Münster-Stadtpfarrers, mit der ich heute noch befreundet bin. Als ausgebildete Jugendfürsorgerin bewarb ich mich um einen Posten in Nürnberg, – allein, es kam anders: Ich verlobte mich.
Einflechten möchte ich noch die Kriegsjahre: Ich war vielfach beschäftigt, u. a. bei der Bahnhofspflege, um die durchreisenden Soldaten mit Kaffee und belegten Broten zu versorgen. Mein Freund Heinrich Kohn aus Stuttgart, mit dem E. K. I ausgezeichnet, fiel als Oberleutnant noch im September 1918. Ich hätte nie einen Mann geheiratet, der nicht im Kriege war – so patriotische Deutsche waren wir alle. Mein lieber Mann, im Kriege in Frankreich, hatte auch Orden bekommen und einen Silberpokal für seine Bemühungen für die Mannschaft. Er wurde schwer verwundet, seine Uhr rettete sein Leben.
Ich lernte Karl Julius Moos, Mitinhaber der von seinem Vater gegründeten Textilwarengeschäfte (Julius Moos), bei einem Wohltätigkeitsbasar kennen. Es war eine Liebesheirat. Im Januar 1921 verlobten wir uns und heirateten am 17. April. Nach der Trauung, mit Gesang eines Kriegskameraden meines lieben Mannes, in der Synagoge, wurde die Hochzeit im Bundesbahnhotel, dem damaligen Russischen Hof gefeiert. Unsere Hochzeitsreise führte uns an den Gardasee und ins Ötztal nach Ötz. Es herrschte Wohnungsnot. Mein lieber Mann fand jedoch eine Wohnung. Er hat bald darauf sein eigenes Haus mit drei Mietsparteien in der König-Wilhelm-Straße 7 gekauft. Mein Wohn- und Eßzimmer wurde im Biedermeierstil von Architekt Ehmann entworfen. Mein Flügel wurde eifrig gespielt, wie auch bei meinen Trio-Abenden.
Mein Sohn Gerhard kam im Mai 1922 zur Welt, vier Jahre später das geplante zweite Kind, unsere Tochter Gabriele. Wir führten eine glückliche Ehe. Jede Woche bekam ich Blumen, Pralinen, wenn ich mich nicht wohl fühlte. Wie die Eltern machten wir Reisen in die Schweiz, an den Genfer See, nach Lugano. Wenn mein äußerst fleißiger Mann keine Zeit hatte, reiste ich alleine weg. Er

hatte im Laufe der Jahre ein Geschäft mit elektrischen Heizkissen allein angefangen und mit Erfolg aufgebaut, mit vielen Patenten. Meine Kinder schickte ich zur Kräftigung jedes Jahr in Kinderheime. Die Kinder wuchsen fröhlich heran, trieben Sport, hatten Musikunterricht. Zur Hitlerzeit haben wir Gabriele mit 12 Jahren in das von Freunden geleitete Landschulheim New-Herrlingen in der Grafschaft Kent (England) geschickt. Meinen Sohn begleitete ich nach Treviglio in ein Landschulheim unweit von Mailand, eine weitere Station war für ihn Bergamo in einer Handelsschule. Als Mussolini regierte, mußte er nach Deutschland zurück. Einzige Möglichkeit war die jüdische Handelsschule in München. Er durfte nur bei jüdischen Menschen wohnen. Als die Gestapo seine Hausleute holte, stand Gerhard dabei, nichts ahnend. »Was tust du da?« fragte man ihn. Kurzerhand wurde er mit 16 Jahren – damals der jüngste Insasse – nach Dachau abgeschoben.
Eines Abends, nachts um 12 Uhr, klingelte es an der Haustür. Wir dachten, es sei meines Mannes Vertreter – keineswegs! – nahmen zwei junge Burschen meinen Mann, barfuß, im Schlafanzug, mit. Es war die Kristallnacht 1938. Er wurde in den Weinhofbrunnen, nahe der Synagoge, zusammen mit dem Rabbiner geworfen und dann zur Polizei gebracht. Ich suchte ihn am nächsten Morgen dort auf. Er hatte geschwollene Augen. Erklärung seinerseits: er sei hingefallen. Griesbadgasse – Gefängnis am folgenden Tag. Darauf Verfrachtung nach Dachau. Bei der Einlieferung wurde er eiskalt geduscht, und die bereits vorbereitete Sträflingskleidung wurde ihm angezogen. – Der Schreck, den Sohn dort vorzufinden, bedarf keiner Worte. Täglich mußten die Gefangenen, im Hof eng aneinander gepreßt, hüpfen. Ein Unteroffizier stieß meinen Mann in den Bauch mit der Bemerkung: »Du Saujud!«
Sein Geschäft mußte er aufgeben und versprechen, auszuwandern. Vier Wochen Dachau für ihn! Daß ich alles Silber, meinen Schmuck abliefern mußte, war klar, ebenso Radiogerät, Pelze. Mein lieber Mann verließ Deutschland im Jahre 1939 – stillschweigend. Sein Bruder, bereits im Ausland lebend, hatte ihm die Einreise für Luxemburg verschafft. Mein Sohn emigrierte noch bälder dorthin. Ich blieb ein halbes Jahr in Deutschland allein, meine Prachtbibliothek riß ein Büchernarr, ein Schreinermeister, an sich. Ich verließ Deutschland schweren Herzens. In Trier erwartete mich eine Leibesvisitation. – In Luxemburg bewohnten wir ein Zimmer, aßen in der Gemeinschaftsküche. Dort hatte ich ab und zu Küchendienst. Meines Mannes Wirtin, eine Deutsche, war ihm gut gesonnen. »Herr Moos« sagte sie, »gehen Sie fort von hier! Sonst kommen Sie nach Polen!« Als die deutschen Flieger sechs Uhr früh über die Stadt flogen, war mein Mann schnell zur Flucht bereit. Wir gelangten bis zur französischen Grenze. Dort war bereits Krieg – zu unserem Glück! – sonst wären wir ins KZ nach Gurs gekommen. Also Rückkehr nach Luxemburg inmitten des deutschen Kriegsheeres. Eines Tages erfuhr mein Mann, daß ein Transport der hiesigen Emigranten von Luxemburg nach Frankreich gebracht würde. Mein Mann entschloß sich, mitzufahren. Es war eine Fahrt ins Ungewisse. Ich war nicht mehr ich selbst. – Unsere gelagerten Koffer wurden Besitz der Nazis. – Erste Nachthaltestation war Paris. Über Südfrankreich und Spanien landeten wir in dem gottverlassenen Nest Villar Formoso, nahe der spanischen Grenze. Wir lebten, etwa 50 Menschen, in einem Haus, schliefen auf Strohmatratzen bei offe-

nen Türen. Wir waren so gut wie interniert. Mein Mann bekam Gicht. Kein Arzt war da. Von August 1941 bis Januar 1942 hausten wir dort. Endlich reisten wir beide allein nach Porto und bezogen dort ein Zimmer. Wir meldeten uns beim amerikanischen Konsulat. Oh! einmaliges Wunder! Beim ersten Besuch bekam ich meine Ausreisebewilligung nach USA. Grund hierfür die guten Englischkenntnisse – und unsere Papiere waren in Ordnung. – Im März 1942 fuhren wir mit 10 M. – eine ungeheure Geldsumme mußte ich bezahlen, um auswandern zu können – mit dem portugiesischen Dampfer »Nyassa« weg. Fürs erste lebten wir bei meinem 10 Jahre jüngeren Bruder Fritz und Frau in New York. Wir entschlossen uns, in die Gartenstadt Rochester, N. Y., – 450000 Einwohner – zu ziehen, von der Wohlfahrt unterstützt. – Ein Zimmer mit Küchenbenutzung – mit sechs anderen Personen – wurde uns zugewiesen. Ich bekam sofort als Hausgehilfin eine Stelle. Mein Mann hatte es als enemy alien im Kriege schwerer. Er hatte immer schwere Arbeitsstellen. Zuerst mußte er in einer Fabrik nachts den haushohen Staub kehren, dann in einer anderen Firma Körbe und Kartoffeln durch eine Luke emporheben. In einer anderen Firma mußte er Brillengläser schleifen, eine Arbeit für Jugendliche, die ihn fast zum Erliegen brachte. Hernach versuchte er sein Glück in einer jüdischen Krawattenfabrik. Er mußte im Akkord mit Jugendlichen zusammen Krawatten sortieren und pakken. Ich hatte nach mehreren Haushaltsstellen zur Kinderbetreuung umgewechselt. Dann kam Krankenpflege im Hospital. Zuerst war ich in der Abteilung der Neugeborenen, später bei alten Leuten. Mein lieber Mann verschaffte mir durch die Heilsarmee ein Klavier. Unser Verdienst war ja gering. Ich nahm Kurse in dem berühmten Konservatorium »Eastman School Of Music«, um auf englisch Klavierunterricht geben zu können. – Morgens früh sieben Uhr: Arbeit im Hospital, mittags Klavierschüler, die ich durch Zeitungsannoncen bekam. Höchstzahl 17 Schüler.

Nach sieben Jahren Trennung kamen unsere Kinder zu uns. Mein Sohn emigrierte nach Israel. In Amerika war die Quote nicht frei. Gabriele, als Sekretärin ausgebildet, arbeitete sofort. Gerhard hatte es schwerer. Nach vielen Etappen wurde er zuletzt Wirtschaftsprüfer.

Wir zogen 1960 nach North-Miami, wo mein Sohn, mit einer Amerikanerin verheiratet, mit zwei Töchtern lebt.

Meine Tochter hatte einen Deutsch-Amerikaner zum Gatten.

In North-Miami lebten wir als Rentner, erlebten dort einen heftigen Hurrikan.

Im Jahre 1961 trieb es uns nach Europa in unsere alte Heimat zurück. Wir wollten wieder in Ulm leben. Wir wurden von allen Bekannten mit Freuden aufgenommen. Ohne eigenes Klavier – durfte ich in der evangelischen Kirche täglich üben. Ich unterrichtete des Pfarrers Enkeltochter im Klavierspiel – zum Dank.

1967 ist mein lieber Mann an Leberkrebs gestorben. Er wußte es nicht.

Ein paar Jahre später zog ich ins Wohnstift Augustinum Riedenberg. Ich war ja ganz allein ohne Familie.

Mit allen Menschen jeglichen Glaubens will ich leben. Ich kann nun meinen Neigungen nachgehen, zwei Stunden Klavier üben, hin und wieder Vorspiele geben, der Jugend Nachhilfe in Sprachen erteilen.

So darf ich dankbar sein, dem Leben noch einen Sinn geben zu können.

15 ALICE (LISL) HAAS, geb. STRAUSS

Geb. 1905 in Ulm; Eltern: Julius und Martha Strauss; 1938 Emigration in die USA; 1939 Heirat mit Kurt Haas; Schwester von Richard J. (Nr. 21) und Rudi Strauss (Nr. 36).

Ich wurde in Ulm geboren, die Älteste von vier Kindern von Martha und Julius Strauss. Meine Schuljahre verbrachte ich alle in Ulm mit meiner Familie und mit vielen guten Freunden.
Leider bin ich heute die einzige Überlebende meiner Generation, da ja meine beiden Brüder, Richard und Rudi, viel zu früh verstorben sind.
Ich heiratete dann nach Stuttgart, wo auch mein erster Sohn geboren wurde. Nach meiner Scheidung verbrachte ich wieder viel Zeit in Ulm, mit dem ich tief verbunden war, und das immer meine Heimat war.
1938 kam ich das erste Mal in die USA mit einem abgelaufenen Paß. Ich wurde in Ellis Island zurückgehalten, und ein Vetter ging auf das deutsche Konsulat,



Martha und Julius Strauss mit Tochter Alice.

um ihn zu verlängern. Glücklicherweise war die zuständige Beamtin eine geborene Ulmerin und sagte: »Mein Gott, die liebe Lisl wird eine schöne Angst haben – ich werde das sofort erledigen!« So wurde ich dann in das Land hineingelassen!
Ich mußte nochmals nach Ulm zurückfahren, um alle meine Papiere in Ordnung zu bringen, und nach verschiedenen Verhören durch die Gestapo konnte ich dann endlich im November 1938 hier einwandern.
Ich lernte dann meinen jetzigen Mann kennen, Kurt Haas, ursprünglich aus München, der hier in Connecticut seinen Wohnsitz hatte und Teilhaber einer Hutfabrik war. Wir heirateten im Oktober 1939 und hatten einen Sohn, Thomas J. Haas.
Ich habe meine alte Heimat nie vergessen und betrachte mich immer noch als einen richtigen »Schwab«. Ich kann das auch nie verleugnen, mein schwäbischer Dialekt bricht durch, egal ob ich Deutsch oder Englisch rede! Wenn ich »english« rede, fragt jeder: »Ja wo kommen Sie denn her?« Ich liebe meine neue Heimat sehr, mein größtes Kompliment für unsere herrliche Landschaft hier in dem kleinen Städtchen ist: Es ist halt hier wie auf der Rauhen Alb!

16 META SANGER

Geb. 1905 in Monsheim; 1939 Emigration über Großbritannien in die USA (1940).

Es tut mir leid, daß ich Ihren Brief vom März nicht beantwortet habe. Aber zu viel kam mir in Erinnerung, besonders aus dem letzten Jahr oder den letzten Monaten in Ulm, von dem ich glaubte, die Jahre hätten das Gedächtnis daran ausgelöscht. Mein Mann Julius Sanger und ich, Meta Sanger, geb. Scheuer, heirateten 1929. Mein Mann war zusammen mit seinem Bruder Albert und seinem Vetter Sally Leiter Teilhaber der Firma Glaeser Nachfolger in Ulm-Söflingen.
Im Juni 1939 fuhren wir mit unserer dreieinhalbjährigen Tochter Hannelore mit einem Transitvisum nach England. Im Mai 1940 kamen wir nach New York. Wir ließen uns dann in St. Louis in Missouri nieder. Mein Mann etablierte sich wieder im Geschäftsleben, und zwar in der gleichen Branche wie in Ulm – Textil- und Plastik-Abfallmaterial –, zusammen mit seinem Bruder Max, der schon amerikanischer Staatsbürger war.
1977 starb mein Mann. Er war 1898 in Oberdorf am Ipf geboren als Sohn von Jakob und Mina Sanger, geb. Neumetzger.
Ich bin 1905 geboren.
Meine Schwiegereltern emigrierten ebenfalls nach St. Louis, Mo., wo sie starben.
Meine Tochter ist verheiratet und hat drei Kinder.

17 CARL ERLANGER

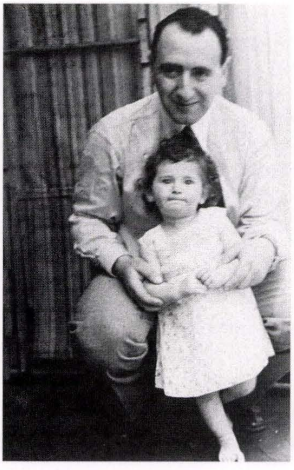
Rechtsanwalt Dr. Carl Erlanger, geboren 1906 in Ulm, wurde 1932 zum dortigen Landgericht zugelassen. Schon 1933 wurde diese Zulassung zurückgenommen, und im gleichen Jahr wanderte er nach Spanien aus. 1936 kehrte er von dort wegen

des Bürgerkriegs zurück. Hier machte ihm die Gestapo wenig später die Auflage, innerhalb von 48 Stunden das Land zu verlassen. Nach kurzem Aufenthalt in Basel ging er weiter nach Argentinien, wo er sich als Gelegenheitsarbeiter, Mathematiker bei einer Bausparkasse, kaufmännischer Vertreter und Sekretär einer Verfolgtenorganisation durchschlug, bis er 1956 nach Deutschland zurückkehrte. Schon 1953 war er beim Landgericht Ulm wieder zugelassen worden, 1957 beim Landgericht Stuttgart. Hier wirkte er bis zu seinem Tode.

18 FRITZ LEBRECHT

Geb. 1906 in Ulm; Eltern: Gustav und Gisela Lebrecht; 1936 Emigration in die USA; Kaufmännischer Angestellter; gest. 1985; Bruder von Grete Moos (Nr. 14).

Ich bin 1906 in Ulm geboren. Mein Vater war Lederfabrikant, meine Mutter stammte aus einer wohlhabenden Münchner Familie. Beide Eltern waren zwar nominell jüdisch, versuchten aber, sich durch liberale Ansichten zu assimilieren. Ich erlebte eine glückliche Kindheit und fruchtbare Jahre als Chemiestudent. Antisemitismus gab es zwar, aber er störte mich nicht ernsthaft. Um so größer war der Schock bei Ausbruch des Hitler-Regimes. Ich hatte mich eben verheiratet und sah mich Geschäften gegenüber mit Schildern: »Hunde und Juden nicht erlaubt!« Ich wußte, daß wir gehen mußten.



Fritz Lebrecht mit Tochter Gisela, Frankfurt am Main.



Lilli Lebrecht mit Gisela, 1940 nach der Auswanderung.

Nach einem Aufenthalt 1935 zu Erkundungszwecken kamen wir 1936 mit unserer kleinen Tochter als Einwanderer in die Neue Welt. Wir begannen arm, aber wir waren gerettet.
Zum Glück fand ich trotz der Depression eine Stellung in einer bedeutenden Leder-Firma in New York und arbeitete mich dort zum Exportleiter hinauf. Diese Beschäftigung endete 1970, als sich das Unternehmen entschloß, aus New York wegzuziehen.
Es bereitete uns große Befriedigung, daß wir mehreren Familienmitgliedern helfen konnten, Einwanderungsvisa zu erhalten und sie so auch zu retten.
Meine Frau Lilli half mir von Anfang an, den Lebensunterhalt zu verdienen, und sie ist noch heute aktiv in ihrem Arbeitsgebiet der körperlichen Ertüchtigung und Entspannung. Wir leben in unserem eigenen Haus in bescheidenem Luxus mit unserer hier geborenen jüngeren Tochter. Beide Mädchen wurden staatliche geprüfte Krankenschwestern. Die ältere ist verheiratet, und wir haben drei Enkelkinder.
Wir machten ein paarmal Reisen nach Europa, aber unsere Wurzeln liegen nun hier, und wir sind dankbar, daß uns die Vereinigten Staaten eine neue Lebenschance boten, als die Zeiten dunkel waren. Wir sind stolz, Amerikaner zu sein.

LIED FÜR MEINEN VATER von Gisela Lillian Lebrecht-Rosengarten

Ich werde Dich nie vergessen, lieber Fritz, mein Vater, der Du auch der Großvater meiner drei Kinder Philip, Daniel und Lydia bist.
Du wirst immer in unserem Herzen sein.
Ich werde Dich nie vergessen, lieber Fritz. Wie könnte ich? Du gabst mir nicht nur das Leben, du gabst mir auch die Chance zu leben. Vor so vielen Jahren; diese finsteren, entsetzlichen Tage und Nächte der dreißiger Jahre, als Hitler an die Macht kam. Du trafst eine Entscheidung, die mich rettete, mich, ein ungeborenes Kind, und meine Mutter Lilli und meine Schwester Carol, die noch nicht empfangen war, und meine zukünftigen Kinder.
Vor so vielen Jahren in einer schicksalsschweren Nacht, als Du mit meiner Mutter gingst, die mit mir schwanger war, wurdest Du geschlagen. »Dreckiger Jude«, sagten sie, während sie Dich brutal zusammenschlugen, weil Du eine »jüdische Nase« hattest. Meine Mutter stand dabei, hilflos, erstarrt und stumm.
Lieber Fritz, Du warst immer ein Realist, etwas, das ich so sehr an Dir bewundert habe. Dein Realitätssinn und Deine wache Intelligenz haben uns gerettet, zusammen mit Deiner Fähigkeit, die Bedeutung dieses brutalen Aktes klar als ein Zeichen des Wahnsinns zu sehen, der in Deutschland Fuß faßte, Hitlers Wahnsinn.
Du sahst die Schriftzüge an der Wand und hast sie nicht geleugnet, wie so viele Deiner Freunde und jüdischen Landsleute es taten, die später ausgelöscht wurden. »Das kann mir nicht passieren«, die Verleugnung des Jahrhunderts war nicht Teil Deines Gewissens. Du hast gehandelt, um uns vor dem Wahnsinn zu retten. Du trafst die Entscheidung, auszuwandern, obwohl du wohlhabend

warst, ein gebildeter Mann mit einem Doktortitel, der eine gute Stellung hatte sowie Liebe für Deutschland empfand.
Du hast gehandelt. Du hast Deutschland verlassen, um mit Deiner Frau und Deinem Kind ein neues Leben in einem fremden Land zu beginnen, mittellos, allein, weit weg von Deinen Wurzeln und Deiner Seele.
Liebster Fritz, mein Vater, meine Liebe, Du gabst mir das Leben, mir und meiner Mutter und meiner lieben Schwester Carol, die in diesem neuen Land geboren ist, ebenso wie meine eigenen Kinder. Wie könnte ich Dich je vergessen. Dieses Lied, das ich Dir singe, wird leben mit jedem Atemzug, den ich tue, und mit dem Atem meiner Kinder und deren Kinder und Kindeskinder.
Deine Gisela

19 ALFRED DREYFUSS

Ich bin 1908 als Sohn von Arthur und Regina Dreyfuss, geb. Wiesenbacher, in Ulm a. D. geboren. Mein Vater Arthur starb 1935, meine Mutter schon 1921. Nach dem Realgymnasium ging ich zur Wolf-Strauss Eisen- und Metallwaren-Gesellschaft Ulm/Nürnberg. 1937 wanderte ich in die Vereinigten Staaten aus und ließ mich in Chicago nieder, wo ich eine Stelle bei einem Aluminium-Schmelz-Konzern fand. 1951 gründete ich eine eigene Firma mit dem Namen Dreyfuss Metal Company. Was mein persönliches Leben angeht, so bin ich mit Elsbeth, geb. Wertheimer, aus Göppingen verheiratet, und wir haben zwei Kinder, einen Jungen und ein Mädchen. Mein Ältester, Charles, ist verheiratet und Vater von fünf Töchtern, er ist auch geschäftlich mein Teilhaber. Meine Tochter Ruth ist Zahnarzthelferin, verheiratet mit einem Zahnarzt und Mutter von zwei Söhnen.

20 MANFRED LIST, früher LEVI

Geb. 1909 in Buttenhausen; Eltern: Moritz und Gutta Levi; Viehhändler; 1937 Auswanderung in die USA; 1968 Rückkehr nach Ulm.

Ich lebte mit meiner Familie: Vater Moritz Levi, geb. 11. März 1876 in Buttenhausen, Mutter Gutta, geb. Friedberger, geb. 5. März 1883 in Laupheim, meinen Schwestern Lina, geb. 19. Mai 1908 in Buttenhausen, verheiratete Loeb, und Lore, geb. 5. September 1910, verheiratete Bacher, seit 1919 in Ulm a. d. Donau, Karlstraße 56.
Nach dem Ersten Weltkrieg, den mein Vater von 1914 bis 1918 im Ulanen-Regiment an der Front als Soldat mitmachte, beschlossen meine Eltern, von Buttenhausen nach Ulm umzuziehen, um uns Kindern eine bessere Schulbildung zuteil werden zu lassen. Nach Beendigung meiner Schulzeit und einer Lehre arbeitete ich im Geschäft meines Vaters, das uns ein gutes Auskommen gab.
1937, als die Zeiten immer schlimmer für uns jüdische Bürger wurden, blieb uns nichts anderes übrig, als auszuwandern. Ein Vetter, der schon viele Jahre in Chicago lebte, übernahm für mich und meine Schwester Lore die Bürgschaft.



Moritz und Gutta Levi.



Manfred Levi und Lina Loeb, geb. Levi, 1974.

Im Oktober 1937 war es dann soweit. Ich wanderte mit meiner Schwester Lore nach Chicago in die USA aus.
Da wir beide nicht der englischen Sprache mächtig waren, war es sehr schwer, eine geeignete Arbeit zu finden. Meine Schwester Lore fand Arbeit als Hausangestellte bei einer Familie, ich selbst arbeitete in einem Restaurant als Tischabräumer etc. Einige Monate später fand dann meine Schwester Arbeit in einer Schuhfabrik, wo sie bis zu ihrer Verheiratung im Jahre 1940 tätig war.
Ich selbst lernte inzwischen einen Deutschen kennen, der mir einen Arbeitsplatz in Schaumburg/Illinois verschaffte. Um aber in der Nähe meiner Schwester zu sein und die englische Sprache in Kursen zu erlernen, suchte ich mir Arbeit in einer Maschinenfabrik in Chicago.
Nach und nach ging's aufwärts.
Ende 1938 ließen meine Schwester Lore und ich unsere Eltern nach Chicago kommen. Wir konnten sie zu unserer Freude am Heiligen Abend in Empfang nehmen. Es war höchste Zeit, daß sie kamen.
Mein Vater, der nach einem Klinikaufenthalt gerade erst am 8. November nach Hause gekommen war und noch ein bandagiertes Bein hatte, wurde in der Nacht vom 9./10. November um vier Uhr früh durch Gepolter an der Haustüre geweckt. Meine Schwester Lina, die öffnete, sah SA-Leute stehen, die fragten: »Wo isch Dei Vater?« Worauf sie antwortete: »Wo wird er wohl sein in der Nacht um vier Uhr früh? Natürlich im Bett.« Darauf stießen die SA-Männer meine Schwester zur Seite, drangen ins Schlafzimmer meiner Eltern und gaben meinem Vater kurze Zeit zum Ankleiden, damit er mit ihnen komme. In einem Fahrzeug, das vor dem Haus stand, wurde dann mein Vater auf Anordnung des damaligen Polizeidirektors Dreher an die brennende Synagoge gebracht, wo er viele Leidensgenossen traf. Allerdings wurde mein Vater, der ganz schlecht gehen konnte, wieder nach Hause geschickt. Dreher kannte meinen Vater und wußte auch, daß er Frontkämpfer war. Die meisten jüdischen Mitbürger wur-

den nach Dachau gebracht, wie mir meine Schwester Lina berichtete. Einige Tage später wurde dann doch noch mein Vater nach Dachau gebracht. Ebenso mein Schwager Jakob Loeb, der Mann meiner Schwester Lina, der sich in seiner Heimatstadt Mutterstadt aufhielt und dort verhaftet wurde.
Durch all diese Aufregungen verschlechterte sich das Zuckerleiden meiner Mutter derart, daß sie später in Chicago erblindete.
Als ich von diesem Vorgehen in Chicago erfuhr, versuchte ich mit Hilfe meines Vetters Fredo, der für mich und meine Schwester Lore bereits Bürgschaft geleistet hatte, und dies dann ebenfalls für meine Eltern tat, an den Staatssenator Luckas heranzukommen, der sich dann dafür einsetzte, daß ich meine Eltern zu uns kommen lassen konnte.
Auch mein Schwager Jakob Loeb wurde wieder aus Dachau entlassen. Er wanderte dann so schnell wie möglich mit meiner Schwester Lina und ihrem dreijährigen Sohn Stefan nach Santiago/Chile aus.
Hervorzuheben wäre, daß unser langjähriger Metzger Urban nachts meine Eltern mit Fleisch versorgte.
1954 kam meine Schwester Lina Loeb mit ihrem Mann zurück nach Ulm. Sohn Stefan hat in Santiago/Chile seine Familie gegründet. Inzwischen ist mein Schwager Jakob Loeb verstorben. Meine Schwester Lina wurde nach einem Schlaganfall im Juni 1988 von ihrem Sohn nach Santiago transportiert, um sie dort in der Familie zu pflegen.
Ich selbst kam im Jahre 1968 zurück nach Ulm, denn ich litt in Amerika unter sehr starkem Heimweh.
Meine Vorfahren mütterlicher- und väterlicherseits sind alle in Deutschland geboren.

21 RICHARD J. STRAUSS

Geb. 1909 in Ulm; Eltern: Julius und Martha Strauss; Unternehmer; 1933 Heirat mit Hilde Bach; 1936 Emigration nach Palästina; verst.; Bruder von Alice Haas (Nr. 15) und Rudi Strauss (Nr. 36).

Hier ist der versprochene Bericht über meine Eltern, Dr. Richard Strauss und Frau Hilde Strauss.
Von den Großeltern kann ich wie folgt berichten:
Meine Großmutter mütterlicherseits hieß Bertha Bach, geb. Rothschild. Sie wurde in Laupheim geboren. Sie und mein Großvater hatten ein Damenkonfektionshaus in Ulm. Im Jahr 1939 rettete der spätere Oberbürgermeister der Stadt Ulm, Herr Scholl, meine Großmutter und setzte sie sogar ins Flugzeug.
Die Kinder von Herrn Scholl wurden auf Grund ihrer Mitgliedschaft in einer Protestbewegung gegen das Nazi-Regime von den Nazis umgebracht.
Meine Großmutter verließ mit dem letzten Flugzeug im Jahr 1939 Ulm und flog nach England, wo sie während des Krieges lebte. Im Jahr 1950 wanderte sie nach Israel aus und lebte bis zu ihrem Tod in Nahariya.
Meine Mutter, Hilde Strauss, geb. Bach, wurde 1911 in Laupheim geboren.

Sie hatte eine Schwester, Sophie Bach, die in Nahariya heiratete. Zwei Töchter wurden geboren, Miriam im Jahr 1941 und Ruth im Jahr 1948. Sie starb in Nahariya ca. im Jahr 1950.
Mein Vater, Dr. Richard Jakob Strauss, wurde 1909 in Ulm geboren. Nach seiner Ausbildung an der Handelsakademie heirateten meine Eltern im Jahr 1933.
Mein Vater war Generaldirektor der Nahariya Dairy Strauss Ltd. und meine Mutter war Direktorin der Eisfabrik Glidat Strauss, Akko.
Meine Großeltern waren Julius Strauss und Martha, geb. Levi. Der Großvater war Inhaber einer Metallschmelzerei und Vorstand der jüdischen Gemeinde, ebenso Vorsitzender der Chewra Kadisha. Er starb 1937 in Ulm, die Mutter 1940 in Israel.
Mein Vater hatte eine Schwester Alice, verheiratete Haas, 1905 in Ulm geboren, und einen Bruder Ruven, 1913 ebenfalls in Ulm geboren, wo er das Realgymnasium besuchte. Er machte eine Banklehre, war Landwirt in Mikveh Israel, Beer Tuvia, Angestellter im Gesundheitsministerium und ist 1983 während einer Reise in Ulm gestorben.
Mein Vater, Richard Strauss, studierte nach dem Abitur am Realgymnasium in Frankfurt, Berlin und Tübingen Volkswirtschaft, machte sein Diplom und wurde zum Dr. rer. pol. promoviert. Als Referendar war er im Wirtschaftsministerium in Stuttgart tätig. Dann arbeitete er im großväterlichen Geschäft (Vorstandsmitglied der Nathan Strauss Hüttenwerke in Ulm) und machte Reisen nach England und Frankreich. Er war auch in der jüdischen Gemeinde Ulm aktiv und von Jugend an mit Max Bensinger und Herbert Siratsch zionistisch tätig; er vertrat die Zionisten in der jüdischen Gemeinde Ulm im Vorsteheramt. Er war Mitbegründer des jüdischen Sportclubs in Ulm, Leiter des KKL und von Keren Hayesod und außerdem Vertreter des Palästina-Amtes in Ulm. In der Hitlerzeit trat er von allen Ämtern in nichtjüdischen Institutionen wie Wirtschaftskommissionen, Handelskammer, Sportclub, Reiterclub und als Handelsrichter zurück.
In Palästina wurde mein Vater der Gründer und Inhaber der Nahariya Dairy Strauss Ltd. und der Eisfabrik Glidat Strauss mit Filialen in Tel Aviv, Haifa, Jerusalem und Beer Sheva. Er kam mit einem Kapitalisten-Zertifikat ins Land und machte mit seinem Bruder Ruven Landarbeit in Beer Tuvia von Juni bis Dezember 1936.
Er kaufte neun Dunam Land in Nahariya und gehörte zu den ersten Siedlern dort, ein Kuhstall wurde aufgebaut. Mein Vater beteiligte sich an den Aufbauarbeiten in Nahariya, war in der landwirtschaftlichen Cooperative tätig, teilweise als Sekretär, dann Übernahme der Erziehungsabteilung. Er war Mitglied der Haganah und nahm an allen Trainingskursen unter Leitung von Chaim Ginzberg, dann Dov Levin teil.
Während der Unruhen war der Milchtransport nicht möglich, daher wurde die Milch im Anwesen meiner Eltern gesammelt und in einer kleinen Baracke mit der Milchverarbeitung begonnen. Im Jahre 1938 verlegte man die Molkerei nach Eyn Sara (Meschek Liebermann) und stellte dort verschiedene Weißkäse, Kochkäse und Sahne her.
1939 wurde mit dem Bau einer kleinen Fabrik in Nahariya begonnen und der Kuhstall aufgelöst, da in der Mandatszeit Kuhhaltung zusammen mit Milchver-

arbeitung verboten war. Die Milch der Farmen der Umgebung wurde gesammelt und in dieser Fabrik verarbeitet.
In dieser Zeit ergab sich die Zusammenarbeit mit Tnuva, die die Milch nicht erfassen konnte; für sie lieferte der Betrieb Käse an die Bevölkerung, an Hotels und Pensionen. Mein Vater war Hilfspolizist in Nahariya, später, 1948, leistete er Militärdienst und erhielt Haganah-Auszeichnungen. Er war an der Unterbringung illegaler Einwanderer beteiligt und entfaltete eine ausgedehnte Tätigkeit auf dem Gebiet der individuellen und allgemeinen Wiedergutmachung. Dazu gehörte seine Aufklärungsarbeit in Deutschland über eventuelle spätere Beziehungen.
Mein Vater war Mitbegründer des Industriellenverbandes in Haifa und des Rotary Clubs in Nahariya. Er hielt Vorträge über Israel in deutschen Rotary Clubs und Logen und dehnte seine Informationsarbeit in der Zeit des ersten deutschen Botschafters Pauls auch auf Zeitschriften aus. Dafür erhielt er 1971 das Bundesverdienstkreuz Erster Klasse.
Die Entwicklung der Nahariya Dairy Strauss Ltd. ist in einer Monographie geschildert, wie es vom Kuhstall zum anerkannten Lebensmittelbetrieb in Israel kam, den Regierungsbehörden und Militär als lebenswichtig bezeichnen, als Pionier der Industrie in Nahariya.
Mein Bruder Michael Strauss wurde 1934 in Ulm geboren. 1936 kam er zusammen mit seinen Eltern nach Israel.
Er beendete die Marineschule, absolvierte einen Kurs für Milchtechniker am Weizman Institut in Rehovot, absolvierte die Schule für Milchtechniker in der Schweiz und beendete im Jahr 1969 das Studium für Geschäftsadministration an der Universität Harvard in den Vereinigten Staaten.
Zu Beginn seiner Arbeit in der Firma Nahariya Dairy Strauss Ltd. war er als technischer Leiter, Verkaufs- und Marketingleiter tätig. Im Jahr 1975 wurde er zum Generaldirektor der Firma ernannt. Im Rahmen seiner industriellen Tätigkeit und neben seinen Aufgaben als Generaldirektor des Strauss-Konzerns ist Michael Strauss Vorsitzender des Aufsichtsrats von Strauss und in öffentlichen und industriellen Ämtern tätig: Er ist Vorsitzender des Komitees der Freunde des Nahariya Regierungskrankenhauses, Direktionsmitglied an der Börse für Wertpapiere, Vorsitzender des Verbands für Werbung, Mitglied des industriellen Galilee Verbands im Rahmen des Industrie- und Handelsministeriums, Mitglied des Ausschußrates von Zika, Vorsitzender des Nahrungsmittel Departments usw.
Heute ist Michael Strauss Mitglied des Vorstands des industriellen Verbands und Vorsitzender des Qualitätskontroll-Komitees des Verbands, Mitglied des Direktorats der Bank für Entwicklung und Mitglied der beschränkten Leitung im Milchboard.
Ich, Raya Ben Dror, wurde 1940 in Haifa geboren. Ich absolvierte die höhere Schule in Nahariya und heiratete im Jahr 1957. Während vieler Jahre war ich mit der Erziehung meiner drei Kinder beschäftigt. Im Jahr 1978 nahm ich an diversen Kursen an der Universität in Haifa teil und trat in die Familienfirma Nahariya Dairy Strauss Ltd. ein.
Heute fungiere ich als Assistentin meines Bruders und bin Mitglied des Aufsichtsrates des Konzerns.

22 RENÉ und HANNE SERKEY, geb. MANN

René Serkey
Geb. 1909; Kaufmann; 1937 Emigration in die USA.

Hanne Serkey, geb. Mann
Geb. 1914 in Ulm; Eltern: Siegfried (Nr. 5) und Fanny Mann; 1938 Emigration in die USA; Heirat; Physiotherapeutin; Schwester von Ernest Anthony Mann (Nr. 27).

René Serkey berichtet:
In Deutschland war mein Familienname Szoeke. Mein Vater war ungarischer Herkunft, er starb im Januar 1919 in französischer Internierung. Meine Mutter Paula, geb. Mangold, war in Ulm geboren und starb dort 1935.
Ich bin 1909 geboren und emigrierte 1937 in die USA. In Deutschland war ich in der Damenkonfektion beschäftigt, und in New York arbeitete ich in derselben Branche bis zu meinem Ruhestand 1976.
Meine Frau Hanne ist 1914 in Ulm geboren. Ihre Eltern waren Siegfried und Fanny Mann, geb. Kohn. Mein Schwiegervater war 1877 in Ulm geboren und starb 1973 in Kew Gardens, meine Schwiegermutter wurde 1885 ebenfalls in Ulm geboren und starb 1973 in Kew Gardens. Siegfried Mann war in Ulm Rechtsanwalt und Mitglied der württembergischen Anwaltskammer in Stuttgart.

Hanne Serkey:
Es war meine Absicht, nach Absolvierung des Abiturs die Hochschule für Leibesübungen in Berlin zu besuchen, um den Beruf der Sportlehrerin zu erlernen. Als ich im Frühjahr 1933 das Abitur bestanden hatte, war es mir infolge der neu ergangenen Gesetze der Nazis unmöglich, an der Hochschule oder einer privaten Gymnastikschule als Jüdin aufgenommen zu werden. Eine Gymnastiklehrerin, bei der ich jahrelang Turnstunden hatte, erbot sich dann, mir ihr Pensum zur Ausbildung zu lehren, ohne mir nach Abschluß desselben einen Titel für meine Ausbildung geben zu können. Ich nahm ihr Angebot an.
Zur selben Zeit wurden alle Juden aus den Sportvereinen ausgeschlossen.
Ich war als junges Mädchen in den UFV eingetreten, wo ich zunächst Turnstunden nahm, dann in die Handball-, Hockey- und Tennisabteilung eintrat und in den Mannschaften gegen andere Vereine mitspielte. Tennis war mein Lieblingssport. Ich gewann in einem Jahr den 1. Preis im Jugendturnier der Stadt Ulm.
Der Reichsbund Jüdischer Frontsoldaten gründete nach Ausschließung der jüdischen Sportler aus den Sportvereinen seine eigenen Sportvereine. Der Vorstand des Ulmer RJF trat an mich heran und bat mich, die sportliche Leitung des Vereins zu übernehmen, was ich gern annahm. Ein Mitglied stellte einen seiner Fabrikräume für die Turnstunden zur Verfügung und ein Sportplatz wurde in Neu-Ulm erworben, wo Handball, Fußball und Leichtathletik ausgeübt und gespielt wurde. Die Handball- und Fußballmannschaften spielten gegen andere jüdische Sportvereine in Augsburg, Göppingen und Stuttgart. Ich selbst nahm an einem konzentrierten Auffrischungskurs in Stuttgart teil, der für alle Leiter der verschiedenen Sportvereine gegeben wurde. In Ulm gab ich Kindern und

Jugendlichen, in Altersgruppen geteilt, Turnunterricht. Ich hatte auch einen Kurs für Frauen. In Leichtathletik erhielten diejenigen, die die erforderlichen Leistungen erbrachten, Preise. Eine frühere Schülerin zeigte mir in Ulm bei der Reunion der früheren jüdischen Bürger ein von ihr erworbenes Zertifikat, das ich damals unterschrieben hatte.
Ich leitete die Ulmer Sportabteilung von 1933 bis 1936. 1936 verließ ich Ulm, um die Privatpraxis einer Kollegin in Mannheim zu übernehmen, die nach Amerika auswanderte. In Mannheim gab ich außerdem Turnstunden für Kinder und einen Männerkurs im dortigen RJF. Vormittags gab ich Patienten eines jüdischen Arztes Heilmassage und Gymnastik.
Mein damaliger Verlobter, René Serkey, der 1937 nach Amerika auswanderte, sandte mir mit Hilfe seines Bürgen 1938 ein Affidavit, und ich folgte ihm Ende August. Bevor ich Deutschland verließ, machte ich sicher, daß meine Eltern sich um eine Nummer für eine Einwanderung nach Amerika bemühten und eine solche erhielten. Nach den schrecklichen Ereignissen der Kristallnacht, in der mein Vater auf dem Weinhof mißhandelt und mit einer tiefen Wunde an der Nase ins Städtische Krankenhaus eingeliefert wurde, gelang es meinem Bruder, der 1934 nach England ausgewandert war, nachdem er 1933 aus einer Sitzung im Justizgebäude herausgerufen und als Referendar entlassen worden war, mit Hilfe seiner Braut meine Eltern nach England zu bringen, wo sie ein Jahr mit meinem Bruder lebten, bis ihre Nummer für Amerika fällig wurde.
Im Frühjahr 1940 kamen unsere Eltern in Amerika an.
Ich war hier von Anfang an berufstätig. Ich arbeitete als Physiotherapeutin und war am Margaret Tietz Center in Queens angestellt.

23 RICHARD LEBRECHT

Geb. 1909 in Ulm; Eltern: Oskar und Henriette Lebrecht; Kaufmann; 1933 Emigration über Frankreich in die USA (1936); Promotion, Regierungsbeamter.

Meine väterlichen Vorfahren, die Lebrechts, haben im 18. Jahrhundert in Pflaumloch, einem Dorf im Ries, etwa fünf Kilometer westlich von Nördlingen, gelebt. Paul Sauer vermutet in seinem Buch »Die jüdischen Gemeinden in Württemberg und Hohenzollern«, daß die Juden in Pflaumloch Flüchtlinge aus der Reichsstadt Nördlingen, die ihre jüdischen Einwohner im Jahr 1507 endgültig ausgewiesen hatte, waren. Diese Juden konnten sich dann unter dem Schutz der Grafen von Oettingen in deren Gebieten niederlassen. Dr. Eugen Stäbler weist in seiner Geschichte von Pflaumloch (»Pflaumloch im Ries. Eine Ortsgeschichte«) nach, daß Juden bereits seit dem Ende des 15. Jahrhunderts und während des 16. Jahrhunderts in Pflaumloch gelebt hatten; das Dorf ging jedoch während des Dreißigjährigen Krieges (im August 1634 bei der Schlacht von Nördlingen) völlig in Flammen auf. 50 Jahre später lebten jedoch bereits wieder 15 jüdische Familien in Pflaumloch. Die Zahl der jüdischen Einwohner nahm während des 18. Jahrhunderts weiter zu und erreichte um die Mitte des 19. Jahrhunderts ihren Höhepunkt. Stäbler berichtet, daß im Jahr 1843 242 Juden in Pflaumloch bei einer Gesamtbevölkerung von 551 Personen lebten.

Da die meisten Juden bis zur Zeit Josefs II. keine bürgerlichen Nachnamen hatten, ist der Großvater meines Urgroßvaters, Isaak Samuel, der älteste meiner Vorfahren, der urkundlich nachgewiesen werden kann. Isaaks Vater, Samuel, hat vielleicht ebenfalls bereits um das Jahr 1700 in Pflaumloch gelebt. Isaak Samuel lebte zweifellos dort um die Mitte des 18. Jahrhunderts, denn sein Sohn Löw Jehuda wurde am 21. Januar 1761 dort geboren. Über Isaak Samuel fehlen die Daten seiner Geburt und seines Ablebens, auch die seiner Tätigkeit. Sein Sohn Löw Jehuda wurde Viehhändler und nahm den Namen Lebrecht an; oder dieser wurde ihm von der Obrigkeit, vermutlich zur Zeit Josefs II., gegeben. Pflaumloch war damals immer noch im Gebiet der Fürsten von Oettingen-Wallerstein. Löw Lebrecht lebte sein ganzes Leben in Pflaumloch und verschied dort 1844 im Alter von fast 84 Jahren.
Sein Sohn Gabriel wurde am 21. August 1802 in Pflaumloch geboren. Dies war einen Tag nach dem furchtbaren Großbrand, der den größten Teil des Dorfes zerstörte. Pflaumloch wurde jedoch bald wieder mit Genehmigung der Fürsten von Oettingen-Wallerstein aufgebaut. Die Herrschaft dieser Fürsten fand jedoch 1806 ein Ende, Pflaumloch wurde dann bayerisch, 1810 kam es zu Württemberg.
Gabriel Lebrecht gründete 1827 im Alter von 25 Jahren eine Firma in Pflaumloch. Da die Juden damals noch keine vollen Bürgerrechte hatten, benötigte er hierzu eine Erlaubnis von der Kreisregierung in Ellwangen. Ich entsinne mich, diese bei meiner Großmutter Julie Lebrecht gesehen zu haben (sie ist inzwischen, wie so vieles andere, verlorengegangen). Leider kann ich mich nicht mehr entsinnen, ob die Erlaubnis für einen bestimmten Handel spezifiziert war. Zweifellos konzentrierte sich Gabriel Lebrecht nach und nach mehr auf den Handel mit Leder, das er von Gerbern kaufte und an Schuhmacher verkaufte. Ein Jahr nach der Gründung seiner Firma heiratete er Bertha Oettinger, die ebenfalls 1802 in dem nahegelegenen Ederheim geboren war. Der Ehe entsprossen zumindest zwei Söhne, Isaak und Heinrich, und, wenn ich mich recht entsinne, eine Tochter, die einen Löwenstein heiratete.
Um die Mitte des 19. Jahrhunderts begann eine allmähliche Abwanderung der Juden von den Dörfern, in denen sie bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts unter dem Schutz von reichsunmittelbaren Freiherren gelebt hatten, in Städte. Der erste der Lebrechts, der etwa um 1860 von Pflaumloch nach Ulm zog, war mein Großonkel Isaak Lebrecht, der sich als Rechtskonsulent in Ulm niederließ. Ihm folgten in Bälde seine Eltern Gabriel und Bertha Lebrecht und sein Bruder Heinrich, mein Großvater, der 1839 in Pflaumloch geboren war und mit seinem Vater die Lederhandlung führte. Auch diese wurde mit dem Umzug nach Ulm Anfang der 60er Jahre dorthin verlegt. Am 5. Mai 1864 heiratete mein Großvater Julie Götz, die am 2. Mai 1845 in Kriegshaber bei Augsburg geboren war. Sowohl die väterlichen wie mütterlichen Vorfahren meiner Großmutter hatten im 18. Jahrhundert in Fischach in Schwaben gelebt, waren jedoch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nach Kriegshaber gezogen. Isaak Lebrecht zog später nach Stuttgart, wo er mit seinem Schwager, Rechtsanwalt Löwenstein, eine Anwaltskanzlei etablierte, die im Laufe der Jahre eine der angesehensten Anwaltsfirmen in Stuttgart wurde.

Mein Urgroßvater Gabriel starb bereits zwei Monate nach der Heirat seines Sohnes Heinrich, und mein Großvater führte nun als Hauptinhaber die väterliche Firma weiter. Im Laufe der Jahre nahm er dann einen Vetter, Emanuel Oettinger, auf und gab diesem eine Minderheitsbeteiligung, aber er war der absolute Chef, und da er sehr fleißig und tüchtig war, machte er die Firma Gabriel Lebrecht allmählich zu einer der größeren Lederhandlungen im Land.
Obgleich er und meine Großmutter aus kleinen Orten kamen, waren beide bereits völlig assimiliert, in einem solchen Maß sogar, daß die jüdische Religion in ihrem Leben und Haushalt kaum mehr eine Rolle spielte. Ich wurde von meiner Mutter wesentlich religiöser erzogen als mein Vater, da meine Großmutter eine tief religiöse Frau war, und ihre Religiosität übertrug sich auf meine Mutter. Meine Großeltern Heinrich und Julie Lebrecht dagegen waren absolut weltlich eingestellt.
Mein Großvater wurde allmählich ein sehr geachteter und angesehener Bürger der Stadt. Da er sehr gesellig war (im Gegensatz zu meiner stillen und reservierten Großmutter), hatte er viele Bekannte, Juden und Nichtjuden. Auch Oberbürgermeister Wagner war einer seiner guten Bekannten, und für eine Anzahl von Jahren saß mein Großvater im Bürgerausschuß der Stadt Ulm.
Meine Großeltern hatten sieben Kinder: Gustav, geboren im Dezember 1864, Hugo, geboren 1866, Emma, geboren 1867, Marie, geboren 1868, Elise, geboren 1872, Oskar, geboren 1873, und Wilhelm, geboren 1880.
Von den Söhnen traten Gustav, Oskar und Wilhelm in die Firma Gabriel Lebrecht ein. Hugo studierte Rechtswissenschaft und ließ sich zuerst in Berlin, dann in Wiesbaden als Rechtsanwalt nieder. Er heiratete Bettina Hertzka, die Tochter des Nationalökonomen Theodor Hertzka, der 1845 in Budapest geboren war, jedoch den größeren Teil seines Lebens in Wien verbrachte und gegen Ende des 19. Jahrhunderts wegen seiner liberalen Ideen zur Bodenreform bekannt war. Emma heiratete Jakob Gutmann, den Teilhaber einer bedeutenden Textilfirma in München, Marie vermählte sich mit dem Rechtsanwalt Rudolf Löwenstein, dem Sohn und Nachfolger seines Vaters, mit dem mein Großonkel Isaak assoziiert war; Elise heiratete ebenfalls einen Juristen, Dr. Alfred Neumeyer, der es bis zum Rat am Obersten Landesgericht in München brachte und, was noch wichtiger war, den Landesverband israelitischer Gemeinden in Bayern gründete und dessen Vorsitzender wurde.
Die Söhne Gustav, Oskar und Wilhelm traten, wie bereits erwähnt, sukzessiv als Teilhaber in die Firma Lebrecht ein. Diese hatte sich dank der Tüchtigkeit und Umsicht meines Großvaters im Laufe der Jahre immer mehr vergrößert, und ihr Handel hatte internationale Dimensionen angenommen. So wurde in Graulhet (im Departement Tarn), einer kleinen Stadt in Südfrankreich, einem Zentrum der Weißgerberei, eine Einkaufsfiliale errichtet, in der Schafleder (Futterleder) eingekauft wurde. Dieses und auch andere Ledersorten wurden dann im ganzen Reich und auch nach Italien und in die skandinavischen Länder verkauft. Mit einem Teil des Geldes, das die Frauen der drei Söhne in ihre Ehen brachten und das ins Geschäft gesteckt wurde, begann mein Großvater Ende der 90er Jahre eine Lederfabrik auf dem Areal zwischen der Wieland- und Thalfingerstraße zu bauen. Die Fabrik wurde im Laufe der nächsten 10 Jahre immer mehr vergrößert. Um 1910 wurden dann auch das Büro und die Lager- und Ver-

sandabteilung von dem alten Geschäfts- und Wohnhaus, Langestraße 27, in das moderne Gebäude, Wielandstraße 50, verlegt. Mein Großvater zog sich dann allmählich von der Firma zurück und überließ die Geschäfte seinen Söhnen.
Gustav, der dann der Seniorchef wurde, hatte im Jahre 1895 Gisela Gutmann, eine Tochter eines weiteren Teilhabers der bereits erwähnten Münchner Textilfirma, geheiratet. Der Ehe entsprossen drei Kinder: Grete, geboren 1896, die später Karl Julius Moos, einen Textilkaufmann und Fabrikanten elektrischer Apparate in Ulm, heiratete, Otto, geboren 1899, und Fritz, geboren 1906. Beide traten später in die Firma ein. Mein Onkel Gustav starb jedoch bereits im Februar 1917 im Alter von nur 52 Jahren. 13 Monate nach seinem Tod verschied mein Großvater Heinrich Lebrecht im März 1918 im Alter von fast 81 Jahren.
Mein Vater Oskar wurde nach Gustavs Tod der Seniorchef. Er hatte meine Mutter, Henriette Gutmann, im Oktober 1900 geheiratet. Der Vater meiner Mutter, Jakob Gutmann, hatte eine Baumwollspinnerei und Webereien in Göppingen und Hechingen. Meine Eltern hatten drei Kinder: meinen Bruder Alfred, der 1901 geboren wurde und leider bereits im Alter von 37 Jahren starb; ein Mädchen, Gertrud Dorothea, das zwei Jahre vor meiner Geburt, 1907, das Licht der Welt erblickte, aber bereits nach drei Monaten starb; und den Schreiber dieser Zeilen, Richard, geboren 1909. Mein Vater starb leider im Alter von 53 Jahren im Februar 1927, fast genau 10 Jahre nach seinem Bruder Gustav.
Nach dem Tod meines Vaters wurde Wilhelm der Seniorchef der Firma, und Gustavs Sohn Otto und mein Bruder Alfred traten als Teilhaber in die Firma ein. Mein Onkel Wilhelm hatte im Oktober 1910 Rosa Kohn aus Nürnberg geheiratet. Sie war die Tochter eines sehr wohlhabenden Bankiers. Wilhelm und Rosa hatten vier Kinder: Curt, geboren 1911, Walter, geboren 1913, Hans, geboren 1915, und Heinrich, Heiner genannt, geboren 1919. Mein Onkel Wilhelm war in Ulm nicht nur als Lederfabrikant bekannt. Er war auch ein ausgezeichneter Geigen- und Violaspieler, und da drei Freunde (alle Nichtjuden) sich bei ihm regelmäßig einfanden, um ihre Musik zu üben, und auch von Zeit zu Zeit der Öffentlichkeit vorspielten, wurde das Quartett das »Lebrecht-Quartett« genannt. Mein Onkel war übrigens auch Offizier an der Ostfront im Ersten Weltkrieg.
Wir alle fühlten uns als Deutsche, und wir waren mit dem Leben und Schicksal Deutschlands, Württembergs und unserer Heimatstadt Ulm eng verbunden.
Das Schicksalsjahr 1933 begann diese Bande jäh und grausam zu zerschneiden. Mein Onkel Gustav und mein Vater waren bereits tot, aber die zunehmende Entrechtung und Demütigung trafen uns Überlebende hart. Mein Bruder war am 24. Oktober 1938, etwas über zwei Wochen vor der Kristallnacht, gestorben, aber die SA kam in der Nacht vom 9. zum 10. November, um ihn abzuholen. Die Antwort meiner Schwägerin war: »Da müssen Sie auf den Friedhof gehen!«
Mein Vetter Curt wurde aus seinem Bett gerissen, an den Weinhof gebracht, dort und darnach im Stadtgefängnis übel mißhandelt und dann mit anderen nach Dachau abtransportiert. Da er die Möglichkeit hatte, auszuwandern, wurde er von dort nach einigen Wochen entlassen.
Mein Vetter Otto berichtet in seinen unveröffentlichten »Erinnerungen«:
»Eine Truppe von 20–30 SA-Leuten marschierte dann auch in der Morgenfrühe dieses Tags vor unserem Haus (Eythstraße 5) auf, und ich wurde aufgefordert,

mich an den Löscharbeiten der brennenden Synagoge zu beteiligen. Ich wollte zuerst einmal wissen, ob ich diesem Befehl nachzukommen hätte, und telefonierte mit der Gestapo, wo ich leider kein Unbekannter war. Ich erhielt den Bescheid, ich solle Türen und Fenster schließen und warten, bis mich ein Beamter der Gestapo holt. Nun wäre es übertrieben zu sagen, daß ich erleichtert aufgeatmet hätte, aber ich sagte mir, immer noch besser in den Händen der Gestapo als der braunen SA-Bande. Eine Stunde später wurde ich dann abgeholt.«

Als mein Vetter den Beamten fragte, wohin er ihn bringe, erwiderte dieser: »Ins städtische Gefängnis«, worauf Otto antwortete, dies sei ihm höchst unangenehm, da für den heutigen Tag der Verkauf der Firma Lebrecht zusammen mit den Käufern der Firma beim Notar in Stuttgart erfolgen solle. Mein Vetter wurde daraufhin zur Gestapozentrale gebracht. Deren Chef, SS-Obergruppenführer Dreher, entschied, daß die Arisierung der Firma wichtiger sei, und Otto erhielt einen entsprechenden Ausweis von der Gestapo für seine Fahrt nach Stuttgart. Er wurde jedoch angewiesen, sich nach dem notariell beglaubigten Verkauf der Firma sofort bei der Gestapo in Stuttgart zu melden. Dort wartete noch immer ein Teil der Stuttgarter Juden auf den Abtransport ins KZ, und Otto wurde befohlen, sofort nach Ulm zurückzufahren und sich dort gleich wieder bei der Gestapo zu melden. Er tat dies nach seiner Rückkehr von zu Hause telefonisch, und er erhielt den Befehl, am nächsten Morgen um sechs Uhr bei der Gestapo zu sein. Dies tat er. Er wurde zu einem Beamten, dem früheren Leiter der Kriminalpolizei, geführt, den er gut kannte. In seinen »Erinnerungen« schildert er den Ablauf der folgenden Minuten wie folgt:

»Ich sagte zu ihm: ›Ich wünsche sofort ins Konzentrationslager Dachau verbracht zu werden.‹

Der Beamte war natürlich platt und sagte nur: ›Das ist einmal männlich gesprochen. Jetzt warten Sie.‹

Er stand auf, geht aus dem Zimmer und kommt nach wenigen Minuten mit folgender Antwort zurück: ›Jetzt sind Sie frei. Sie gehen nach Hause und übergeben den Nachfolgern die Fabrik. Und jeden Tag um neun Uhr kommen Sie auf die Gestapo zu mir zur Kontrolle. Die SA- und SS-Parteizentralen werden in diesem Sinn von uns verständigt, damit man Sie in Ruhe läßt.‹

Und es war über vieles zu sprechen: die abgebrannte Synagoge, die Ulmer Juden in Dachau, die Überführung meines Cousins Curt ins KZ-Krankenhaus Dachau zwecks Behandlung seiner Verletzungen, die er durch die erhaltenen Prügel im Ulmer Gefängnis erlitten hatte und die mir zugedacht waren.«

Die Firma Gabriel Lebrecht, die in diesen Tagen nach langen Verhandlungen unter großem Druck verkauft wurde, firmierte unter dem Namen »Ulmer Lederwerke Kunz und Wanner K.G.«.

Mein Vetter Fritz war bereits in den USA, mein Vetter Walter in Chile, aber der Gatte und der Sohn meiner Cousine Grete trafen sich im KZ Dachau. Meine Mutter erlebte die Kristallnacht bei ihrer Schwester in Göppingen, zu der sie nach der Beerdigung meines Bruders gefahren war. In der Nacht kamen SA-Leute von Geislingen, um nach dem jüngsten Bruder meiner Mutter, meinem Onkel Ernst Gutmann, zu fahnden. Einer der SA-Leute wies die beiden Damen höhnisch auf den rot erleuchteten Nachthimmel und sagte: »Da gucke Se, wie

Ihr Synagog brennt.« Mein Onkel hatte sich nach dem Tod des Botschaftssekretärs Herrn vom Rath und Goebbels aufpeitschender Hetze, Böses ahnend, bei seiner Schwägerin, der Witwe seines ältesten Bruders, versteckt. Aber die SA fand ihn doch, und der 52jährige herzkranke Mann mußte auch nach Dachau. Meine Mutter gab im Februar 1939 ihre Wohnung in Ulm auf und zog zu ihrer Schwester nach Göppingen. Sie verließ dann mit ihren zwei Schwestern und ihrem Bruder Ernst die Stadt, in der sie alle geboren waren, am 13. August 1939, jedes mit 10 Reichsmark in der Tasche. Sie fuhren nach England, wo sie zwei Jahre blieben, bis es ihnen möglich wurde, in die USA zu reisen. Sie bestiegen im August 1941 ein kleines griechisches Frachtschiff in Newcastle; sie waren die einzigen Passagiere, und der Kapitän des Schiffes verbot ihnen, sich für die Nacht auszuziehen, da es sehr gefährlich sei. Das Schiff war natürlich Teil eines großen Konvois, und die Fahrt von Newcastle nach Montreal, Kanada, dauerte sechs Wochen. Als sie in Montreal an Land gingen, wurden sie prompt als »enemy aliens« – (Kanada befand sich ja im Oktober 1941 im Kriegszustand mit Deutschland) – in ein »Hotel« gebracht, das tatsächlich eine Art Gefängnis war. Sie wurden jedoch freundlich behandelt und dank der Intervention meiner amerikanischen Verwandten bald freigelassen. Sie konnten dann nach New York weiterreisen.

Die noch in Deutschland verbliebenen Mitglieder der Lebrechtfamilie wanderten nach der Kristallnacht so schnell wie möglich aus. Mein Vater Otto erwarb eine kleine Lederwarenfabrik in der Schweiz. Er hatte eigentlich für sich und seinen Vetter Curt eine Lederfabrik in Chile von einem Herrn Niklas, der nach Deutschland zurückwandern wollte, kaufen wollen. Aber der Plan wurde von Herrn Dreher vereitelt, denn dieser wollte einem Freund, der in Sevelen in der Schweiz eine kleine Lederwarenfabrik hatte, sich dort jedoch als Nazi exponiert und mißliebig gemacht hatte und daher nach Deutschland zurückkehren wollte, zum Verkauf seiner Fabrik verhelfen, und so erwarb Otto diese kleine Fabrik. Mein Vetter Curt wanderte über Liechtenstein in die USA aus, seine Eltern folgten ihm allerdings erst im nächsten Jahr (1940). Die Lage war damals bereits sehr kritisch geworden – die Juden waren bereits zur besseren Überwachung und Kontrolle in Judenhäusern konzentriert. Nach seiner Einwanderung in die USA verdiente mein Onkel, der frühere Lederfabrikant, als einfacher Arbeiter sein täglich Brot, und seine Frau, die frühere reiche Bankierstochter, arbeitete als Putzfrau. Nach einigen Jahren in den USA zog mein Vetter Curt mit seiner Frau nach Brasilien, und seine Eltern folgten ihm nach einiger Zeit nach. Ich freue mich berichten zu können, daß mein Onkel und meine Tante dann nach harten Jahren doch noch ein beschauliches Leben führen konnten. Ihr Sohn Walter hatte sich inzwischen bereits als Buchprüfer in einer kleinen Stadt im südlichen Chile etabliert, eine Chilenin geheiratet und eine Familie gegründet. Sein jüngerer Bruder Hans, der sich mit Tosca Loewy, der Tochter des Kantors der früheren jüdischen Gemeinde in Ulm, verheiratet hatte, wanderte nach dem damaligen Palästina aus. Er war wahrscheinlich derjenige aller Lebrechts, der den schwersten und leidvollsten Weg hatte, da er auch politisch tätig war.

Ich verließ Deutschland bereits im Herbst 1933. Ich interessierte mich seit meiner Jugend für Politik, und selbst wenn ich kein Jude gewesen wäre, wären mir Hitler und die Nazis verhaßt gewesen. Im März 1933 las ich »Mein Kampf«; das

Buch machte einen verheerenden Eindruck auf mich. Ich beschloß, keinesfalls in Deutschland zu bleiben. Der Tag des Judenboykotts am 1. April 1933 bestärkte meinen Entschluß. Ich wohnte seit Anfang 1932 in Frankfurt a. M., wo ich mit meinem Vetter Fritz unsere Verkaufsfiliale leitete, und von wo ich Teile des westlichen und mittleren Deutschlands bereiste. Da wir kein Detailgeschäft waren, standen keine SA-Männer vor unserem Büro und Lager. Aber der Gang durch das Stadtzentrum mit SA-Leuten vor jedem jüdischen Laden deprimierte mich aufs Tiefste und hinterließ einen unauslöschlichen Eindruck. Und so fuhr ich im Oktober 1933 nach Graulhet in Frankreich, wo wir, wie bereits erwähnt, vor dem Ersten Weltkrieg eine Einkaufsfiliale hatten, mit dem Gedanken, eventuell in Verbindung mit unserer Firma in Ulm ein Ledergeschäft aufzubauen. Aber es wurde nichts daraus, und ich zog nach Paris, wo ich mich mit dem Geld, das mir meine Mutter zur Auswanderung gegeben hatte (es war inzwischen 1934 geworden und das Geld war natürlich als Sperrmark blokkiert, aber ich konnte die Sperrmark im Spätsommer 1934 mit einem Verlust von »nur« 60% verkaufen und Devisen dafür bekommen), mit Bekannten an einer kleinen Metallfabrikation beteiligte. Leider reüssierte das Unternehmen nicht, und wir mußten es nach viereinhalb Jahren liquidieren, und ich verlor fast all mein Geld. Ich wanderte dann im Herbst 1936 in die USA aus. Ein Verwandter meiner Mutter gab mir eine Stellung in seiner Gardinen- und Spitzenfabrik. Von April bis Oktober 1945 war ich in der U. S. Army, aber da ich bereits bei den ersten großen Manövern einen sehr starken Ischias bekam, wurde ich nicht nach Europa oder in den Pazifik gesandt, sondern verbrachte die viereinhalb Jahre in verschiedenen Camps in den USA. Nach meiner Entlassung vom Heer bewarb ich mich um eine Anstellung in Washington D. C. Ich arbeitete dann etwa fünfeinhalb Jahre in der Library of Congress, darnach im Kartographischen Institut der Armee und schließlich in der Area Redevelopment Administration, die sich mit Wirtschaftshilfe für arme oder von hoher Arbeitslosigkeit betroffene Gebiete innerhalb der USA befaßte. Von 1946 bis 1953 besuchte ich abends die George Washington University. Ich belegte eine ganze Anzahl von Fächern, Wirtschaftskunde, Geographie, Philosophie und vor allem Geschichte, und machte meinen M. A. in diesem Fach. Meine Doktorarbeit schrieb ich über die Revolution in Bayern im November 1918.

Im Jahr 1970 trat ich in den Ruhestand. Meine Mutter starb im folgenden Jahr. Drei Jahre darnach, 1974, siedelte ich von Washington D. C. nach Seattle, Washington, über. All die oben erwähnten Gebiete, die ich studiert hatte, interessieren mich nach wie vor, und ich folge den Ereignissen in der Welt mit größtem Interesse. Leider sind in den letzten Jahren viele meiner Verwandten gestorben: Grete Moos verschied in Stuttgart im November 1989, ihr Bruder Otto Lebrecht starb im März 1989 in Zürich, dessen Bruder Fritz bereits im Mai 1985 in New York. Am selben Tag starb auch mein Vetter Curt in Blumenau/Brasilien ganz plötzlich. Dessen jüngster Bruder Heiner war bereits 1941 in Chile gestorben. Mit meinen überlebenden Vettern bin ich in Verbindung, ebenso mit Freunden aus der früheren Heimat.

24 KLAUS DROR, früher DREYER

Geb. 1909 in Köln; Arzt; 1936 Auswanderung nach Palästina; Universitätsprofessor.

Die Reichstagswahlen im Februar 1933 und Hitlers Ernennung zum Reichskanzler fanden mich noch nicht 24jährigen nach mit Erfolg absolvierten Staats- und Doktorexamen als Medizinalpraktikanten an der Universitätsklinik für innere Krankheiten in meiner Vaterstadt Köln. Von Jugend auf war ich in vielen Sportarten aktiv, wobei ich in meinem Sportverein auch etwas als freiwilliger Trainer diente.
Zwar war mir erlaubt, mein praktisches Jahr an der Klinik zu beenden, aber die Verweigerung der Approbation (Zulassung zum Arztberuf) zusammen mit meiner Zuwendung zum Zionismus, den ich vorher abgelehnt hatte, brachte mich dazu, für eine Übergangszeit bis zur Auswanderung, den Sport, der bisher Hobby gewesen war, nun als Beruf auszunutzen. Nach meinem Ausschluß aus meinen verschiedenen Sportvereinen, denen ich jahrelang angehört hatte, war ich der jüdisch-zionistischen Sportbewegung beigetreten, in der ich zunächst freiwilliger Athletik-Trainer war.
So kam ich dann im September 1934 als Sportlehrer an das jüdische Landschulheim Herrlingen, wo mir die Atmosphäre einer selbständigen Schulgemeinde in ländlicher Umgebung, aufgebaut auf fortschrittlichen Erziehungsgedanken trotz abnormaler Zeiten, sehr zusagte. Das Verhältnis zwischen Lehrern und Schülern sowie der Lehrer und Schüler untereinander war informell freundschaftlich, gegründet auf gegenseitiger Hilfe und Achtung der Persönlichkeit jedes einzelnen. Auch das Verhältnis zu den Einwohnern Herrlingens war freundlich korrekt, wozu wohl auch die etwas isolierte Lage der Heime beitrug. (Außer dem Landschulheim bestand in der Nähe seit 1912 das Kinderheim und seit 1927 das Waldheim, deren Kinder die Schule im Landschulheim besuchten.) So war der Kontakt mit den Kindern gering, während einige Lehrer im Dorf wohnten, und der Gasthof Besucher der Heime beherbergte.
In meiner Haupttätigkeit als Sportlehrer hatte ich im Sommer die Erlaubnis, mit den Kindern das Herrlinger Schwimmbad in der Blau zum Schwimmunterricht zu benutzen. Im Winter wurden neue Skier für Schüler in einem Dorf auf der Alb von mir bestellt, und – wenn nötig – gebrochene Skispitzen erneuert. Zu einem Sportfest, das wir organisierten, konnten wir einen Sportplatz auf der Höhe herrichten und benutzen. Der allmorgendliche Waldlauf fand in den umliegenden Wäldern und Feldwegen statt, wie die Wälder uns auch ungestört für Geländespiele dienen konnten.
Für viele Schüler und Lehrer waren Höhepunkte die Wochenenden in Gruppen in dem hübschen Häuschen in Lautern, das dem Heim zur Verfügung stand. Freitagnachmittags wurde hingewandert, der Tag mit mitgebrachter Verpflegung gemütlich mit Ausflügen, Klettern, Erzählen und Lesen verbracht, und am Ausgang des Sabbaths wanderte man zufrieden zurück ins Landschulheim.
Die eigentlichen Sportstunden und der Sport in den großen Schulpausen fanden meist auf dem freien Platz hinter dem Haupthaus statt. Dieser wurde etwas planiert und mit einer Sprunggrube versehen und diente der Leichtathletik, der



Landschulheim Herrlingen, Haus Breitenfels, Februar 1935.

Gymnastik und Ballspielen. Bei schlechtem Wetter fanden wir Platz im Hauptgebäude.
Höhepunkte der eineinhalb Jahre meiner Tätigkeit in Herrlingen waren: 1. eine Skiwoche mit den fünf besten Schülern im Skilauf auf einer Hütte im Allgäu, die einer Ulmer jüdischen Organisation gehörte; 2. eine leider durch Regen und Durchnässung des Zeltes vorzeitig abgebrochene Paddeltour im eigenen Faltboot mit einem der älteren Schüler von Ulm donauabwärts; 3. kleine Radtouren; 4. ein dreitägiger Ausflug des ganzen Landschulheimes: Schüler, Lehrer sowie Schülerinnen der Hauswirtschaft, aufgeteilt in verschiedene Gruppen. Zunächst fungierte ich als »Quartiermacher« für die Gruppe, die nach Buchau am Federsee, dem Heim der einzigen Synagoge Deutschlands mit Glocke und Glockenturm, gehen sollte. Die Glocke diente dem Feueralarm. Dies war kurz vor dem Erdbeben, dessen Epizentrum in Buchau großen Schaden anrichtete, und das wir auch in Herrlingen deutlich spürten. – Den Ausflug selbst machte ich dann mit meiner Gruppe nach Stuttgart, wo wir in einer Schulturnhalle untergebracht waren. Ausflüge führten in das mir vorher durch das berühmte Autorennen bekannte Schloß Solitude und am zweiten Tag nach einem langen Regenausflug zum Schloß Ludwigsburg mit Führungen in beiden Schlössern; Ludwigsburg ist mittlerweile als Dokumentationsarchiv des Dritten Reiches bekannt.
Mit Ende des Schuljahres 1935/36 sah ich die Zeit gekommen, meine zionistischen Ideen zu verwirklichen, und ergriff gerne die Gelegenheit, im Rahmen der »Jugendauswanderung« nach dem damaligen Palästina die Führung einer

Gruppe von 30 Jugendlichen (16–17 J.) der »Jung-Makkaoi-Bewegung« nach dort zu übernehmen. In der Vorbereitungsphase dieser Auswanderung, in der ich einen Monat in einem »Vorbereitungslager« mit Kandidaten für die Gruppe bei Feld- und Gartenarbeit in der Nähe von Berlin verbrachte, mußte ich auch polizeiliche »Unbedenklichkeits-Zeugnisse« von allen Orten meines Aufenthaltes seit 1933 herbeischaffen. Als ich zu diesem Zweck auf ein Amt in Ulm kam, das für Herrlingen zuständig war, fragte mich der Beamte, wozu ich denn eine solche Bescheinigung brauchte? Meiner Antwort: »Zur Auswanderung« – folgte die Rückfrage: »Warum wollen Sie denn auswandern?« – »Weil ich Jude bin« – »Aber das ist doch kein Grund auszuwandern«, setzte sich die freundliche Unterhaltung fort. Was ich im März 1936 in Ulm nur ahnte: Meine Auswanderung rettete mein Leben!
Die Geschichte meines Lebens in Israel wird an anderer Stelle beschrieben. Im Rückblick bedauere ich weder meine Geburt und Jugend in Köln noch meine Lehr- und Lernjahre in Herrlingen. Auf meinen Lebensweg in Israel – mit einer Zeit im Kibbuz und in der Landwirtschaft, meiner Rückkehr zur Medizin, mit Jahren des Weltkrieges und unseres Befreiungskrieges in der Militärmedizin, und schließlich meinem Übergang zur Arbeitsmedizin – bin ich stolz. In den letzten 40 Jahren konnte ich mich wesentlich am Aufbau dieses Faches in Israel und seiner Einführung an der medizinischen Fakultät der Universität Tel-Aviv beteiligen und heute – im Alter von über 80 Jahren – aufrecht auf meine Vergangenheit zurückblicken und diesen Rückblick einer liebenden Familie zur Erinnerung übergeben.
(Die jüdisch-zionistische, pädagogische und selbsterzieherische Bildung, die ich in Herrlingen erhielt, sind in Lucie Kay-Schachnes Buch: »Erziehung zum geistigen Widerstand« beschrieben.)

25 RUDOLF MOOS

Geb. 1910 in Ulm; Eltern: Alfred und Selma Moos; 1938 Emigration nach Brasilien; Kaufmann.

Wir waren eine Familie. Mein Vater, Alfred Moos (Rechtsanwalt Moos II), starb schon im Jahre 1926 an Magenkrebs.
Meine Mutter, Selma Moos, geb. Gutmann, kam 1877 in München auf die Welt. Zuletzt in Mannheim wohnhaft, wurde sie im Herbst 1940 mit den dortigen Juden in das Lager Gurs in Frankreich deportiert. Mitte 1942 aus Gurs evakuiert, starb sie auf dem Weg nach dem Osten im Durchgangslager Drancy im Alter von 65 Jahren. Sie hat Deportation und Konzentrationslagerhaft aufrecht, ja heroisch ertragen, ihr geschwächter Körper machte ihrem Leben ein Ende und ersparte ihr so den Tod in der Gaskammer.
Mein Bruder Richard, geb. 1903 in Ulm, kaufmännischer Angestellter, wanderte nach Italien (Milano) aus und kam von dort im Verlauf des Jahres 1936 schwer erkrankt zurück. Er starb wenige Wochen danach in einem Stuttgarter Privatkrankenhaus, wurde in Stuttgart eingeäschert und in Ulm auf dem jüdischen Friedhof beigesetzt.











Bild oben links:
Alfred Moos, um 1910.

Bild oben rechts:
Selma Moos.

Bild Mitte links:
Dr. Paul Moos, 1925.

Bild Mitte rechts:
Richard Moos, um 1930.

Bild unten links:
Rudolf Moos mit Tochter Claudia, um 1955.

Mein Bruder, Dr. Paul Moos, geb. 1902 in Ulm, wurde Psychiater und arbeitete nach bestandener Prüfung einige Jahre in Ulmer und Stuttgarter Kliniken. Um sich selbständig zu machen, beantragte er die Zulassung zur Kassenpraxis, die ihm für den 1. April 1933 bewilligt wurde. An diesem Tage machte er eine Praxis auf, mit dem Erfolg, daß genau an diesem Tag alle jüdischen Ärzte von der Zulassung zur Krankenkasse ausgeschlossen wurden; ohne diese Zulassung konnte sich ein Arzt nicht über Wasser halten. So entschloß er sich, in die USA auszuwandern. Das Affidavit bekam er von Albert Einstein, einem entfernten Verwandten unserer Familie. So wanderte er in die USA aus und arbeitete dort in Krankenhäusern. Leider erkrankte er dann im Jahre 1937 an Schizophrenie, die sofort bekämpft wurde, aber ohne Erfolg. Da er noch nicht Amerikaner war, wurde er nach Deutschland zurückdeportiert und wurde nach langem Suchen in der Heilanstalt Zwiefalten, deren Chef in Heidelberg sein Lehrer war, aufgenommen. Nach einigen Monaten nicht gelungener Kurversuche wurde er in die Heilanstalt Grafeneck (Württemberg) überführt, wo er und viele andere mittels des dort üblichen »Mitternachtstees« ermordet wurde.

Meine persönlichen Daten: Geboren 1910 in Ulm, Studium der Rechte in Heidelberg, München, Berlin und Tübingen, Bundesbruder der Freien Wissenschaftlichen Vereinigung mit Aktivzeit in München und Heidelberg, Tätigkeit als Referendar in Ulm und zwangsweise Entlassung aus dem Vorbereitungsdienst Mitte 1933. Anschließend kaufmännische Arbeit in der Filztuchfabrik Carl Veit in Göppingen, einem Familienunternehmen, bis Mitte 1938. In der Kristallnacht November 1938 erlebte ich als einziger Gast die Zerstörung des in Württemberg wohlbekannten jüdischen Hotels Dettelbacher in Göppingen durch die SA, wurde mit anderen Göppinger Juden verhaftet und nach Dachau verbracht und wanderte im Dezember 1938 mit meiner ersten Frau Ellen, geb. Heinemann aus Dortmund, nach Brasilien aus.

An unserem Endziel in Sao Paulo am 6. Januar 1939 angekommen, fand ich schon nach 14 Tagen eine ausreichend bezahlte Arbeit als deutscher Korrespondent, während meine Frau in der Anfangszeit zuerst als Putzmacherin und später als Gouvernante verdiente. Im Herbst 1939 übernahm ich dann kaufmännische Vertretungen, mit denen ich 36 Jahre arbeitete. 1975 gab ich die kaufmännische Arbeit auf und begann mit deutschen Privatstunden, bis ich mich 1982 von der Arbeit zurückzog.

Meine Frau Ruth Moos, geb. Schnitzer aus Wien, kam im Alter von 14 Jahren mit einem Kindertransport nach England, blieb dort zwei Jahre und wanderte dann nach Brasilien zu ihren Eltern weiter. Sie widmete einen großen Teil ihrer Zeit leitender Sozialarbeit in der OAT (Beschützender Werkstatt) der Liga Feminina Israelita in Sao Paulo, die dem International Council of Jewish Women angeschlossen ist.

Meine Tochter, Claudia Metzler, geb. Moos, gebürtige Brasilianerin, wohnt in Sao Paulo; die Enkelkinder sind Katarina, Robert und Jaqueline Metzler.

Brasilien und seine Menschen haben wir liebgewonnen und leben sehr gerne in diesem Land, während unser Nachwuchs mehr und mehr nach dem Ausland tendiert.

26 HERBERT FAY, früher FEIGENBAUM

Herbert Fay (Feigenbaum), geboren 1910, wurde nach Ablegung des 1. Examens im Frühjahr 1933 nicht mehr zum Vorbereitungsdienst zugelassen. Im August 1933 emigrierte er nach Frankreich, kehrte aber 1934 noch einmal nach Deutschland zurück. In Ulm konnte er nur noch beschränkt als Lagerist arbeiten. Im November 1936 wanderte er endgültig aus in die Vereinigten Staaten, wo er als Hausknecht, Lagerarbeiter und kaufmännischer Angestellter schwer um seine Existenz zu ringen hatte.



Familien Feigenbaum und Guggenheimer;
oben links: die Eltern Hermann und Rosa Feigenbaum;
im Vordergrund: links Irene Einstein, Großmutter von Andrew J. Einstein (Nr. 54),
in der Mitte Herbert Feigenbaum.

27 ERNEST ANTHONY MANN

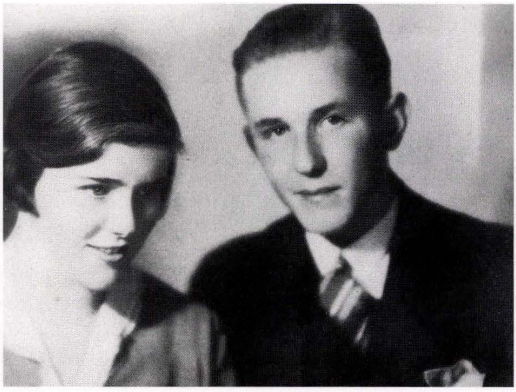
Geb. 1910 in Ulm; Eltern: Siegfried (Nr. 5) und Fanny Mann; Jurist; 1934 Emigration nach Großbritannien; Bruder von Hanne Serkey (Nr. 22).

Rückschau

Wenn ich auf meine Jugendjahre in Deutschland zurückblicke, dann kommen mir drei Erlebnisse in Erinnerung, die auf meine Entwicklung einen entscheidenden Einfluß ausübten.
Ich komme aus einem Elternhaus, in dem eine liberale und tolerante Gesinnung vorherrschte. Wir fühlten uns als Deutsche und waren stolz darauf, dem Land der Dichter und Denker anzugehören. Mein Vater, Siegfried Mann, war ein Vorbild treuer Pflichterfüllung und fand in seinem Beruf als Rechtsanwalt großes Ansehen. Er nahm von Jugend auf aktiven Anteil am politischen Geschehen. Sein Streben und Denken war stets auf das menschlich Verbindende, das Gemeinsame und Einigende gerichtet. Von 1925 bis 1933 diente er der Stadt Ulm als Mitglied der demokratischen Fraktion im Gemeinderat. Er empfand es als eine große Ehre, daß er am Gedeihen seiner Vaterstadt regen Anteil nehmen konnte.
Der Kampf gegen den Antisemitismus beschäftigte ihn auf der Schule, auf der Universität und während seines ganzen Lebens. Das Motto unserer Familie war, daß jeder in seinem Leben und Streben der Umwelt täglich zeigen müsse, wie ungerecht und unbegründet die Vorurteile und Anschuldigungen gegen das Judentum sind. Wir konnten damals nicht ahnen, wie naiv und idealistisch eine solche Einstellung gegen das drohende Unheil war. Meine Eltern hatten einen weiten Freundeskreis hochstehender Männer und Frauen, die meiner Schwester und mir ebenfalls freundlich gesinnt waren.
Aber in meiner eigenen Generation sah die Sache anders aus. Mein Nebensitzer in der Elementarschule war ein hübscher blonder Junge, Albert genannt. Wir freundeten uns an, und unsere Freundschaft setzte sich auf dem humanistischen Gymnasium fort – bis zu jenem, mir unvergeßlichen Tag im Oktober 1923, als Albert ein großes, selbstangefertigtes Hakenkreuz aus Blei auf seiner Jacke trug. Als ich ihm sagte, was das Hakenkreuz für mich als Juden bedeute, erwiderte er ausweichend, das habe nichts zu bedeuten und sei nur ein Zeichen nationaler Erneuerung. Wir trennten uns, und ich wußte, daß ich meinen Freund verloren hatte. Es war der erste Vertrauensbruch in meinem Leben und traf mich tief.
Drei Jahre später, in meinem 16. Jahr, nahm ich an den damals üblichen Tanzstunden teil. Die Schüler jeder Klasse luden Schülerinnen gleichen Alters zur Teilnahme an Tanzstunden ein, die im Saalbau stattfanden. Es war eine herrliche Zeit jugendlicher Freundschaften. Meine Freundin Karin machte ihrem nordischen Namen Ehre. Sie war ein großes blondes Mädchen, lebhaft, heiter, verständig: ein patentes Mädel, wie man damals zu sagen pflegte. Wir waren ineinander verliebt und unsere Jugendliebe war scheu, unschuldig und innig. Aber das Gespenst des Antisemitismus war nicht eingeschlafen. Karins Eltern widersetzten sich unserer Freundschaft. Sie zwangen das Mädchen unter aller-



Siegfried und Fanny Mann.



Johanna und Ernst Mann.

hand Drohungen, die Freundschaft mit mir aufzugeben. Es war das Ende eines anderen traurigen Kapitels.
Das dritte Erlebnis betrifft mein juristisches Staatsexamen an der Universität Tübingen im Herbst 1932. Das schriftliche Examen hatte vor einigen Wochen stattgefunden, und ich wartete mit zwei anderen Kandidaten auf die Professoren, welche die mündliche Prüfung abhielten. Ich war mir bewußt, daß für mich die Zusammensetzung der Professoren von entscheidender Bedeutung war. Unter den Professoren gab es einige, die alles daran setzten, jüdische Kandidaten herabzusetzen oder gar durchfallen zu lassen. Zu meiner Erleichterung waren die berüchtigten Antisemiten an jenem Tag nicht vertreten. Die mündliche Prüfung dauerte vier Stunden. Ein Freund, der in der juristischen Fakultätsbibliothek arbeitete und neben einer verschlossenen Türe saß, hörte Stimmen im Nebenzimmer und war erstaunt, als mein Name genannt wurde. Es handelte sich um die Beratung der Professoren und die Bewertung der Examensergebnisse. Sie waren sich über die Beurteilung meiner Prüfungsarbeit nicht einig. Anscheinend hatten bereits Differenzen zwischen Referenten und Koreferenten in meinem schriftlichen Examen stattgefunden. Und nun nahm einer der Professoren das Wort: »Seien wir uns doch klar darüber«, so begann er, »aus welcher Ursache unsere Meinungsverschiedenheit stammt. Der junge Mann kommt aus einer alteingesessenen jüdischen Familie. Er arbeitete in einem meiner Seminare, und ich weiß, daß sein juristisches Wissen gut ist.« Das Eintreten dieses Professors für Anstand bewirkte, daß ich als einer der ersten die Prüfung bestand. Als mein Freund mir die Geschichte erzählte, konnte ich ihm zuerst nicht glauben und dachte an einen Scherz. Doch es war kein Scherz, es war die Wahrheit.
Am Abend dieses wichtigen Tages wanderte ich lange in den Straßen Tübingens umher. Ich war hocherfreut und betrachtete das Ergebnis nicht nur als einen persönlichen Erfolg, sondern als den Sieg von Gerechtigkeit über Gemeinheit

und Unrecht. Mein höchster Wunsch war, im Streben nach Gerechtigkeit und sozialem Ausgleich in diesem zerrissenen Deutschland meinen Beitrag zu leisten.

Heute, im Wissen um die deutsche Tragödie, mag man über den blinden Idealismus dieses jungen Mannes mitleidig lächeln. Eine kühlere Betrachtungsweise hätte zu einem anderen Ergebnis geführt. Wie konnte man an Gerechtigkeit in einem Land glauben, in dem sadistische Massen täglich zu neuen Schandtaten aufgehetzt wurden; einem Land, in dem Universitätsprofessoren bereit waren, eine geheiligte Tradition vieler Jahrhunderte zu verletzen.

Und doch war es in jenem Jahre 1932 nicht in den Sternen geschrieben, daß Demokratie, Freiheit und Recht dem Tyrannen zum Opfer fallen sollten. Die Reichstagswahlen und die Präsidentenwahl hatten gezeigt, daß der Nationalsozialismus seinen Höhepunkt überschritten hatte. Die Worte des entlassenen Reichskanzlers Brüning hallten in meinen Ohren: »Wir sind 100 Meter vor dem Ziel.« So wollten wir es ja mit ganzem Herzen: daß Deutschland in friedlicher Zusammenarbeit mit dem Ausland wieder aufsteigen werde. Und so hätte es kommen können, wenn nicht Verrat von oben geübt und Verbrechern die Macht in die Hände gelegt worden wäre.

Das war meine Hoffnung an jenem Abend in Tübingen und während meiner Tätigkeit als Referendar am Amtsgericht Ulm. Ich ahnte damals nicht, daß ich neun Monate später aus einer Gerichtssitzung zum Präsidenten gerufen und auf Grund eines Erlasses des Justizministeriums auf der Stelle entlassen werden würde.

Der Abschied von Deutschland fiel mir schwer, trotz allen Unrechts, aller Beleidigungen. Die Anfangsjahre in England als ein mittelloser Flüchtling waren eine Schicksalsprobe. Ich brachte mich als Gartenarbeiter durch und sollte mehrmals in die Kolonien abgeschoben werden, als meine Aufenthaltserlaubnis ablief. Aber ich wollte in Europa bleiben, obwohl das Fortkommen anderswo viel leichter gewesen wäre. Land und Leute gefielen mir außerordentlich. Ich fühlte mich ganz und gar als Europäer und wollte in diesem alten streitbaren Erdteil bleiben. Und das gelang mir auch nach vielen schwierigen Jahren. Ich hatte das große Glück, treue Freunde und meine zukünftige Lebensgefährtin zu finden.

Meine Schwester wanderte im September 1938 in die Vereinigten Staaten aus und heiratete ihren Verlobten, der ein Jahr zuvor Ulm verlassen hatte. Unsere alten Eltern blieben in Deutschland als Geiseln zurück – eine große Sorge für uns Kinder.

In der Kristallnacht wurde mein Vater aus dem Bett gezerrt und von Rohlingen auf den Weinhof getrieben. Vor der brennenden Synagoge wurde er blutig geschlagen und so zugerichtet, daß er ins Krankenhaus überführt werden mußte. Das ersparte ihm einen Aufenthalt im Konzentrationslager Dachau.

Meine Schwester, mein Schwager, meine englische Verlobte und ich setzten alles daran, unsere Eltern vor dem Verderben zu retten. Nach endlosen Monaten hatten unsere Bemühungen Erfolg. Unsere Eltern waren auf einer langen Warteliste zur Ausreise in die USA angemeldet, und nach mühsamem Warten kam endlich die Einreiseerlaubnis nach Großbritannien zu unserer großen Erleichterung.

Und so kam es, daß unsere Eltern gerettet werden konnten, als einzige ihrer Generation in unserer Familie. Sie brachten ein Jahr bei mir in England zu, und dann wurde die Einwanderung in die USA möglich. Sie verließen England im Mai 1940, als der Krieg im Westen voll entbrannt war, und fanden in den Vereinigten Staaten eine neue Heimat.
Ich selbst hatte nach fünf Jahren Heeresdienst eine neue Existenz aufzubauen. Das Leben führte mich in neue ungeahnte Bahnen.
Im Sommer 1957 hielten meine Frau und ich uns eineinhalb Tage in Ulm auf. Ich sah meine Geburtsstadt nach 23 Jahren zum ersten Mal wieder. Der Eindruck war erschütternd. Als wir den halbgebauten Bahnhof verließen, lag eine kahle Lücke vor uns, hinter der das gewaltige Münster übermächtig hervorschaute. Mein erster Gang war zur Promenade, wo ich die ersten 24 Jahre meines Lebens verbracht hatte. Ich sah eine leere Straße, die sich zwischen zwei Trümmerfeldern hinzog. Wie klein das alles ausschaute ohne Häuser. Und doch war es einmal meine Welt gewesen, voll von Menschenschicksalen, voll von Spielgefährten. Was war aus ihnen geworden, so fragte ich mich. Darauf gab es keine Antwort. Hier bin ich geboren – so erzählte ich meiner Frau, und Ulm war mir eine geliebte Stadt gewesen wie keine andere auf der Erde. Wir wanderten stundenlang herum, und überall drangen unzählige Erinnerungen auf mich ein, gute und traurige, freundliche und schlimme.
Auf dem Friedhof in Neu-Ulm suchte ich die Gräber meiner Urgroßeltern auf. Sie waren mit Efeu überwachsen und kaum erkenntlich. Als ich den israelitischen Friedhof in Ulm besuchte, bot sich mir ein trauriger Anblick. Sträucher und junge Bäume waren aus den Grabstätten herausgewachsen und überschatteten die kaum erkenntlichen Inschriften. Was für ein Symbol des jüdischen Schicksals. Ich wanderte von Grab zu Grab. Hier waren meine Großeltern begraben, Verwandte, Bekannte und Freunde, die einer Gemeinschaft angehörten, deren Nachkommen in alle Welt vertrieben wurden oder in den Gaskammern umgekommen waren. Der Rest ist Schweigen.
Ich konnte in diesen Tagen mit keinem Menschen sprechen. Meine Lippen waren versiegelt. Die Kluft war zu groß, es gab keine Brücke mehr.
Ich habe nie den Vorwurf der Kollektivschuld des deutschen Volkes an den Greueln des Holocaust anerkannt. Von meiner Tätigkeit als Therapeut weiß ich wohl um die Schattenseiten der menschlichen Seele. Nach dem Krieg hörte man oft in Großbritannien die selbstzufriedene Bemerkung: »It cannot happen here.« Die traurige Wahrheit ist, daß Greuel überall möglich sind, wo es Menschen gibt. Übel kennt keine Landesgrenzen; Übel ist ein allzu menschliches Problem. Das ist keine Entschuldigung für das Unermeßliche, das Unaussprechliche, was geschehen ist und von deutschen Verbrechern begangen worden ist. Die Schandtaten des Nationalsozialismus werden für immer als dunkles Kapitel auf der deutschen Geschichte lasten.
Mein kurzer Aufenthalt in Ulm zeigte mir, was ich bereits wußte: Alle Erinnerungen an meine Jugendzeit sind für immer von einer unauslöschlichen Traurigkeit umfangen. Und doch wollte ich niemals mein Leben in Haß und Bitterkeit gegen das Land beschließen, in dem ich geboren bin. Es wäre töricht, den deutschen Teil meines Lebens zu verleugnen.

Im Jahre 1983 kam eine Einladung der Stadt Ulm, ein paar Tage als Gäste der Stadt zu verbringen. Ein halbes Jahrhundert war seit 1933 vergangen, dem Beginn der unerbittlichen Verfolgung der Juden in Deutschland. Meine Frau und ich folgten der Einladung in der Hoffnung, daß das Unternehmen zu einer offenen Aussprache führen möge. Es war keine leichte Aufgabe für Gastgeber und Gäste. Diese Hoffnung ist in Erfüllung gegangen. Die Begrüßungsansprache von Herrn Oberbürgermeister Dr. Lorenser war so herzlich und aufrichtig, daß von Anfang an die rechte Stimmung aufkam. Es galt, neue Brücken zu bauen, ohne die Vergangenheit zu verleugnen oder zu beschönigen. Für mich war diese Zusammenkunft entscheidend. Meine Lippen waren nicht mehr versiegelt, und ich fühlte am Ende der ereignisreichen Tage, daß neue menschliche Beziehungen zu deutschen Männern und Frauen die abgebrochene Brücke wiederhergestellt hatten.
In der zweiten Zusammenkunft früherer Ulmer Mitbürger im Jahre 1988 wurde diese Erfahrung bekräftigt und verstärkt. Herr Oberbürgermeister Ernst Ludwig und seine Mitarbeiter gaben uns ein herzliches Willkommen und scheuten keine Mühe, die Tage unseres Aufenthalts in der geliebten früheren Heimatstadt so erlebnisreich wie möglich zu gestalten.
Die Angehörigen unserer engsten Familie haben allen Grund, dem Schicksal dankbar zu sein, daß sie die große Katastrophe überleben durften, während Millionen unschuldiger Männer, Frauen und Kinder auf die schlimmste Weise umkamen. Uns war es vergönnt, in anderen Ländern ein neues Leben aufzubauen und wertvolle Beziehungen zu Menschen zu finden. Warum konnten wir uns retten? Warum wurden die anderen hingerafft? Auf solche Fragen gibt es keine Antworten. »We are living on borrowed time«, heißt es auf Englisch, und ich kenne keine gleichbedeutende Ausdrucksweise in der deutschen Sprache.
Für mich selbst bedeutet das Überleben ein verstärktes Verantwortungsgefühl, alle mir beschiedenen Tage so schöpferisch wie möglich zu gestalten.
Das schulde ich den Toten.

28 LISA HONIG, geb. HIRSCH

Geb. 1911 in Ulm; Eltern: Otto und Helene Hirsch; Fremdsprachenkorrespondentin; 1937 Emigration in die USA; 1942 Heirat mit Herbert Honig; Verwaltungsangestellte.

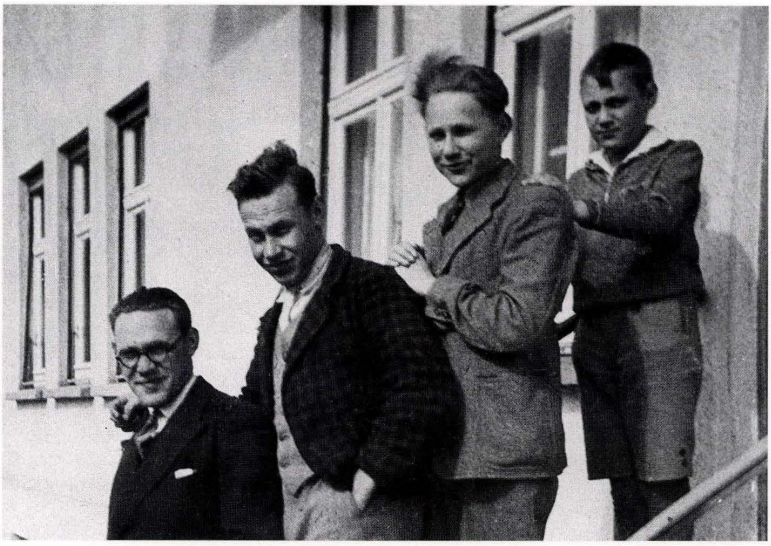
Mein Vater, Otto Hirsch, geboren 1877 in Ulm, war Teilhaber der Firma M. & H. Hirsch, eines Groß- und Einzelhandelsgeschäft für Schneiderzubehör. Er kam 1941 über Portugal in die USA. Er übernahm jedwede Arbeit, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Seit seinem fünfzigsten Lebensjahr hatte er unter seiner Schwerhörigkeit zu leiden. Er starb 1967.
Meine Mutter Helene Hirsch, geb. Neuburger, war 1887 in München geboren. Sie heiratete meinen Vater 1910. Zusammen mit meinem Vater kam sie 1941 in die USA. Im Alter von fast 95 Jahren starb sie im Jewish Home and Hospital for the Aged in der Bronx.

Meine einzige Schwester, Edith Hirsch, wurde 1917 in Ulm geboren. Sie erhielt die gleiche Schulbildung wie ich mit der Ausnahme eines zusätzlichen Hauswirtschaftsjahres an der Mädchenrealschule in Ulm. Später arbeitete sie im Büro. Ferner machte sie bis zur Kristallnacht eine Ausbildung zur Säuglingsschwester in Neu-Isenburg bei Frankfurt. Über Frankreich kam sie 1939 in die USA und arbeitete an Industrie-Nähmaschinen, dann übernahm sie Büroarbeiten; von 1957 bis 1979 war sie Lagerverwalterin einer großen Textilfirma. 1979 ging sie in Ruhestand und lebt nun in einem Wohnheim der Heilsarmee, wo sie sehr glücklich ist.
Ich, Lisa Honig, das erste Kind meiner Eltern, Otto und Helene Hirsch, wurde 1911 in Ulm geboren – Grund- und Mädchenschule in Ulm – Schulen in Genf und London, Handelsschulen in Genf, London und Ulm. 1931 bis 1936 Fremdsprachenkorrespondentin für Englisch und Französisch bei einer Firma in Stuttgart-Feuerbach. 1937 Ankunft in den USA. Bis 1942 Stelle als Erzieherin; im selben Jahr Heirat mit Herbert Honig. Verschiedene Jobs: Arbeit an der Rechenmaschine, Zensorin für Deutsch und Französisch für die US-Bundesregierung, Varitypistin. Von 1948 bis 1976 Sekretärin der Geldgeber beim United Jewish Appeal of Greater New York. Ehrenamtliche Arbeit am Leo Baeck Institut.
Mein Mann, Herbert Honig, geb. 1902 in Prechlauermühle in Westpreußen, war in Deutschland Furnierkaufmann. 1939 emigrierte er aus Stuttgart. Dort arbeitete er zunächst als Möbelpolierer. Er erwarb ein US-Patent für ein chemisch behandeltes Möbelpoliertuch. Verkaufte Investment-Fonds. 1973 starb er an Krebs.
Seit 1976 bin auch ich im Ruhestand und genieße meinen neuen Lebensabschnitt mit meinem lieben Gefährten Leonard Ehrlich. Zusammen unternehmen wir viele Reisen.

29 CURT LEBRECHT

Geb. 1911 in Ulm; Eltern: Wilhelm und Rosa Lebrecht; Unternehmer; 1939 Emigration über Liechtenstein in die USA (1940); 1946 Übersiedlung nach Brasilien; gest. 1985 in Blumenau/Brasilien; Bruder von Walter (Nr. 34) und Hans Lebrecht (Nr. 39).

Ich bin 1911 als Sohn von Wilhelm und Rosa Lebrecht geboren. Mein Vater besaß zusammen mit zweien seiner Brüder die Lederfabrik Gabriel Lebrecht. Diese Firma war von meinem Urgroßvater 1827 als Gerberei gegründet worden. Ich ging auf das Realgymnasium in Ulm, war dann drei Jahre lang Lehrling dieser Fabrik, arbeitete von 1929 bis 1935 als Volontär in Lederfabriken in Finnland, Österreich, Schweden und Spanien und machte einen einjährigen Kursus an der technischen Gerbereischule in Freiberg in Sachsen. 1935 trat ich als Junior-Teilhaber in die Fabrik ein, nahm aber eine Stelle als Leder-Techniker in einer Fabrik in der Türkei an. Ein halbes Jahr später, als ich keine echten Chancen dort erkennen konnte, kehrte ich nach Deutschland zurück und arbeitete im Familienbetrieb, bereitete aber gleichzeitig meine Auswanderung nach Südamerika vor. 1938 hatte ich eine Möglichkeit, eine Gerberei in Chile zu übernehmen, aber bis alle nötigen Papiere



Die Brüder Curt, Walter, Hans und Heyner Lebrecht (von links).

bereit waren, kam der 9. November, und ich wurde von einer Gruppe SA-Leute aus dem Bett geholt und vor die Synagoge gebracht. Ich versuchte zu entkommen, wurde aber wieder eingefangen und mehrmals durchgeprügelt vom Pöbel und später noch einmal im Gefängnis, wohin man mich mit etwa 40 anderen Juden, meist Geschäftsinhabern und Fabrikanten, brachte. Am nächsten Tag wurden wir in einem Bus nach Dachau verfrachtet, wo ich infolge meiner in der Nacht vom 9. November erhaltenen Verletzungen bis Mitte Januar 1939 blieb.
Ein paar Tage nach der Rückkehr aus Dachau kam in Ulm ein deutscher Einwohner von Blumenau an, der dort eine kleine Schokoladenfabrik besaß, nach Deutschland zurückkehren wollte und versuchte, seine Fabrik gegen Mark zu verkaufen. Da meine Familie inzwischen gezwungen war, unser Leder-Unternehmen zu verkaufen, versuchten wir über besondere Kanäle diese Transaktion durchzuführen, was zu jener Zeit sehr schwierig war. Aber innerhalb von zwei Monaten war die Sache perfekt. Mein Vater, Herr Löffler aus München und ich waren Besitzer einer Schokoladenfabrik in Brasilien. Wir machten uns daran, unser Einwanderungsvisum zu ergattern, für das wir ungeheuer viel bezahlten. Da die Zeit verging, verließ ich Deutschland und ging zu Verwandten nach Liechtenstein, um eine Einwanderung in die USA vorzubereiten.
Das brasilianische Visum kam nie an. Deshalb ging ich Anfang 1940 nach New York, wo ich als Hilfstechniker in einer Lederfabrik in Hoboken, N. J., Arbeit fand. 1942 heiratete ich Lottie Metzger aus Stuttgart und wurde 1943 zur Armee eingezogen. Meine Grundausbildung machte ich bei den Pionieren in Fort Belvoir in

Virginia; später wurde ich in eine Armee-Nachrichteneinheit nach Ritchie in Maryland versetzt. Ich hatte das Glück, daß meine Eltern 1941 in die USA zu mir kommen konnten und später auch nach Blumenau, wo sie beide in hohem Alter starben.

Nach der Absolvierung von Sonderkursen als Verhörspezialist für Kriegsgefangene wurde ich zu einem IPW-Team bei der 79. Infanteriedivision versetzt. Unsere Division wurde in der kalifornischen Wüste ausgebildet und war dann im Juni 1944 an der Landung in der Normandie und der Eroberung von Cherbourg beteiligt. Mit einem Schlag hatte unser Verhörteam von vier Mann sich mit etwa 3000 deutschen Kriegsgefangenen zu befassen. Die Division rückte durch Frankreich nach Belgien vor, dabei überschritt sie als erste die Seine bei Paris. Dann waren wir an der Eroberung Frankreichs beteiligt, und im Oktober erreichten wir bei Lunéville Lothringen, wo wir einige Wochen in und um diese Stadt lagen. Mitte November ging es weiter in Richtung Straßburg und Westwall. Bei diesen Kämpfen wurde ich am 15. November durch Granatsplitter schwer verwundet; zwei Knochen meines rechten Arms wurden zerschmettert, Nerven und Muskeln zertrennt, und so war der Krieg für mich vorbei. Ich wurde durch verschiedene Lazarette in Frankreich, England und Schottland weitergereicht, kam schließlich zurück in die USA, hatte alles in allem 8 Operationen am Arm und wurde im April 1946 aus der Armee entlassen.

Da ich inzwischen amerikanischer Staatsbürger geworden war, hatte ich keine Schwierigkeiten mehr, ein Visum für Brasilien zu bekommen; im Juni desselben Jahres machten sich meine Frau und ich auf den Weg, unsere Schokoladenfabrik zu besichtigen. In der Zwischenzeit war das Unternehmen verpachtet gewesen, aber da wir – die Besitzer – als deutsche Staatsbürger angesehen wurden und Brasilien sich mit Deutschland im Kriegszustand befand, war die Pacht auf einem Spezialkonto für feindliches Vermögen eingefroren worden. So kamen wir nach Brasilien und Blumenau. Der Ort gefiel uns auf den ersten Blick, und als die beiden Herren, die die Fabrik gepachtet hatten, mir ein Angebot auf gleichberechtigte Partnerschaft machten und ich Chancen für eine Weiterentwicklung witterte, sagte ich zu.

Ich arbeitete in dieser Fabrik als Verkaufs- und Produktionsleiter, bis ich mich 1976, als ich das brasilianische Ruhestandsalter von 65 Jahren erreicht hatte, aus dem Berufsleben zurückzog. Als ich anfing, beschäftigte das Unternehmen 30 Arbeiter, als ich ging, waren es über 200. Ich verkaufte meinen Anteil, weil weder mein Sohn Franklin Paul, der für Siemens als Elektronik-Ingenieur arbeitet, noch meine Tochter Barbara, die in die Familie einer der größten Textilunternehmer Brasiliens einheiratete, daran interessiert waren, ihn zu übernehmen. Nach dem Verkauf übernahm ich eine Verkaufs-Vertretung, mit der ich mich jetzt beschäftige und die einiges Geld einbringt.

Neben diesen wirtschaftlichen Aktivitäten war ich jahrelang Vorsitzender des traditionsreichsten Sportclubs dieser Stadt, der damals eine Mannschaft von Berufs-Fußballern unterhielt. Ich hatte auch eine Reihe von Verpflichtungen bei Berufsorganisationen und in der Pfadfinderbewegung übernommen. Ich bin meiner Frau Lottie dankbar, daß sie mir ermöglichte, all diese Tätigkeiten auszuüben. Sie selbst ist als eine der besten Englischlehrerinnen hier bekannt; sie gibt Privatstunden und Kurse am hiesigen amerikanisch-brasilianischen Kulturzentrum.

30 GUSTAV FRANK*

Geb. 1912 in Ulm; Eltern: Simon und Minna Frank; 1939 Emigration in die USA; Buchhalter.

Die Emanzipation der Juden in Württemberg geht auf das Jahr 1828 zurück. 22 Jahre zuvor hatte sich der Kurfürst von Württemberg dem Rheinbund Napoleons angeschlossen, so wurde er König und mit wesentlichem Gebietszuwachs belohnt: Er erhielt Teile der Hohenlohe, Gebiete der säkularisierten religiösen Orden, des Deutschen Ordens und Gebiete der Johanniter, ebenso die Reichsstädte und vorderösterreichische Besitzungen, die innerhalb seines Territoriums lagen oder an es grenzten. Das bisherige Württemberg war protestantisch mit einem starken puritanischen Einfluß. Nun bekam der König auch katholische und jüdische Untertanen, die in seinen Staat eingepaßt werden mußten. Im großen und ganzen kann man sagen, daß die Regierung versuchte, ein gutes und gerechtes Ergebnis zu erzielen.
Der Hauptzweck der Judenemanzipation war, nicht nur die Juden zu befreien, sondern sie auch von ihren mittelalterlichen Beschränkungen auf den Hausier- und Geldhandel zu lösen und sie in das bestehende Handels- und Handwerkssystem einzufügen. Das erwartete Resultat kam nicht zustande. Ein Lehrling lebte damals im Hause seines Meisters, und die Rabbiner waren nicht bereit, Absolution von den jüdischen Speisegesetzen zu erteilen.
Die jüdischen Gemeinden verloren ihre weltliche Selbstverwaltung, und jedermann im Königreich stand nun unter der königlichen Verwaltung. Die jüdischen Religionsgemeinden wurden parallel zur protestantischen Kirche organisiert, mit gleichen Amtsbezeichnungen auf entsprechenden oberen Organisationsstufen (z. B. Kirchenrat). Man könnte fast behaupten, daß der König aus seinen jüdischen Untertanen loyale königlich württembergische protestantische Puritaner jüdischen Glaubens zu machen versuchte. So um 1860 verkündete der Kirchenrat Mayer: »Stuttgart ist unser Jerusalem.« Dazu muß jedoch bemerkt werden, daß das herzogliche Württemberg bereits einen soliden Unterbau des alten Testaments hatte und daß für die Juden keine wesentlichen Unterschiede in der Bewertung ethischer Themen bestanden. Auch bei den Protestanten trat z. B. im Falle des Todes einer Ehefrau mit Kindern eine Schwester in die Lücke. »Warum finden die Hochzeiten auf der Alb am Dienstag statt«, fragte ich meinen Onkel. Die Antwort: »Weil sie die Bibel besser kennen als wir. Am Dienstag der Schöpfung heißt es am Schluß: ›Und es war gut‹, aber nur am Dienstag.«
Als die Religionsgemeinden dem Kultusministerium unterstellt wurden, wurden die Synagogen, die Rabbiner, Kantoren und Lehrer ein Teil des öffentlichen Lebens, letztere erhielten Beamtenstatus.
Die Ideen des Königs waren seiner Zeit voraus. Sie waren jedoch väterlich und nicht demokratisch. So wie der Vater Herr im Haus war, so war er der Herrscher im Staat. Vater hatte das letzte Wort. Als dann Hegels Philosophie politischer

* Die Personennamen wurden – ausgenommen die der Familie – vom Verfasser geändert.

Leitgedanke wurde, übernahm der Staat die Stelle des Vaters, der Staat wurde quasi eine Person, unfehlbar, unkritisierbar und die Summe aller moralischen Werte. Bismarcks Realpolitik war eine Aktion im Namen des Staates. Die Basis für Preußens Macht und später für die Diktatur von 1933 war vorhanden.
Innerhalb einer Generation nach dem Emanzipationsedikt sehen wir eine Massenabwanderung der Juden vom Land in die Städte. Der Grund dieser Abwanderung war in vielen Fällen materieller oder sozialer Natur, aber in anderen Fällen waren es Eltern, die mit dem unzureichenden Scheuklappenlehrplan der jüdischen Volksschulen nicht zufrieden waren. Sie wollten ihren Kindern eine Allgemeinbildung ermöglichen. Es war das Bestreben, aus Altwasser in fließendes Gewässer zu rudern. Das strömende Wasser hatte seine eigenen Gefahren, um nicht zu sinken, mußte man alten Ballast über Bord werfen, mit falschem Ballast bestand die Gefahr des Kenterns. Ein Jude mußte damals eigentlich noch ein Arba Kanfot tragen, ein Kleidungsstück, das die vier Enden der Welt symbolisiert; an jeder Ecke sind 10 Wollfäden, die für die 10 Gebote stehen. Nun wußte man doch damals schon seit Jahrhunderten, daß die Erde rund ist, auch daß das erste Gebot von Moses kommt und die israelitische Theokratie gründet, daß jedoch die weiteren neun Gebote schon Generationen vor Moses Gesetz in König Hamurabis Babylon waren. Die Bibel ist nicht die Wahrheit im Sinne eines wissenschaftlichen Handbuchs, sondern ein Spiegel der Zeit, in welcher die verschiedenen Texte geschrieben wurden.
Die Juden, die auf dem Land blieben, führten ihr traditionelles Dasein weiter, die in den Städten zersplitterten in verschiedene Fraktionen. Die wenigen Traditionellen in den Städten waren für die anderen Gruppen eine Herde lebender Fossilien, die von der Evolution übersehen worden waren. Meine Eltern, die Offenbergs, und ein paar weitere Familien gehörten zu dieser Gruppe. Die Assimilanten freundeten sich nie mit »solchen Leuten« an, ihrer Meinung nach war Theologie in der Emanzipation inbegriffen.

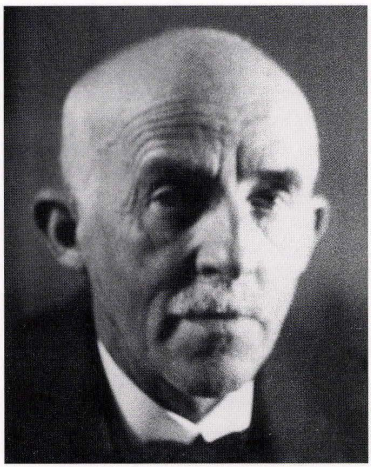
Meine Vorfahren

Mein Großvater, Gerson Frank, geb. 1827 zu Bonnland bei Würzburg, war gelernter Weber, ein Beruf, der schon bei seiner Lehrzeit von der Maschine ausgespannt war. Er war 1848 Soldat, ein begeisterter Monarchist und später ein aktives Mitglied in Veteranenvereinen. Er starb 1902 – es war Winter, und gegen den Willen seiner Kinder nahm er an einer Veteranenbeerdigung teil; er erkältete sich, die Erkältung entwickelte sich in eine Lungenentzündung.
So um 1883 überwarf er sich mit dem Ichenhauser Rabbiner Dr. Cohn. Großvater war damals Verwalter des jüdischen Altersheimes. Ein paar Insassen hatten sich während der Bettzeit auf den Speicher geschlichen und spielten Karten bei Kerzenlicht. Kartenspielen war verpönt, die tatsächliche Gefahr eines Feuers war zweitrangig. Großvater gebot, das Spiel zu unterlassen; die Spieler gaben ihm den Rat, in die Günz zu springen, worauf Großvater seinen Soldatensäbel holte und das Spiel beendete. Für diesen Gewaltakt mußte er beim Rabbiner vorreiten. In dem Verhör packte er den Rabbiner am Kragen, zog ihn über den Tisch und warf ihn wieder zurück – und seine Familie auf die Straße. Die Familie mußte in die Verbannung und wohnte ein paar Jahre in Neu-Ulm. Es waren

Jahre bitterer Armut, dennoch sandten meine Großeltern ihre drei noch zu Hause befindlichen Buben in die dortige Realschule, die für die Kinder ein Fenster in die Welt wurde und mit der die Ichenhauser jüdische Volksschule überhaupt nicht verglichen werden konnte. Jemand gab meinem Vater (geb. 1874) eine Lebensbeschreibung von Moses Mendelssohn, der für die Juden in Deutschland den gleichen Einfluß mit seiner Bibelübersetzung ausübte wie Martin Luthers Übersetzung mehr als 300 Jahre zuvor auf die christliche Bevölkerung. Meines Vaters Traum wurde, Buchdrucker zu werden, um der Wahrheit zu dienen und sie zu künden.

Seit etwa 1873 hatte Ulm eine Synagoge, die jedoch eine Orgel hatte, was nicht traditionell war. Die Ulmer jüdische Gemeinde war von »Rei'g'schmeckten«, noch dazu aus Bayern und ohne Vermögen, gar nicht begeistert. Die traditionellen (orthodoxen) Juden von Ulm und Neu-Ulm, zu denen auch mein Großvater zählte, hatten einen Betsaal in der Kronengasse in Ulm. Mein Onkel Salomon Frank, Lehrer und Kantor in der orthodoxen Gemeinde Fischach, konnte 1925 (!) nicht zu meiner Bar Mitzvah (Konfirmation) kommen, denn die Ulmer Synagoge hatte eine Orgel.

Wie eine Versöhnung zustande kam, weiß ich nicht, jedenfalls zog die Familie wieder nach Ichenhausen. Meinem Vater wurde eine Lehrstelle als Buchdrukker angeboten, an welcher er am Samstag hätte arbeiten müssen. Der Rabbiner verbot ihm das. So wurde er Bürstenmacher, ein Beruf, der damals ebenso überholt war wie der seines Vaters eine Generation zuvor. Er arbeitete ein paar Jahre in seinem Beruf, lange genug, um die Aussichtslosigkeit desselben zu erkennen. Dann trat er in die Dienste seines Bruders Moritz, der gelernter Kaufmann war, und Spezereien und Kurzwaren sowie Maler- und Maurerbedarfswaren führte.





Simon und Minna Frank.

Nach ein paar Jahren wurde eine Filiale in Ulm errichtet, die sich auf Kurzwaren beschränkte und von meinem Vater geleitet wurde. So um 1908 übernahm mein Vater die Filiale als eigenes Geschäft, das dann bis zum Kriegsausbruch 1914 die Familie ernährte.
Mein Vater war ehrlich zu jedermann, nur nicht zu sich selbst. Er war der fleißigste Mensch, den ich je kannte. Doch daß Zeit Geld ist, konnte er nie verstehen. Er ging zu Fuß nach Söflingen und zurück, um das Geld für die Straßenbahn zu sparen. Er war ein Perfektionist, dem niemand helfen konnte. Er hatte weder den Instinkt eines Kaufmanns noch die Ausbildung eines solchen. Zeit seines Lebens war er ein unglücklicher, hilfloser Pedant.
Eine Generation später wollte mein Vetter Autoingenieur werden; die praktische Ausbildung konnte er nicht antreten, weil der Rabbiner ihm die Samstagsarbeit verbot. So wurde er Kaufmann und verkaufte Strümpfe als Vertreter. Er war ein guter Vertreter, aber welch eine Verschwendung von Begabung! In Israel hatte er 20 Jahre später etliche Kraftfahrzeugspatente in seinem Namen.
Die Großmutter meiner Frau wurde früh Witwe. Sie nahm ihre vier Kinder in ein Hotel in Baden in der Schweiz. Das Hotel hatte keine koschere Küche, und der Rabbiner sprach am ersten Samstag nach ihrer Rückkehr von der Kanzel: »Was soll aus unserer Zukunft werden, wenn Witwen von den Gesetzen unserer Väter abweichen und ihren Kindern ein schlechtes Beispiel geben« etc. Die Frau zog mit ihren Kindern nach München.
Meine Mutter war 1937 in der Sprechstunde eines Augenarztes, der ihr erklärte, sie leide an Mangelnahrung. »Essen Sie Fleisch?«, fragte er. Meine Mutter verneinte. »Essen Sie Fleisch und Ihre Beschwerden werden verschwinden.« So kaufte meine Mutter Fleisch, das nicht koscher war, und salzte es bei jeder Mahlzeit mit Tränen: »Warum geben uns die Rabbiner keine Absolution, Fleisch zu essen, das den jüdischen Speisegesetzen nicht entspricht?« Nun gab es doch damals schon viele Vegetarier, die nicht an Mangelkrankheiten litten und alt wurden, aber unsere geistliche Führung suchte nie nach neuen Wegen. Sie predigte von Spinoza und Mendelssohn, von den Makkabäern, vom Auszug aus Ägypten, von Jehuda Halevi oder Süßkind von Trimberg, aber in der Gegenwart, in der wir lebten, war sie keine Hilfe. Noch im Jahre 1939, als ich auswanderte, wurde beim Gottesdienst nach wie vor zitiert: »Aschree ho-om schekocho lo – Heil dem Volk, dem es so ergeht!«
Meine Eltern heirateten im Mai 1910. Sie bezogen eine Wohnung in der Griesbadgasse 1 in Ulm, ein neues Gebäude mit Gas, Elektrizität und sogar einem Bad. Es gefiel ihnen dort so gut, daß die Hochzeitsreise an den Bodensee vorläufig verschoben wurde. Sie kamen nie an den Bodensee. 1911 hatte meine Mutter eine Totgeburt, dann wurde das Haus an eine Adventistengemeinde verkauft. Dieselbe errichtete einen Tempel auf dem Grundstück und machte Bekehrungsbesuche bei meinen Eltern.
Für meine Mutter, die schwanger mit mir war, war das eine Bedrohung meiner Seele. So nahmen meine Eltern zwei Zimmer im Hause des jüdischen Metzgers Arthur Dreyfuß, wo ich dann am 16. Januar 1912 als Siebenmonatskind auf die Welt kam. Bald nachher zogen sie wieder in eine eigene Wohnung in der Grünhofgasse 4 um. An diese Wohnung kann ich mich noch erinnern. Im Erdgeschoß dieses Gebäudes war eine Schreinereilehrwerkstätte, in der ein Feuer ausbrach.

Mein Vater wollte sein Geschäft im Huzhaus, Köpfingergasse 9, und die Wohnung beieinander haben; er fand ein solches Gebäude in der König-Wilhelm-Straße 13, wo sie dann im September 1914 einzogen. Wir wohnten dort bis 1936, als das Haus verkauft wurde. Uns wurde natürlich sofort gekündigt. Nach langem Suchen fanden wir eine Unterkunft im Hause Wildstraße 5. Das Haus gehörte Max Erlanger; es war bestimmt kein dernier cri in Raumkunst, aber wir waren dort zufrieden und hatten gute Nachbarn; außerdem war die Miete viel erträglicher als in unserer alten Wohnung. Nur ein Schild: »Juden nicht erwünscht« war nach dem 10. November 1938 in der Nachbarschaft, es war im Friseurladen.
Nach seinem Wegzug von Ichenhausen blieb mein Vater dort nach wie vor Gemeindemitglied. Als dann seine Hochzeit bevorstand, ging er zum Ulmer Rabbiner Dr. Jesaia Strassburger, der ihm etliche Formblätter zum Ausfüllen gab, die mein Vater nach bestem Wissen und Gewissen ausfüllte. Dr. Strassburger gab ihm die Papiere zurück: »Wenn Sie die so ausfüllen«, sagte er, »zahlen Sie mehr Kirchensteuer als Bankier Mayer oder Fabrikant Lebrecht.«
Mein Vater war alles andere als ein Salonlöwe. Ulm war für ihn Verbannung von seinem Weltzentrum Ichenhausen. Er kannte zwar einige jüdische Gemeindemitglieder durch Geschäftsbeziehungen; soziale Beziehungen bestanden keine. Meine Mutter war ländlich-sittlich naiv, nach ihrer Schulentlassung hatte sie ein paar Jahre in Altenstadt an der Iller bei Verwandten mütterlicherseits gelebt. Ein Ulmer, Karl Russ, hatte dort eine Holzhandlung. Die Familie Russ zog später nach Ulm zurück, und Frau Russ wurde eine mütterliche Freundin meiner Mutter. Erst später, so gegen 1919 wurde sie mit Frau Nathansohn bekannt. Die Nathansohns waren wie meine Eltern »Rei'g'schmeckte«, die auch weit draußen um die wärmende Gemeindesonne kreisten wie etwa die Planeten Neptun oder Pluto um unsere Sonne.

Meine Jugend in Ulm

Im ersten Stock der König-Wilhelm-Straße 13 wohnte der Apotheker Hermann Sandberger mit seiner Frau Maria. Wie meine Eltern hatten auch sie ein Einzelkind. Ilse war ein dreiviertel Jahr älter als ich und immer einen Kopf größer und hatte mehr Einfluß auf mich als umgekehrt. Frau Sandberger wurde meine »Vizemutter«. Meine Mutter war blutarm, und wenn sie fröstelte, wurde ich zu warm angezogen. »Jetzt Frau Frank«, sagte meine Vizemutter, »der muß sich doch erkälten, der schwitzt doch, weil er zu warm angezogen ist.« Was die Realschule in Neu-Ulm für meinen Vater war, waren Sandbergers für mich: ein Fenster in die Welt. Bei meinen Eltern hingen vergilbte Fotografien von Onkeln mit Bärten und Tanten mit Hauben an den Wänden, bei Sandbergers Bilder in Farben. Ich hatte wenig Spielsachen, Ilse hatte Quartettspiele, Wettrennen, Domino, die Rodelbahn, bei der man von 88 wieder auf 12 hinunterrutschte, Flohhupfen, ein Federspiel usw. Ilse hatte viele Kinderbücher, ich mit meinen ganzen drei Bilderbüchern konnte da nicht mithalten. Mein Vater war nicht für Spielsachen zu haben, zu seiner Zeit waren Spielsachen verpönt, das mache Kinder verträumt. Was Kinder anbetraf, war mein Vater mit zwei linken Händen mit je fünf Daumen ausgestattet. Er war ein typisch deutscher Vater seiner Zeit,

Kinder, Küche und Kirche, besonders Kinder, sind ein Ressort der Frauen. Ilses Vater freute sich mit seinem Kind, mein Vater nörgelte.
Die jüdische Gemeinde in Ulm hatte überhaupt keine Organisation für Kinder. Deshalb war ich erstaunt, daß Ilse so gerne in die Sonntagsschule ging. Nach sechs Tagen Elementarschule in der Woche hielt ich einen weiteren Schultag für eine Zumutung. Erst als Ilse mir erklärte, daß es da keine Tatzenstecken, keine Klassenarbeiten und auch keine Hausaufgaben gab, konnte ich verstehen, daß sie die Sonntagsschule nicht als Last empfand.
Meine liebste Kindheitserinnerung ist Weihnachten bei Sandbergers. Nun muß ich vorausschicken, daß meine Eltern unglaublich unbegabt waren, einem Kind einen Festtag zu gestalten. Hanukah, das jüdische Lichterfest, fiel armselig aus. Orangen oder Walnüsse waren nicht billig, aber meine Eltern wußten sich auf ihre Weise zu helfen: Sie erhoben Armut zur Tugend. Daß Mandarinen und Erdnüsse preiswerter Ersatz waren, mußte ich für meine Mutter herausfinden. Weihnachten bei Sandbergers war was ganz anderes – so viel Licht, so viele Spielsachen, so viele Geschenke und eine richtige Feiertagsstimmung; wie Erwachsene durften wir bis 10 Uhr aufbleiben. Drunten im Parterre schüttelten meine Eltern den Kopf: Der entfernt sich jetzt wieder weiter vom Pfad seiner Vorväter. Der Zweifler war geboren, er war ganze drei oder vier Jahre alt. Wie wir dann heranwuchsen, wurden wir Kindergespielen eine Interessengemeinschaft gegen meinen Vater und Ilses Mutter.
Ilse starb 1933 an Kindbettfieber, 1941 schrieb meine Mutter in einem Brief: »Wir hatten lieben Besuch, die alte Maria kam zu uns ins Haus und fragte auch nach Dir.«

Die Schulzeit

Meine erste Lehrerin in der Elementarschule war Frl. Gertrud Grauer, die ich mit aller Intensität, deren ein Sechsjähriger fähig ist, liebte. Als wir mit Tinte und Feder zu schreiben anfingen, unterwies sie uns, die Federspitze, die eingefettet war, abzulecken. Meine Mutter sah das, als ich eine alte Feder ersetzte, sie war entsetzt – Fett, Fett, womöglich noch Schweinefett, welch eine Sünde!
Religionsunterricht war im Lehrplan inbegriffen. Die Protestanten blieben im Klassenzimmer, die Katholiken gingen in das Schulzimmer mit dem Schild »Katholische Religion«; die jüdischen Kinder hatten eine »hohle Stunde«. Meistens ging ich nach Hause. Aber eines Tages goß es wie aus Kübeln, und Frl. Grauer sagte: »Frank, bei dem Wetter hast Du draußen nichts verloren, wenn es Dir recht ist, kannst Du hier bei uns bleiben.« Mir war das mehr als recht. Ich nahm meine Fibel und setzte mich in eine hintere Bank. Während des Unterrichts ging Frl. Grauer herum und zeigte ein Bild aus ihrer Bibel. Sie zu ignorieren wäre eine ausgesprochene Unhöflichkeit gewesen; als sie vorbeikam, beschaute ich das Bild. Einer hob den Finger: »Frank braucht das nicht sehen.« Frl. Grauer wies ihn zurecht: »Frank ist unser Gast. Hier Frank.« Zwölf Jahre später war der junge Mann in SS-Uniform.
Der jüdische Religionsunterricht fand für alle Buben des gleichen Jahrgangs von vier bis fünf Uhr in einem leeren Schulzimmer statt. Der jüdische Religionslehrer und Kantor Abraham Adler war ein rechter Mann, aber niemand konnte ihm

nachsagen, er sei ein Pädagoge. Er erzählte uns biblische Geschichten, was ja ganz schön und unterhaltsam war, als wir aber gegen Ende des ersten Schuljahrs lesen konnten, sahen wir keine Notwendigkeit für einen Lehrer Adler. Während des Krieges war er Offizier, er fühlte sich als Erster unter Gleichen. Damals war er höchst geachtet und respektiert. Wie seine Stimme vor dem Krieg war, weiß ich nicht. Er erlitt einen Schuß quer durch den Mund, und das war wohl das Ende einer besseren Laufbahn als Kantor. Damals ging, von etlichen Cliquen organisiert, ein großes Kesseltreiben an, um diesen krächzenden Adler loszuwerden. Der Mann war jedoch Kriegsversehrter und hatte Beamtenstatus. Wir Kinder wußten von diesen Fehden und nützten die Situation nach Strich und Faden aus und machten dem Mann das Leben sauer. Zum großen Teil war es auch sein eigener Fehler. Er versprach uns Schokolade für unsere Bemühungen, eine Reise zur Höhle Machpelah, auch auf den Berg Ararat, und das zu einer Zeit, als die Blockade vom ersten Krieg noch nicht einmal aufgehoben war! Seine Frau kam aus dem Fränkischen, wo der Kantor ex officio eine geachtete soziale Stellung einnahm. In Ulm war sie eine »Reigschmeckte« und die Frau des Mannes, der sein Leben mit Vorbeten und Schulehalten fristete. Die Frau führte ein freudloses Dasein.

Ich beneidete meine christlichen Mitschüler, sie liebten und achteten ihre Religionslehrer und sahen Gott als einen lieben Gott. Der Gott in der jüdischen Religionsstunde war ein eifersüchtiger Gott, der wie unsere Schulmeister jede Tat und Untat in sein Büchlein eintrug. Als wir zum Sieg über die Kanaaniter am Berg Tabor kamen, mußten wir als Hausaufgabe ein paar Verse des Liedes der Deborah auswendig lernen. Ich kam heim, berichtete meinem Vater von unserer Aufgabe, und eine Viertelstunde später trug ich ihm die Verse auswendig vor. Mein Vater bemerkte lediglich: Was wir brauchten, sei ein Gott der Liebe und keinen Gott des Krieges. Ich war so erstaunt, daß mein Vater nicht für den eifersüchtigen und kleinlichen Strafrichterbegriff Gottes zu haben war. Alles, was ich wollte, war ein Lob, weil ich die Verse so schnell auswendig gelernt hatte.

Im zweiten Schuljahr konnte Lehrer Adler Walter Karnowski und mich aus Frl. Grauers Klasse nicht in seinen Stundenplan einfügen, und so wurden wir in eine Parallelklasse versetzt. Der Lehrer in diesem Klassenzimmer war ein großer Held mit dem spanischen Rohr – kein Tag ohne Prügelei und fast immer dieselben Opfer. Ein Junge, 7 Jahre alt, hinterließ jedesmal eine Wasserlache! Der Rest von uns saß zitternd in den Bänken und dankte ihrem Herrgott, daß er heute nicht verprügelt wurde. Ich war mir keiner Sünde bewußt. Wieso wurde ich so furchtbar bestraft und in diese Klasse verschoben? Mir war das alles so unfaßbar.

Die Elementarschule stand unter der Verwaltung des Gymnasiums. Nach zwei Jahren mußte die Wahl getroffen werden, welche höhere Schule zur Weiterbildung besucht werden sollte. Meine Eltern entschieden sich für das Realgymnasium.

Bis zur Revolution 1918 wurde die Elementarschule von Kindern besucht, deren Eltern darauf bedacht waren, daß ihre Kinder es zu etwas bringen sollten, gemeint war damit eine akademische Laufbahn. Die meisten Kinder kamen damals aus Familien des Mittelstands. Nach 1918 kamen Kinder von Handwer-

kern und Arbeitern in größerer Zahl in die Elementarschule. Mein Lehrer in der zweiten Klasse prügelte vorwiegend Kinder aus den unteren Schichten, einschließlich solcher, die unbegabt waren, aber ehrgeizige Eltern hatten. In anderen Klassen wurden Kinder von Offizieren nach allen Regeln der Kunst schikaniert.
In der ersten und zweiten Klasse des Realgymnasiums hatten wir einen Lehrer, Studienreferendar Stahl, dessen berufliche Ausbildung durch den Krieg verzögert war. Der Mann war ein überragender Pädagoge, sein Unterricht war eine Freude.
Prof. Seeber war Ulms führender Kantorek, jener Oberlehrer aus »Im Westen nichts Neues«. Für den Militärdienst war er 1870 zu jung und 1914 zu alt. In einer hohlen Stunde ging ich einmal in verbotenes Land, nämlich in einen Korridor des Gymnasiums und hörte Seeber über die Quäkerspeisung polemisieren. »Die amerikanischen Kriegsgewinnler hatten ihre Lagerhäuser voll mit schlechter Kriegsware, die sie nicht mehr als Heereslieferungen losbekommen konnten, um Raum für neue plutokratische Gewinngeschäfte zu schaffen. Nur ein Mann wie der amerikanische Präsident Wilson, der an Gehirnsyphillis (sic) verreckt ist, konnte auf die Idee kommen, Euch armen deutschen Kindern diese Schundwaren aufzuhalsen.« »Boba, i leg's Euch ans Herz«, war der Kehrreim. »Ihr müßt diese Schande rächen (Schande = die Republik), Ihr müßt Deutschland seinen Platz an der Sonne sichern« etc. Wenn keine Juden in der Klasse waren, sprach er von polnischen Schnorrern (jidisch: Bettler), die mit der Ehre Deutschlands davongerannt seien. Besagter Seeber betrat auch nach dem Krieg das Klassenzimmer mit dem Gruß: »Gott strafe England.«
Unser Klassenausflug im ersten Jahr bei Herrn Stahl führte nach Oberelchingen. In der Klosterkirche ertönte ein Glockenton, und Herr Stahl sagte: »Wir Katholiken beten jetzt den Englischen Gruß, ihr Nichtkatholiken bleibt gerade, wo Ihr seid.« Ich war total verwirrt. Der Seeber geht ins Klassenzimmer und sagt: »Gott strafe England«, und der Herr Stahl betet den Englischen Gruß. Wer hat jetzt recht? Ich fragte meinen Freund Siebert, der katholisch war, um den Sachverhalt zu klären. Die Antwort war einfach: Der Englische Gruß betrifft himmlische Engel und nicht das irdische England.
Das Kriegerdenkmal auf dem Kuhberg war bei allen Kantoreks ein Ziel für Halbtagsausflüge. Die Inschrift »Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor« (Möge aus unseren Gebeinen ein Rächer erstehen) erfüllte einen Doppelzweck: Erstens war hier der Infinitiv als Konjunktiv eingesetzt und zweitens als Inschrift auf dem Grab des Großen Kurfürsten ein Meilenstein zu Preußens Macht und Größe.
Als ich am 9. November 1923 morgens in die Schule ging, waren bereits Sonderanschläge über den Hitlerputsch in den Straßen. Die Klasse war in Aufruhr; als ich ins Zimmer trat, war großes Gejohle, und mir wurde ganz ernsthaft verkündet, meine Tage seien gezählt, Ludendorff sei König und Hitler Reichskanzler, alle Juden, Jesuiten und Freimaurer würden erschossen.
Der Putsch hatte die politische Atmosphäre nicht geklärt, es war nach wie vor gewitterschwül. Erst als dann die Währungsreform die Wirtschaft wieder ins Gehen brachte, erlitten die Privatmilizen (Freikorps, SA, Stahlhelm etc.) eine wesentliche Schwächung. Die politische Brunnenvergiftung blieb. Oft kam ich

nach der Pause ins Klassenzimmer zurück und fand den Inhalt meines Schulranzens auf dem Boden verstreut.
Viele meiner Schwierigkeiten mit der Umwelt kamen aus meinem Elternhaus. Für meine Mutter war Religion eine Versicherung. Tue dies, das, jenes, und der liebe Gott wird Dich belohnen. Mein Vater war 38 Jahre alt, als ich zur Welt kam, ein Siebenmonatskind, das durch den Krieg bei Schulanfang noch nicht aufgeholt hatte; ich wurde zu friedliebend erzogen und war noch zu schwach, um mich zu verteidigen. Zwei meiner Vettern waren an der Spitze ihrer Klasse, und mein Vater war in großer Eile, mit seinem Wunderkind aufzuwarten. Er hätte mich ein weiteres Jahr zu Hause behalten sollen. Als einziges jüdisches Kind in Ulm durfte ich am Samstag nicht schreiben. Das machte mich bei Lehrern, die über das Wochenende gerne eine Klassenarbeit korrigiert hätten, auch nicht populär. Auch meine jüdischen Mitschüler nahmen mich nicht für voll. »Der isch doch fromm«, hieß es. Nach jüdischem Brauch durfte ich nicht unbedeckten Hauptes aus dem Haus. Sogar mein Vater merkte, daß meine Winterkappe zu warm war und sah sich nach einem Strohhut um. Aber Kinderhüte für meinen dicken Kopf gab es nicht, so kaufte er mir einen steifen Strohhut. Daß er mich dadurch dem Hohn und Spott im Schulhof und auf der Straße aussetzte, verstand er nicht.
Zwei Jahre später wollte mir ein Schülinsträßler das Betreten »seiner« Straße verwehren, worauf ich ihm eine Ohrfeige, die mehr gesalzen als beabsichtigt ausfiel, erteilte, und siehe da, ich war auf einmal respektiert und hatte nie mehr Schwierigkeiten in der Schülinstraße, und niemand sagte mir von da ab: »Jud, Jud, Jud, Schweinefleisch schmeckt gut.« Bei nächster Gelegenheit wendete ich diese Taktik im Schulhof an, mit gleichem Erfolg. Ich mußte mich nur noch vor den richtigen Rowdys in acht nehmen. Dafür wurde ich zu Hause zusammengestaucht, wenn ich mit blauen Mälern heimkam. »Was ist in dieses gute Kind gefahren«, wollte meine Mutter von meinem Vater wissen. Zwei Jahre später schrieb ich samstags in der Schule ohne Zustimmung meiner Eltern, und der Himmel fiel nicht ein.

Abgekürzte und unabgekürzte Gottesdienste

Samstagnachmittags – so gegen 14 Uhr 20 – sagte mein Vater, ich solle mich fertigmachen und mit ihm in die Synagoge gehen. Ich befolgte seine Anweisung, weil ich nicht anders konnte. Mit meinem Vater irgendwohin zu gehen war keine Freude. Mein Vater seinerseits konnte mich nie verstehen. Er nahm mich durch enge Gassen, in denen man ganz selten jemandem begegnete. Mir wäre es viel lieber gewesen, durch Straßen mit Verkehr und Auslagen und Menschen zu gehen, um z.B. den neuen Metallbaukasten im Schaufenster des Spielwaren-Müllers bewundern zu können. Vater erzählte von Leuten seines Heimatortes von anno dazumal, Leuten, die ich nicht kannte und die mir auch alle wurscht waren. Ich war die große Enttäuschung seines Lebens: Zwei meiner Vettern waren an der Spitze ihrer Klasse, und sein Sohn war nur ein mittelmäßiges Durchschnittskind. Meistens gingen wir schweigend nebeneinanderher; es war ein unerklärter Waffenstillstand zwischen zwei verschiedenen Welten.

Meine Langeweile setzte sich in der Synagoge fort. Mein Vater hatte sie durch sein frühes Eintreffen um fünf bis sieben Minuten verlängert. Die Offenbergs standen bereits in ihren Plätzen, weitere Teilnehmer am Gottesdienst trafen ein. Die Uhr des Schwörhauses schlug dreimal. Bei einem Minyan, wenn also 10 Männer für einen ungekürzten Gottesdienst anwesend waren, konnte derselbe beginnen. Aber oft waren nur acht oder neun Männer da, dann schickte der Rabbiner den Synagogendiener in nahe jüdische Wohnungen, um den Tag zu retten. Mit nur fünf oder sechs Teilnehmern wurde der abgekürzte Gottesdienst gehalten. Er war statt in 16 Minuten schon nach etwa fünf Minuten vorbei.
Auf dem Heimweg begleiteten wir den Herrn Offenberg und seinen Sohn Albert zu ihrem Haus. Ich hörte nie zu, von was sie sprachen, ich ging jetzt nämlich nach Hause zur besten Mahlzeit der ganzen Woche, mit Berches, dem sabbatlichen, zu einem Zopf geflochtenen, mit Mohn bestreuten Weißbrot, Butter, Marmelade und Kaffee.

Skandal um Albert Offenberg

Enge gesellschaftliche Beziehungen unterhielten meine Eltern zur Familie Offenberg. Diese lebte in bequemen Verhältnissen bis zum Anfang dieses Jahrhunderts, als Herr Offenberg mit einem Partner namens Hess, einem Kaufmann in Ägypten, in Geschäftsverbindung trat. Die Frau Offenberg war eine geborene Hess, und ihr Mann betrachtete das als ein gutes Omen. Er verlor jedoch das meiste seines Vermögens, doch konnte er wenigstens sein Haus retten. Er kam von einem anderen Staat, er war traditionell – und nun bankrott: Drei Punkte, deren jeder ihn zu einem sozialen Paria machen konnte.
Mein Vater übertraf ihn wenn möglich bei der Anwartschaft auf die Rolle des Paria: Auch er kam aus Bayern, auch er war traditionell, sein Geld verlor er in der Inflation. In einem Samstagsmorgengottesdienst legte er sich einen Gebetsmantel, ein weißes viereckiges Wolltuch mit dem Wollfadensymbol der 10 Gebote um, was gegen die Regulationen für den Gottesdienst war. Das machte großes Aufsehen. Wie kann man nur das dunkle Mittelalter ins 20. Jahrhundert zurückbringen wollen, fragten sich die Assimilanten, die dem Gottesdienst nur noch an den hohen Feiertagen, allerdings mit Zylinderhüten beiwohnten. Der Gebrauch eines Gebetsmantels wurde schließlich erlaubt, jedoch hatte sich mein Vater damit sehr unbeliebt gemacht, was auch ich oft zu fühlen bekam. Andererseits entstand dadurch die Freundschaft mit den Offenbergs.
Albert Offenberg war damals schon über 30 Jahre alt. Er wurde zu einem regelmäßigen Samstagnachmittagsbesucher bei meinen Eltern. Wir hatten damals noch unseren Samstagnachmittagskaffee, als er sich einstellte. Er nahm nie daran teil; alles was er wollte, war ein kühles Glas Wasser, das erst eingefüllt wurde, nachdem das Wasser zwei Minuten lang gelaufen war. Er erzählte von den Orten, die er in der vergangenen Woche geschäftehalber besucht hatte; er sprach von seinem Auto, das einen neuen Farbanstrich brauchte, und – von Heiratsplänen. Seine Erwählte sollte Augen haben wie Rosinen oder wie ein Reh. Und wie soviele andere dachte ich, daß er so nie zum Heiraten käme.

Albert hatte einen christlichen Freund, der gleichzeitig sein Konkurrent war. Sie verkauften Drahtzäune, Metall- und Pferdehaarsiebe an industrielle Betriebe. Um einen höheren Mengenrabatt zu erhalten, kaufte nur der eine oder der andere bestimmte Waren ein. Außerdem hielten sie sich an die Vereinbarung, daß keiner von ihnen einen Kunden oder die gleiche Stadt in der gleichen Woche besuchen sollte. In den 30er Jahren trat sein Freund den Nazis bei; er fiel auf die Versprechungen, die den kleinen Geschäftsleuten gemacht wurden, herein.

Albert war ein fleißiger Mensch, immer aktiv. Er hatte eine unverwüstliche und langsame Schreibmaschine, eine Stoewer Rekord, auf der ich schreiben durfte. Da war eine Holzschachtel mit Gummistempeln, ein Datumsstempel inbegriffen, mit denen ich mich beschäftigen durfte. Ab und zu kam sein Freund und Konkurrent zu ihm. Sie hatten zwar beide ein Telefon, das aber wie das Auto nur während der Geschäftstage benutzt wurde. Albert hatte einen Typographen, er druckte Briefköpfe, Preislisten, Geschäftsformulare, einmal Rechnungen für meinen Vater oder Versammlungsanzeigen von Vereinen, alles gratis aus Gefälligkeit. Der Typograph war sein Augapfel, und den durfte ich nur aus respektvollem Abstand betrachten. An einer Wand war ein Alkoven mit seinem Bett, kein Sonnenstrahl kam je in diesen Winkel.

Albert hatte einen Bruder, Julius, der im Ersten Weltkrieg umgekommen war. Albert hatte ein annehmbares Einkommen; er bestritt den Unterhalt seiner Eltern und seiner Schwester Frieda, einem Sonderling, der in einem anderen Stockwerk des Gebäudes hauste. Trotzdem war Albert für seine Mutter ein unzulänglicher Ersatz für den gefallenen Bruder.

Mit der Zeit erkannten meine Eltern, daß da Kräfte am Werk waren, die Alberts Verheiratung betrieben. Albert nahm Tanzstunden und erzählte während seiner Samstagnachmittagsbesuche von Walzern, Foxtrotts und Polkas. Er versuchte, dem Jüdischen Leseverein beizutreten, wurde aber nicht angenommen. Ich hätte ihm das schon vorher sagen können; ich wußte, daß man dort keine »Reigschmeckte« wollte.

Albert behandelte mich immer als ein Individuum und nicht als quantité négligeable wie andere Besucher. Nur einmal hatten wir eine Auseinandersetzung: Ein Schulkamerad hatte Bar Mitzvah (Konfirmation), und Albert stellte die Rechtsgültigkeit in Frage, weil der Junge nicht beschnitten war. Ich erklärte ihm, so was sei überholtes Abrakadabra; ich wollte, es gäbe noch ein paar Dutzend wie ihn, beschnitten oder nicht. Meine Eltern, die Zeugen der Diskussion waren, schwiegen.

Von Dörfern und Städten, wo wir Verwandte hatten, kamen oft Bekannte zu uns, um sich für jemanden über die Familie Offenberg in Sachen einer Verheiratung mit deren Sohn zu erkundigen. Aber die Braut, die seine Mutter für ihn suchte, war offensichtlich noch nicht geboren. Albert verlor so manche Chance, eine gute Frau zu finden.

Dann kam aber wieder ein Samstagnachmittag. Albert erschien wie üblich. Bevor er sich hinsetzte und sein Glas Wasser in Empfang nahm, verkündete er: »Ich habe frohe Nachrichten. Ich bin verlobt, sie heißt Miranda, sie ist schön, hat braune Augen wie ein Reh.« – »Ja, auch wie Rosinen«, antwortete er auf meine Frage. »Sie kommt aus guter Familie und bringt 30000 Mark in die Ehe.«

Wir kannten den Namen der Firma ihres Vaters, eines Lebensmittelgroßhändlers. Nicht schlecht, dachten wir. Das hört sich fast zu gut an, um wahr zu sein, dachte ich.
Sie heirateten in ihrer Heimatstadt. Ein paar Tage zuvor fuhr er dorthin, um beim Verladen der Möbel anwesend zu sein. Albert und Miranda vergnügten sich, Stühle, Lampen und Bilder vom Speicher zusammen herunterzutragen. Die letzten zwei Tage vor der Hochzeit durfte das Paar sich nicht sehen.
Und wieder kam ein Samstagnachmittag. Die alten Offenbergs kamen mit Albert und Miranda, um das neue Familienmitglied vorzustellen. Wenn ihre Augen wie Rosinen waren, hatte ich so große Rosinen noch nie gesehen. Waren sie die eines Rehes, dann waren sie die eines arg wilden Tieres.
Zwei Wochen später erwiderten wir den Besuch. Für mich war es eine Enttäuschung. Die Frau kam von einer modernen Großstadt, und ich erwartete eine mit Geschmack eingerichtete Wohnung. Was ich sah, konnte aus einem Katalog bestellt worden sein. Gipsbüsten von Goethe, Schiller, Beethoven und Wagner schauten von den höheren Möbelstücken auf uns herab. Auf einem Stuhl im Speisezimmer saß eine lebensgroße Puppe, die während der Mahlzeiten von Albert ermahnt wurde, sich aufrecht hinzusetzen oder den Mund nicht mit dem Ellenbogen abzuwischen. Auf dem Heimweg äußerte sich keiner über Alberts und Mirandas Nest.
Die traditionellen Juden taten ihr Bestes, einem Neuankömmling zu helfen und ihn einzugewöhnen. Im Falle Mirandas hörten sie bald auf. An Wochentagen, wenn Albert geschäftlich unterwegs war, sah man häufig Lullus den Großen, den Oberschürzenjäger, in der Nachbarschaft, was manche Zunge in Aktion setzte. Manchmal kamen auch Reisende in die Stadt, die sich schmunzelnd erkundigten, wie es der Miranda in ihrer Ehe erginge. Es war eine klassische Situation. Jedermann wußte es, mit Ausnahme des Ehemannes. Es war sein Freund, der Konkurrent, der ihm die Augen öffnete.
Niemand weiß, wie die Ehe von da an funktionierte, denn die Offenbergs hatten keine sozialen Kontakte mehr. Meine Mutter und Frau Weiler trafen sich in der Stadt und diskutierten l'affaire Albert. Frau Weiler zuckte mit den Achseln: »Wir schulden ihnen einen Besuch, aber wenn ich meinen Mann und meine Buben mehr von dieser Frau sehen lasse, riskiere ich meine Familie.«
Im Februar 1931 erkrankte Albert schwer. Der Doktor kam, die schließliche Diagnose war Hirnhautentzündung. Die Wohnung kam unter Quarantäne, eine Krankenschwester wurde angestellt, und fast jedermann dachte, Albert würde nicht mehr davonkommen. Miranda war unglücklich, das Opfer einer Quarantäne zu sein. Aber es gibt immer mutige Menschen, die Gefahren trotzen. Ein Junggeselle, Erich Schloßberg, besuchte sie jeden Tag, um sie zu trösten. Als es dann Albert wieder besser ging, öffnete sie die Schlafzimmertüre und sagte: »Albert, Dein Freund Erich ist wieder hier, er kommt jeden Tag, um sich nach Dir zu erkundigen.« Als Albert dann wieder compos mentis war, sagte er zu Erich, er solle sich zum Teufel scheren und aus dem Haus bleiben.
Albert fand Beigen unbezahlter Rechnungen vor, die er allesamt mit Schecks beglich. Zu seinem Erstaunen fand er heraus, daß die Bank keinen seiner Schecks honorierte, weil nicht genug Geld auf dem Konto war. Er nahm seine Bankauszüge und stürmte in die Bank, wo er erfuhr, daß Miranda das Geld ein-

schließlich der Mitgift abgehoben hatte. Damals waren Kontoauszüge oft noch handgeschrieben. Nachdem Miranda das Geld abgehoben hatte, »verbesserte« sie diese handschriftlich. Daraufhin gab Albert Miranda den Laufpaß, zog wieder in sein elterliches Haus und ließ sich scheiden. Der Gerichtsvollzieher erschien und beklebte alles mit seinen blauen Kuckucksmarken. – Ja, das waren damals nicht nur die Zeiten handgeschriebener Bankauszüge, sondern auch die Zeiten vor der tatsächlichen Gleichberechtigung der Frauen.
Binnen zweier Jahre konnten die blauen Kuckucksmarken entfernt werden. Einen blauen Kuckuck entfernte er jedoch nicht. »Der bleibt als Andenken«, sagte er zu mir. Es war der an seiner Schreibmaschine. Er tippte nach wie vor Briefe mit ihr und stempelte das Datum mit einem Gummistempel ein.
Als Albert sein Auto neu lackieren ließ, wählte er karminrot. Es gab bestimmt andere karminrote Opel, aber kaum einen, der grüne Vorhänge mit schwarzen Quasten hatte. Nach seiner Scheidung hatte er einmal in München zu tun und stellte sein Auto in einen Parkplatz. Als er zu dem Wagen zurückkam, stand Miranda da. Sie flehte ihn an, sie zurückzunehmen, sie wolle ihm eine gute Frau sein, sie habe ihre Lektion gelernt. Albert sagte, sie solle ihn in Ruhe lassen. Einmal sei mehr als genug. Er stieg ein und fuhr weg. Ein paar Jahre später schickte ihm jemand einen Zeitungsausschnitt. Es war Mirandas Todesanzeige.
Das Fähnlein der Gläubigen, die durch ihre Gegenwart die Gottesdienste ermöglichten, wurde kleiner. Die Alten, wie Alberts Vater, starben weg. Erich Schloßberg, der so gegen 1930 zuzog, war ein neuer Rekrut. Wenn Erich die Ehre gegeben wurde, neben dem Kantor während des Lesens der Thora zu stehen, verließ Albert den Gottesdienst, denn einem Ehebrecher stehe es nicht zu, sich an einer geheiligten Handlung zu beteiligen. Wenn da ein Minyan von genau 10 Personen war, bedeutete das das Ende des ungekürzten Gottesdienstes. Ein paar Jahre später wurde mein Vater von Moritz Bacharach an der Nase herumgeführt. Beide wollten vorbeten. Wenn Moritz Bacharach mit Vorbeten anfing, ging mein Vater aus der Synagoge hinaus und bewies, daß 10 minus eins neun sind. Und es geschah so im Hause des Herrn, wohin sie zum Beten gegangen waren.

In der Weimarer Republik

Während der ersten Jahre nach der Währungsreform von 1923 entwickelte sich eine lebhafte Wirtschaftskonjunktur. Die Verbraucher konnten die nach 1914 rar gewordenen Artikel wieder nachschaffen; das bisherige Makadam-Straßennetz mußte dem Zeitalter des Autos angepaßt werden, das Eisenbahnsystem erneuert und modernisiert werden; die Wohnungsnot mußte gesteuert werden, die Fabrikbetriebe ersetzten die langen Wellen mit Schwungrädern und Treibriemen mit individuell motorisierten leistungsfähigen Maschinen. Die grauen Straßen der Städte verschönerten sich mit farbigen Mauern.
Nur war nicht alles Gold, was glänzte. Kettenfirmen wie Woolworth, die auch ihre eigenen Großhändler waren, verdrängten die kleinen Geschäfte und machten deren Großhändler überflüssig. Mit der Verringerung der Garnison konnten 135 Wirtschaften ihre Lizenzen nicht mehr erneuern. Die Maßschneider verloren ihre Offizierskundschaft. Nach dem Krieg gab es zwar keine Straßenbahnerinnen oder Briefträgerinnen, aber an den Schaltern im Postamt oder in dem

Telefonamt oder als Buchhalterinnen im Büro waren Frauen weiterhin erwerbstätig. Der Büroangestellte oder Buchhalter, der vom Krieg zurückkam und der 1914 eine Hochburg für Männer einschließlich Stehpult, Stratzen, Spucknapf und Gänsekielmethoden verließ, mußte umlernen und sich mit konkurrierenden Frauen und neuen Verfahren abfinden. Noch schlimmer war für ihn, daß der mit seinem Beruf verbundene soziale Status verlorengegangen war. Die Schuld daran wurde wie üblich der Republik zugeschoben; es wäre nicht guter Ton gewesen, den verlorenen Krieg zu beschuldigen oder gar die Idee zu verlautbaren, daß Zeiten sich ändern. Der untere Mittelstand, der am Ende der Inflation armenhausreif war, behielt nach wie vor seinen Standesdünkel. So um 1931 traf ich einen früheren Schulkameraden, Helmuth Hermann. Helmuths Mutter war Kriegerwitwe und hatte 1919 eine Stellung in Ulm gefunden. Er schied bereits aus der sechsten Klasse des Realgymnasiums aus. Er hatte mich in einer Reichsbanneruniform gesehen und sagte, wie traurig er sei, daß aus unseren höheren Schulen nur Nationalisten kämen. »Unsere gebildete Schicht versagt vollkommen, der Nation ihre geistige Führung zu geben, und überläßt das Feld den Demagogen. Wir gehen einer Riesenkatastrophe entgegen.« Helmuth kam bei Kursk um.

1929 war das Jahr des Umschwungs. Meine Schulklasse hatte einen Vertrauensmann, der demokratisch gesinnt war. Ein Mitschüler, dessen Hauptfehler sein überspannter Ehrgeiz war, unterminierte ihn und übernahm die Stelle. Er fragte Prof. Lohfelder, ob Licht sich immer in gerader Linie bewege. Prof. Lohfelder, unser Physiklehrer, antwortete acht Jahre nach der Sonnenfinsternis von 1921, deren Beobachtungsergebnisse zur wissenschaftlichen Anerkennung der Relativitätstheorie führten, daß Licht sich nur in Ausnahmefällen nicht in gerader Linie bewege. Wir müßten annehmen, daß Licht sich in gerader Linie bewege. Nun hat die bestätigte Relativitätstheorie genau das Gegenteil bewiesen. Heute denke ich an zwei Möglichkeiten: Entweder war sich der Professor bewußt, daß diese Frage als politische Falle gedacht war, oder er bildete sich wie die meisten unserer Schulmeister nicht mehr weiter, wenn sie ihre letzte Prüfung hinter sich gebracht hatten. Es gab damals Wissenschaftler, die die Relativitätstheorie negierten, weil Einstein Jude war. Als die Tanzstunde kurz nachher geplant wurde (Tanz- und Anstandskurse genannt), erklärte mir der neue Vertrauensmann, daß ich als Jude nicht daran teilnehmen könne.

Prof. Koebert, Altphilologe, war das langweiligste Mitglied des Lehrkörpers, das ich je hatte. Er stand immer an der rechten vorderen Ecke des Korridors zwischen den Bänken. Er sagte einmal in seiner monotonen Redensweise »Wieschon VergildieseSzenezubeschreibenweiß« und sah mich von einem Ohr zum andern schmunzeln. »Frankesisttraurig,daßSienachsovielenJahrenLateindieklassischen Schönheitennichtzuwürdigenwissen.«

Am Ende des Jahres fiel ich durch, und wie: drei (nicht ganz genügend) in Latein, Englisch und Geschichte. Da ich weder dem Prof. Koebert noch dem Prof. Schwarz getraut hatte, behielt ich meine Klassenarbeiten und sandte meinen Vater zum Rektor. Latein wurde vier minus, Englisch und Geschichte fünf (genügend Minus und befriedigend). Mein Zeugnis wurde umgeschrieben, theoretisch wurde ich versetzt, praktisch hatte ich von der roten Backsteinkiste Olgastraße 57 mehr als genug. Ich wäre gerne Neuphilologe geworden, aber

mein Vater hatte kaum genug, um die Familie durchzubringen. So schaute ich mich nach einer Lehrstelle um. Am 1. April 1930 fing ich meine kaufmännische Lehre bei Rudolf Kurz, Rucksackfabrik, an. Sie endete am 31. März 1932, und bis zum Wegzug der Firma nach Bietigheim arbeitete ich dort als Jungangestellter. Daß ich nach meiner Auswanderung 1939 verhältnismäßig schnell auf die Füße kam, verdanke ich dieser Lehrstelle. Rudolf Kurz war ein großartiger Organisator, eine bessere Lehrstelle hätte ich in Ulm bestimmt nicht finden können.
Wenn ich bei Rudolf Kurz die Fabrikräume betrat, war ich sehr verlegen, ob ich »Guten Morgen« oder »Guten Tag« sagen oder nur das tun sollte, weswegen ich aus dem Büro kam. So sagte ich nichts. Aber die Belegschaft half mir. Eines Morgens ging ich wieder in den Fabriksaal. Da ertönten 10 oder 15 Stimmen: »Guten Morgen!« Von da an hatte ich nie wieder Schwierigkeiten. 1930 beschäftigte die Firma bis zu 60 Leute; mit der beginnenden Aufrüstung wurden es bis zu 160. Im Zuge der Aufrüstung wurden Rudolf Kurz die Räumlichkeiten in der Bauhoferstraße gekündigt. Bei der Partei war er mißliebig, so daß er keine Hilfe von den zuständigen Behörden erhielt. So verlor Ulm 160 Arbeitsmöglichkeiten. Meine letzten dreidreiviertel Jahre in Ulm war ich Lagerbuchhalter bei Nathan Strauss Hüttenwerke A. G. in Ulm.

In der Jugendbewegung

Als ich 1926 gegen den Willen meiner Eltern am Samstag zu schreiben anfing, konnte ich meine Hausaufgaben am Samstagnachmittag wegschaffen und am Sonntag mit dem Jüdischen Jugendbund auf Fahrt gehen. Von den Heimnachmittagen und späteren Heimabenden weiß ich nur noch, daß ich regelmäßig hinging, aber an die Programme kann ich mich kaum erinnern. Auch kann ich nicht feststellen, daß diese Zugehörigkeit mich irgendwie beeinflußt hätte. Dagegen machten die Wanderungen einen überzeugten Naturfreund aus mir. Dieser Jüdische Jugendbund war ein seltsames Gebilde. Wir waren auf uns selbst gestellt. Die Organisatoren waren nur ein paar bündisch orientierte Idealisten, die die Welt verbessern wollten. Wie sie dann dieser Phase entwuchsen, verlor die Organisation ihre treibenden Kräfte und welkte dahin. Im Jahre 1930 verloren wir unser Heim, und niemand war willig, die weitere Führung zu übernehmen. Bei dem letzten oder vorletzten Heimabend erschienen zwei Angehörige des Reichsbanners und keilten die meisten von uns Jungen.
Ich war damals noch naiv genug zu glauben, daß ich als Mitglied des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold mithelfen könne, die Republik zu retten. Das Reichsbanner war eine paramilitärische Schutzorganisation, deren Mitglieder aus der Weimarer Koalition (Sozialdemokraten, Zentrum und Demokraten) kamen, allerdings beteiligte sich die Zentrumspartei nicht in Württemberg. Politisch war es verlorene Liebesmühe. Ich hörte aber von Dingen, die nicht im Lehrplan des Realgymnasiums standen, und von denen die Welt in der König-Wilhelm-Straße wenig Kenntnis hatte. Es war der Unterschied zwischen der Kaste des Straßenbahnschienenritzenreinigers und der Kaste eines künftigen Fabrikdirektors, um es kraß auszudrücken. Der organisierte Arbeiter in seinem Glauben an Karl Marx und das Bürgertum mit seiner Laissez-faire-Tradition, zu der sich noch Hegels Idee eines höchstmoralischen und deshalb unfehlbaren Staa-

tes gesellt hatte, lebten beide in ihrer eigenen Welt, im besten Falle nebeneinander, aber bestimmt nicht miteinander. Sogar meine Mutter, eine gute und liebe Frau, lebte in ihrem Unterbewußtsein mit dem Vorurteil, daß Arbeiter rote Raubtiere seien, die nach dem Blut des Mittelstandes lechzten.
Das Reichsbanner litt an einer Überzahl von Marxgläubigen, was der Überparteilichkeit der Organisation hinderlich war. Die Naturfreunde, die auch überparteilich organisiert waren, litten gleicherweise an diesem Symptom. Die letzteren veranstalteten ein Picknick bei Blaubeuren, zu welchem andere Pro-Weimar-Organisationen eingeladen waren. Unsere Führung bestand darauf, daß dieser Einladung unter großer Beteiligung Folge geleistet werden sollte. Meine Mutter richtete ein paar Marmeladebrote her, nahm ein paar Äpfel und füllte die Thermosflasche mit Zitronensaft. Wir fanden uns in einem Meer von Picknickern, die Speisekartenauswahl mitgebracht hatten, und jedermann wollte uns von seinem Überfluß abgeben. Zu Hause sagte meine Mutter: »Ich habe gar nicht gewußt, daß Arbeiter so gütig sind.« Wir lebten eben nur nebeneinander, aber nicht miteinander. Am Abend des 30. Juni 1927, der 550jährigen Grundsteinlegung des Münsters, war ich in einer Menge Menschen, die auf dem Münsterplatz versammelt waren. Ich traf einen katholischen Schulkameraden. Als die Versammelten Luthers Choral »Ein' feste Burg ist unser Gott« anstimmten, bemerkte ich, daß mein Schulkamerad weder Text noch Melodie kannte. Das war das erste Mal, daß ich erkannte: »Nebeneinander, aber nicht miteinander.«
Nach etwa eineinhalb Jahren entschloß ich mich, meine aktive Mitgliedschaft im Reichsbanner aufzugeben. Wir hatten einen Spielmannszug und eine Blaskapelle, die ein ehemaliger Militärmusiker erfolgreich leitete. Eines Tages wurde ich gewahr, daß gegen diesen Mann, der in Söflingen wohnte, propagiert wurde, weil sein Sohn einem »Bourgeois«-Turnverein in Söflingen angehörte statt der Freien Turnerschaft bei der Friedrichsau. Es war mir klar, daß ich mit meiner Mittelstandsherkunft wahrscheinlich die nächste Zielscheibe sein würde, und trat dem Gewerkschaftsbund der Angestellten bei. Im Herbst 1932 versuchten zwei Kommunisten, die Jugendorganisation zu übernehmen. Bei den Versammlungen zeigten sich mehr und mehr Nazis, die sich einnisteten und auf das Signal warteten, die Organisation zu übernehmen.
An meinem 21. Geburtstag, zwei Wochen vor der Machtübernahme, war ich mit zwei GDA-Freunden in einer Wirtschaft in Neu-Ulm und sah dort einen Bekannten, der im Festungsschirrhof angestellt war. Vor ganzen acht Jahren hatte er sich jeden Sonntagmorgen bei meinem Vater eingestellt, mit ihm noch drei oder vier alte »Knaudel«. Sie sprachen von Politik, sie waren alle konservativ, und mein Vater war naiv. Mir war der Mann immer etwas zu schlüpfrig. Zwei Tische weg von uns hatte er es arg wichtig mit einer Veteranengruppe. Sollte ich oder sollte ich nicht? Jedenfalls ging ich zu ihm hinüber, grüßte ihn und reichte ihm die Hand. Sein Händedruck war mehr als lauwarm, und der Mann war offensichtlich verlegen. Auch Du, Brutus, dachte ich.

Das Dritte Reich beginnt

1933 hatten meine Eltern noch kein Radio. Die Wahlergebnisse des 29. Januar 1933 hörte ich bei unserem Hausnachbarn und Hausverwalter D. Nach Mitter-

nacht kam das Horst-Wessel-Lied zum ersten Mal über den Rundfunk. Ich sagte: »Meine Damen und Herren, das Dritte Reich hat begonnen.« Herr D. stand auf: »Ich bin Sozialdemokrat, und mich werden Sie nie in einer braunen Uniform sehen.« Ich widersprach ihm nicht, ich kannte diesen Pappenheimer. Bereits fünf Wochen später trug er eine braune Uniform. Kurz darauf verbot er mir, mit den Kindern des Zahnarztes K. im ersten Stock zu sprechen. »Ich habe mich belehren lassen«, fügte er hinzu. Ein Jahr später war ein Zimmer in unserer Wohnung an der Reihe, bemalt zu werden. Herr D. erschien mit Pinsel, Farbtopf usw.; über die Farbe wurden wir überhaupt nicht befragt.

Am 30. Januar 1933, dem Tag der Machtergreifung, hingen die nationalen Elemente die Fahnen heraus, die schwarz-weiß-rote Flagge des Zweiten (Bismarck)-Reiches war weitaus in der Mehrzahl. Ich dachte an das Reichsbannerlied (von Freiligrath – 1848) »In Kümmernis und Dunkelheit, da mußten wir sie bergen« und den Kehrreim: »Pulver ist schwarz, Blut ist rot, Golden flackern die Flammen«, und an die letzte Dreikönigsparade der Demokraten in Stuttgart: »Wir werden das Licht wieder unter den Tisch stellen müssen.«

Im März des gleichen Jahres erhielten wir eine polizeiliche Vorladung für Simon Gustav David Frank. Ich ging auf die Polizei. Die Klage war: kommunistische Agitation in Gabelbach. Es handelte sich um meinen um 1922 stattgefundenen Besuch bei den Eltern unseres damaligen Dienstmädchens und im Haus eines Lehrers namens Weiss. Ich erinnerte mich, daß sein Sohn und ich damals mit unseren Lateinkenntnissen geprahlt hatten. Das beendete das Verhör, und ich wurde entlassen. Tatsächlich war diese Denunziation gegen meinen Vater gerichtet. Mein Vater war so wenig Kommunist wie ich ein Seiltänzer. Der Polizeibeamte am Eingang der Polizeidirektion kannte mich, er patroullierte gelegentlich in unserer Nachbarschaft. Als ich das Gebäude verließ, fragte er mich, wieso ich vorgeladen worden sei. Ich sagte: »Kommunistische Agitation«. Er ging ein paar Schritte von der Türe weg und sagte: »Sie haben doch auch einmal Lateinisch gelernt – O sancta stultitia! (Oh heilige Einfalt!) Es ist unglaublich, was da alles denunziert wird. Bisher waren es 15 Jahre schwarz-rot (das kann sich sowohl auf die Koalition Zentrum/Sozialdemokratie oder auf die württembergischen Landesfarben beziehen), jetzt sind es 15 Jahre braun, aber auch die gehen vorbei.«

Im März 1933 erfolgte auch die Absetzung des bis 1939 gewählten Oberbürgermeisters Dr. Emil Schwamberger. Er war weitsichtig, und wenn es zu modernen Geistesströmungen kam, bestimmt kein Spießbürger. Viele Ulmer nahmen es ihm übel, daß er ihren Münsterplatz, der im Namen der Domfreiheit zu einer preußischen Sandwüste verkam, bebauen wollte. Bei seiner Wiederwahl im Jahre 1929 hatte die große Mehrheit in Ulm erkannt, daß dieser Mann seiner Zeit weit voraus war. Eine Ironie war, daß der neue Polizeidirektor Dreher, der aus chemisch reiner Oppositionsrammelei gegen die Errichtung der Blaubeurertorbrücke im Gemeinderat gestimmt hatte, die Einweihungsrede hielt.

Dr. Hermann Schmid, Syndikus des Industrievereins, einer Interessenorganisation, in welcher Arbeitnehmerbelange Anathemata waren, wurde zum kommissarischen Oberbürgermeister ernannt. Schmid war Mitglied der Deutschnationalen Volkspartei, seine Ernennung war ein genialer Schachzug: Die Bürgerschaft sah darin einen Beweis, daß der mit Bärtchen keine Absicht

habe, die parlamentarischen Parteien zu zerstören. Ein paar Wochen später dankte Rechtsanwalt Dr. Schmid ab und wurde durch Altnazi F., der auch bald zum beamteten Oberbürgermeister ernannt wurde, ersetzt. Das Ende der Deutschnationalen Volkspartei kam schon am 27. Juni 1933, und in der Folge verschwand auch die schwarz-weiß-rote Flagge. Einer bürgerlichen Gruppen war die Ernennung des Rechtsanwalts Schmid und des Baurates F. eine Enttäuschung; die Räßen meinten, im Dritten Reich würde einer aus ihrer Mitte Oberbürgermeister werden. Sie waren nicht die einzigen, die naiv waren. Von mir will die Polizei doch nichts, ich hab' doch nie was angestellt, war Allgemeinansicht. Die Leute meinten das in ihrer Einfalt, bis sie merkten, daß die Polizei bereits pervertiert war.
Am 30. Juni 1934 sagte eine Nachbarin: »Da ist etwas los, da fahren dauernd Reichswehrlastwagen durch die Straßen.« Es war der Röhmputsch. Als sich der mit Bärtchen zum obersten Richter erklärte, erinnerte ich mich an Cicero und Catilina. Der schlimmste Tadel, der uns »jungen Lateinern« zuteil werden konnte, war: »Du katilinarische Existenz«, aber kein Mitglied unseres assortierten Lehrkörpers war willig, uns zu sagen, was der Catilina eigentlich ausgefressen hatte. Zu Beginn meines Ruhestandes ging ich in die Stadtbücherei in Chicago und war erstaunt, daß die Ingredienzen des Röhmputsches und der Ereignisse um Catilina, wenn auch die Rollen unter den Parteien nicht gleicherweise verteilt, dieselben waren: Der Sexpopanz, in jenem Falle die Schändung einer Vestalin, legitimes Militär, Privatarmeen, ein Putsch, die Umgehung verfassungsmäßiger Justiz und die Rolle eines angemaßten obersten Gerichtsherrn.
Was ich nicht begreifen konnte, war, daß so viele Leute diese Riesenproduktion öffentlicher Rechtlosigkeit billigten. Die Machtergreifung war total; meine bisherige Erwägung, auszuwandern, wurde zum Entschluß. Trotzdem dauerte es noch fast fünf Jahre, bis es soweit war.

Die Suche nach Bürgen

Die jüngere Schwester meines Vaters gab mir eine jahrealte Postkarte mit der Adresse einer Kusine in den Vereinigten Staaten. Von einem Bruder meines Vaters erfuhr ich, daß sechs oder mehr Vettern und Kusinen schon vor oder um die Jahrhundertwende von Bonnland in die USA ausgewandert waren. Mein Vater, der Sparsamkeit in Ichenhausen gelernt hatte, schrieb nie eine Karte, geschweige denn einen Brief an die Verwandten in Amerika. Die Reaktion auf meine Briefe war höflich, aber kühl, und Hilfe kam keine. Meine Mutter erinnerte sich aus ihrer Kindheit an den Mann einer Verwandten, der aus Amerika zu Besuch kam; der hatte einen Brocken Gold an der Uhrkette, erzählte sie. Ich schrieb an die vorhandene Adresse, die Antwort kam von der verwitweten Tochter: Das Vermögen der Familie sei in der Depression zugrunde gegangen, sie sei verwitwet, kinderlos und friste ihre noch übrigen Lebensjahre in großer Armut. Andere Spuren aus Familienaufzeichnungen gingen verloren. Ein Bruder meiner väterlichen Großmutter lebte in Mischehe in Nürnberg, die Söhne seien nach Amerika gegangen, die Töchter lebten möglicherweise in Nürnberg. Meine Großmutter war 1896 gestorben; das war das Ende dieser Spur. Eine

Kusine mütterlicherseits war 1935 in die USA ausgewandert, sie schrieb Briefe und Briefe an meine Frankverwandten – ohne Erfolg. Anfang 1938 sandte sie eine Einwanderungsbürgschaft an ihren Vater, der dieselbe zurücksandte. »Fertige die Bürgschaft für Gustav aus, denn es ist wichtiger, daß die Jungen wegkommen, wir Alten können später folgen.« Im September 1938 während der Sudetenkrise telegrafierte ich meiner Kusine um eine Bürgschaft. Als dann das Münchener Abkommen die Sudetenkrise beendigte, es war am 29. September 1938, läuteten die Kirchenglocken des Münsters, und jedermann war gottfroh; es war bereits dunkel, und die Leute strömten auf die Straße. Am nächsten Tag bezichtigte der Ulmer Sturm die Leitung der Münstergemeinde der Feigheit.
Von meinem Freund Hans Wachter entlehnte ich eine Schreibmaschine; das Münchener Abkommen war für mich nur der Beginn einer Galgenfrist. Unter vielen anderen schrieb ich einen Vetter meiner Mutter an, der in England war.

Der 9. November 1938

Es kam der 9. November 1938. Die Nazis zündeten die Synagoge an, verhafteten Juden und verprügelten sie an dem Platz, wo die brennende Synagoge stand. Wieso wir nicht verhaftet wurden, weiß ich nicht und habe es auch nie herausgefunden. Albert Offenberg wurde verhaftet, und zwar von seinem früheren Freund und Konkurrenten, der ihn aber auf Umwegen zur Polizeiwache brachte und ihn dadurch vor der Meute rettete. Er kam in das Konzentrationslager Dachau und wurde als Kriegsteilnehmer einige Wochen später wieder entlassen.
Am 10. November kam unsere Zugehfrau ins Haus, um Einkäufe für meine Mutter zu tätigen, da es für uns nicht ratsam war, uns auf der Straße zu zeigen. Nachher blieb sie eine Weile bei meiner Mutter. Gegen 15 Uhr kam sie in mein Zimmer: »Da kommt einer in schwarzen Hosen die Treppe herauf.« Es war Otto Wachter, die schwarze Hose war die eines Heeresangestellten; er sah sich nach uns um und nahm die Schreibmaschine seines Bruders zurück. Mir war das sehr recht. Später hörte ich, daß die Schreibmaschine meines Vetters von der SS gestohlen wurde. Gegen 17 Uhr läutete die Hausglocke. Jetzt holen sie mich oder meinen Vater oder uns beide, dachte ich. Es war jedoch der Briefträger mit einem Einschreibebrief von meiner Kusine in den USA. Der Brief enthielt die Bürgschaftspapiere. Der Briefträger war noch nicht richtig aus dem Haus, da stellte ich die Glocke ab. Wenn sie mich heute nacht holen wollen, müssen sie Radau machen und die Nachbarn aufwecken. Ich ging dann sofort daran, die Bürgschaftspapiere Seite für Seite zu fotographieren und einen neuen Brief, dem ich dann einen Doppelsatz Kopien der Bürgschaftspapiere beilegte, nach England zu schreiben.

Auswanderung und Arbeitssuche in den USA

Mitte März 1939 erhielt ich eine Einreiseerlaubnis nach Großbritannien. Am 21. März fuhr ich mit der Eisenbahn über den Rhein. Am gleichen Tag sechs Jahre später fuhr ich als amerikanischer Soldat über die Pontonbrücke Bad Breisig-Hönningen wieder über den Rhein, aber dieses Mal gen Osten. In Köln

konnte ich bei den Schwiegereltern eines Vetters übernachten. Am nächsten Morgen nahm mich der Schwager meines Vetters im Auto zum Bahnhof – die Leute durften dort noch ihr Auto benützen – und stieg in den Zug nach Granenburg ein. Ein SS-Mann stieg zu, seine erste Frage war: »Haste 'was ausgefressen?« Er besah meinen Reisepaß und schaute in etlichen Büchern nach meinem Namen. Als ich das erste Gepäckstück unaufgefordert öffnete, sagte er: »Das tust Du erst am Zoll.« Er vermerkte »Ausgewandert« in meinem Paß, gab ihn mir zurück und sagte: »Pech gehabt.« Ich dachte, wer Pech hat, bist Du.
Nach der Zollabfertigung in Granenburg bestieg ich den bereitstehenden Zug nach Nijmwegen. Im Niemandsland auf der holländischen Seite sah ich einen Zug Infanterie in Friedensuniform »Hinlegen und Aufstehen« üben. Hinter der deutschen Grenze wurden bereits Armeekorps manövriert.
Ich erwartete, binnen sechs Wochen nach England in die USA abreisen zu können, aber das amerikanische Konsulat in London verlangte zusätzliche Bürgen. Dadurch dauerte mein Zwischenaufenthalt in London neun Monate. Ich hatte keine Schwierigkeiten, mich verständlich zu machen, ich brachte einen guten Schulsack mit, aber die Leute zu verstehen, brauchte Zeit. Bis ich dann eine Cockney-Frau verstehen konnte: »Oh avoigotanedaike (O, have I got a headache).« Eine Arbeitserlaubnis bekam ich nicht und lag daher anderen Leuten auf der Tasche. Ich war froh, als die »Newfoundland« der Furness Lines am Weihnachtsabend 1939 aus dem Hafen von Liverpool gleitete. Am 1. August 1940 landete ich in Boston, ging nach New York und weiter nach Chicago und fand schließlich eine Stelle als Maschinenbuchhalter in einer Bier- und Schnapsgroßhandlung in Peoria, Ill. Was die Maschine betraf, mußte ich an Ort und Stelle lernen.
Meine Eltern waren noch in Ulm. Meine Bemühungen, sie von dort wegzuholen, verliefen ergebnislos. Im Frühjahr 1941 fuhr ich über Nacht in einem Bierauto von Peoria nach Detroit. Mein Chef hatte die Agentur einer dortigen Brauerei und ich eine Kusine meines Vaters. Wie so viele hatten diese alten Leute ihren letzten Pfennig in der Depression verloren. Die Frau war erstaunt, daß ich fließend Englisch sprechen konnte; von dem Chauffeur erfuhr sie, daß der Chef mit meiner Arbeit zufrieden sei. So schrieb sie ihrer Schwester in Mancelona, Mich., und binnen dreier Wochen hatte ich die Papiere für meine Eltern – aber es war zu spät!
In Ulm hatte ich einen Lichtbogenschweißkurs absolviert, einen weiteren machte ich in Peoria, beide waren Abendkurse. Im Herbst 1941 zog ich nach Chicago und arbeitete als Schweißer; allerdings wurde damals der Zivilbedarf bereits gedrosselt, und in der Rüstungsindustrie konnte ich als Nichtbürger nicht arbeiten. Die Kusine meines Vaters in Detroit gab mir die Anschrift eines in Chicago wohnenden Neffens, der in einer Stahlfirma Personalchef war. Als Nichtbürger konnte er mich in diesem Betrieb nicht unterbringen. Er gab mir den Rat, in ein Büro zurückzugehen. Er erklärte mir, was ein Personalchef von einem Stellenbewerber hören wolle und was nicht, auch, daß ich z. B. Verbeugungen oder Ehrfurchtsbezeugungen unterlassen müsse, daß ich sauber angezogen, aber ja nicht in einem niegelnagelneuen Anzug erscheinen solle etc. Dann verwies er mich auf das Arbeitsamt. Vier Tage später lag eine Aufforderung in meinem Briefkasten, mich vorzustellen. Es war ein Eisenbahnfrachteinzugs-

büro mit vernünftigen Gehaltssätzen; ich war wieder an der gleichen Buchhaltungsmaschine wie in Peoria, bis ich dann im November 1942 zum Militärdienst eingezogen wurde. Nach meiner Entlassung im November 1945 ging ich wieder an die Stelle zurück. 1950 kam ich von der Maschine weg und war Kontenbearbeiter. Im Zeichen des Computers wurde das Büro 1965 aufgelöst und ich zu einer Eisenbahn versetzt, wo ich dann bis zu meiner Zurruhesetzung im Januar 1977 mit ähnlicher Arbeit beschäftigt war.

Soldatenzeit und Suche nach den Eltern

Meine Soldatenzeit begann in Californien, wo wir in der Mojave-Wüste trainierten. Wir hatten die ganz neue Bofors 40 mm Luftabwehrkanone, das Hauptgewicht unserer Ausbildung war Mobilität. In Riverside, Californien, heiratete ich am 1. März Lore Hirsch, einst in der Neutorstraße 16 in Ulm wohnhaft. Wir haben eine Tochter, Karen, geb. 1950, ihr Mann ist Geologe, zwei Buben, geb. 1983 und 1985. Sie leben in Bellaire (Houston), TX. Als Soldat kam ich dann nach Florida, Tennessee, Georgia, Virginia und schließlich nach Boston, wir landeten in Greenock, Scotland, wurden in Wales stationiert, sahen England, und ab Mitte Mai 1944 waren wir im Hinterland von Southampton. Einschiffung nach Omaha Beach am 7. Juni, drei Tage lang auf einer Sandbank in Sicht des Kontinents, am 11. landeten wir. Wir waren die ersten Amerikaner in Paris, bei Kriegsende waren wir in Pilsen. Eine Nachfrage nach meinen Eltern kam zurück mit der Lebensbeschreibung von mir. Mein Oberst hörte davon und nahm mich am 15. Juni 1945 mit nach Ulm, um nach meinen Eltern zu forschen. In der Olgastraße sah ich Herrn Berthold Wolf. Ich sprach ihn an: »Herr Wolf.« Er nahm Helm und Brille ab und antwortete: »Jesus, Maria und Josef.« Auch er bestätigte, was ich schon bei der Militärregierung und der Zivilverwaltung im Finanzamtsgebäude erfahren hatte, daß die Suche nach meinen Eltern hoffnungslos sei.
Am 13. November 1945 war ich wieder Zivilperson.

Neues Leben in den USA

Bis zu Karens Ankunft arbeitete Lore in einer Buchbinderei. 1952 wurde sie zur Aushilfe zurückgerufen und brachte zwei Finger in die Stanzpresse, 1953 kauften wir unser Eigenheim. Von 1964 an arbeitete Lore wieder, erst einen Tag, dann zwei Tage pro Woche im Versand einer Geschenkwarengroßhandlung. Als dann Karen etwa 16 Jahre alt war, die ganze Woche. Ab 1968 ging Karen zur Universität of Illinois in Chicago, studierte Biologie und graduierte als Magister. Sie lehrte an einem katholischen Mädchengymnasium und wurde bald Chef der wissenschaftlichen Abteilung. 1976 heiratete sie Christopher Robert Scotese, einen Geologen. Mit der Ankunft des ersten Kindes schied sie aus dem Beruf aus. Wenn die Buben groß genug sind, will sie wieder ins Lehrfach zurück.
1985 verkauften wir unser Haus und erstanden unser jetziges Heim in Evanston, Ill., einer Vorstadt von Chicago. Mein Steckenpferd, Photographie, ist nun auch schon 57 Jahre alt. Einmal in der Woche ist Lore freiwillige Helferin im Selfhelp-Altersheim, das von unserer Einwanderungswelle gegründet wurde.

Wir machen jedes Jahr eine größere Reise; wir besuchen unsere Kinder und unsere Kinder besuchen uns.
Auch Albert und seiner Mutter war es gelungen, in die USA zu fliehen. Beide waren Passagiere der berüchtigten »Navemar«, eines portugiesischen Schiffes, das weder ausreichende Unterkunft hatte noch genügend sanitäre Anlagen, Lebensmittel und Wasser. Sie gingen nach New York, mieteten eine Wohnung. Albert fand Arbeit als Schweißer in einer Fabrik, die eiserne Bettgestelle für Militärbedarf herstellte. Seine Mutter besorgte den Haushalt, und es erging beiden ganz erträglich. Durch einen gemeinsamen Freund hörte ich hie und da von ihnen.
Nach dem Tod seiner Mutter – so um 1960 – schrieb ich ihm einen Kondolenzbrief. Wenige Tage später erhielt ich eine Antwort, einen maschinengeschriebenen Brief, dessen Datum mit einem Gummistempel eingefügt war. Seine Stelle als Schweißer hatte er aufgegeben. Er hatte ja niemandem mehr zu versorgen, und irgendwo war ein jüngerer Mann, der eine Stelle dringender brauchte als er. Er war nach wie vor aktiv im Tempel als Hausmeister usw. Wir blieben dann ein paar Jahre lang in brieflicher Verbindung, etwa zwei Briefe pro Jahr, bis dann auf einmal die Antwort ausblieb.
Nach einigen Monaten erhielt ich einen maschinengeschriebenen Brief mit einem Gummistempeldatum, der Brief kam von Chile mit seiner neuen Anschrift in diesem Land. »Ich lebe jetzt bei meinen Kindern. Aber lasse mich Dir das erklären: Nach dem Krieg adoptierte ich ein junges jüdisches Paar und half ihnen hierherzukommen. Jetzt, da ich alt werde, haben sie mir vorgeschlagen, ich solle zu ihnen kommen und mit ihnen leben. So kannst Du sehen, daß das, was ich mein ganzes Leben lang wollte, mir doch noch zuteil wurde: Kinder.«

Ausblick

Die Frage, ob ich unter Ausschluß der bösen 12 Jahre nochmals jung sein möchte, beantworte ich mit einem entschiedenen Nein. Ich bin mir bewußt, daß ich unter allen Konfessionen und in fast allen sozialen Schichten Freunde fand. Dadurch hatte ich eine weitgehende Menschenkenntnis, die mir Zeit meines Lebens zugute kam. Manches, was sich getan hat, läßt sich erklären, vieles ist unverständlich. Jedoch nichts läßt sich rechtfertigen oder gar entschuldigen. Reichskanzler Dr. Wirth sagte nach der Ermordung Rathenaus: »Der Feind steht rechts und nur rechts.« Das erschien damals als eine Binsenwahrheit, aber es war auch das Wort eines Propheten.
Eine jede Gruppe trainierte ihre Leute unter dem Leitsatz: »Wir Wilden sind doch die besseren Menschen.« Genau besehen ist das ein Appell an die Minderwertigkeitskomplexe. Ilse erklärte mir einmal – sie war vielleicht sechs oder sieben Jahre alt – die armen Protestanten in Neu-Ulm beteten alle verkehrt, deshalb höre sie der liebe Gott nicht an, sie falteten die Hände falsch (d. h. nicht wie in Ulm) und dazu brannten sie noch Kerzen in der Kirche. Dies ist ein klassisches Beispiel, wie die gemeinsamen Grundideen unserer Religionen durch Auslegungen und Ausführungsbestimmungen ins Vergessen gerieten. Was uns trennte war wichtiger als unsere Gemeinsamkeiten.

Als Kinder hielten wir unsere Eltern für hoffnungslos altmodisch und rückständig. Als ich dann später die Aufzeichnungen eines Großonkels las, erkannte ich, daß ein paar Generationen den Homo sapiens (?) so wenig ändern wie ein paar Generationen die Hauskatzen oder Küchenschaben. Was sich ändert, sind die Zeitalterkulissen unserer Weltgeschichte.

31 HENRY MOOS

Bruder von Else Moos (Nr. 48).

Meine Eltern waren Carl Moos, geboren 1880 in Ulm, gestorben 1959 in Norfolk, Va., Miteigentümer der Firma Adolph Moos in Ulm, und Hilda, geb. Hirsch, geboren 1892 in Ulm, gestorben 1973 in Norfolk, Va. Ich selbst bin 1912 in Ulm geboren und arbeitete im Unternehmen meiner Eltern. Im Oktober 1938 kam ich in die USA nach Norfolk, Va., wo ich im Einzelhandel tätig war, zuerst als Verkäufer, dann als Geschäftsführer und Einkäufer für eine Kette von 40 Herrenkonfektions- und Ausstattungsgeschäften, was ich blieb, bis ich mich im März 1979 aus dem Geschäftsleben zurückzog. Ich bin verheiratet mit Charlotte, geb. Wiener aus Rosenheim, geboren 1914. Wir heirateten 1950 und haben keine Kinder.
Meine Schwester ist Elsie Hirsch, geb. Moos, 1921 in Ulm geboren, verheiratet mit Jerry Hirsch aus Wien. Sie haben zwei Kinder: Evelyn Schwimmer, geb. Hirsch, geboren 1945 in Norfolk, wohnhaft in San Diego, Ca., zwei Töchter von acht und vier Jahren, und Steven Hirsch, geboren 1949 in Norfolk, verheiratet, eine zweijährige Tochter.

32 HILDE LENNENBERG, geb. HILB

Mein Vater Leopold Hilb, 1880 in Buttenhausen geboren, hatte eine Herrenmodegeschäft in Ulm. Dieses Geschäft wurde 1935 aufgelöst. Mein Vater ging 1939 in die Vereinigten Staaten; 1969 starb er. Seine Kinder sind Claire Fay, Hilde Lennenberg und Fred (Fritz) Hilb.
Fred Hilb heiratete 1944 Hannah Fleischman; 1939 war er hierhergekommen. Er arbeitet hier als Werkzeugmacher und wohnt in Bridgewater, Conn.
Claire Fay heiratete 1937 Herbert Fay (Feigenbaum). Er hatte in Deutschland Rechtswissenschaft studiert, bevor er 1936 in die USA ging. Hier arbeitete er auf dem Gebiet von Industrie-Werkzeugen. 1975 starb er. Seine Mutter Rosa Fay ist 94 Jahre alt. Es sind zwei Kinder da: Frederick S. Fay, Professor an der Medical School in Worcester, Mass., und Louise, verheiratete Bergman.
Ich, Hilde, heiratete 1940 Carl Werner Lennenberg; er war Passagier auf der »St. Louis«. In den USA arbeitete er als Diamantenschneider und Labor-Kontrolleur in einer Fabrik für Fein-Instrumente. Er starb 1976. Wir haben einen Sohn Ronald, der wie seine Frau Andrea, geb. Cohen, Lehrer ist. Sie haben zwei Kinder.

33 HANS und ERNST MOOS*

Ernst Moos
Geb. 1913 in Neu-Ulm; 1936 Emigration nach Frankreich; Übersiedlung nach Südafrika.

Hans Moos
Geb. 1924 in Neu-Ulm; 1939 Emigration über Dänemark nach Schweden (1943); 1945 Heirat; Ingenieur.

Rückerinnerung an die Kindheit und die Anfänge der Nazis in Neu-Ulm

Ernst Moos:
Ich kann mich noch sehr gut erinnern, als ich etwa neun oder zehn Jahre alt war, da gab es eine Vereinigung »Bund Bayern und Reich«, die sind damals schon mit schwarz-weiß-roten Fahnen herumgelaufen, hatten aber noch nicht das Hakenkreuz. Die »Deutsch-Völkische Freiheitspartei« war die spätere »Nationalsozialistische Partei«. Diese Gruppen haben zusammengearbeitet.
Das wurde aber eher lächerlich gemacht und als Randgruppe empfunden. Auch die »Deutsch-Nationalen« nahmen diese Erscheinungen nicht ernst. Es war eine Rechtsbewegung, wie es heute die NPD ja auch gibt, bei der einige mitmachen. Aber sie wurde nicht ernstgenommen. Leider wurde es nicht ernstgenommen.
Dann kamen also die ersten Nazis. Das haben wir als Buben nicht mitbekommen. Das ist zum Teil ein Grund dafür, daß ich nie einen Haß gehabt hatte – ich wurde nie irgendwie persönlich belastet in der Zeit, in der ich noch in Deutschland war.
Dadurch hat man vielleicht andere Gefühle. Wenn einer ein persönliches Erlebnis hatte oder er ins Konzentrationslager gesteckt wurde, dann ist es wahrscheinlich anders.

Gegenfrage:
Ich kann mir das nicht recht vorstellen, daß man sich nicht behelligt fühlt, wenn doch die Propaganda und die Hetze enorm war gegen die Juden.

Ernst Moos:
Ich bin ja 1936 endgültig weg, und das Schlimmste kam erst später. Ich war davor noch einige Zeit in Frankreich, hatte dort aber wegen der großen Arbeitslosigkeit starke Schwierigkeiten. Ausländer erhielten damals in Frankreich wohl Asyl, durften aber nicht arbeiten. Ich hatte dennoch in Lyon gearbeitet,

* Zeitgeschichtliche Befragung der beiden Brüder Hans Moos, Schweden, und Ernst Moos, Südafrika, die vom 29. August bis 5. September 1985 auf Einladung der Stadt Neu-Ulm nach Neu-Ulm kamen, aufgenommen am 9. September 1985.

wurde aber vor die Polizei geschleppt, weil mich einer verpfiffen hatte. Der Präfekt des Departements, ein sehr chauvinistischer Franzose, befragte mich danach, warum ich als Deutscher denn überhaupt hier sei. Ich erklärte ihm, daß ich Jude sei, worauf er sagte: c'est encore pire (das ist noch schlimmer). Diese Worte werde ich nie vergessen.
In Frankreich konnte ich nicht existieren.
Ich war beim »Reichsbanner«, einer Vereinigung von Weimarer Republikanern, die meisten waren Mitglieder der SPD, viele Zentrumsleute (jetzige CDU), Demokraten (jetzige FDP). Wie alle diese politischen Organisationen war auch der »Reichsbanner« paramilitärisch.
Ein oder zwei Wochen nach der Machtübernahme Hitlers hatten wir noch einen Umzug. Von der sogenannten »Eisernen Front« sind zum ersten Mal die Kommunisten mitmarschiert. Das war der größte Umzug, den Ulm je gesehen hat. Leider war das aber alles schon zu spät.

Hans Moos:
In der Schule waren die Lehrer und auch die Schüler im großen und ganzen anständig. Es gab natürlich Ausnahmen. Wir hatten in Ulm einen Lehrer, der Sturmbandführer bei der SA war, und der Sohn war irgendwas Großes beim Jungvolk; dieser Lehrer war eine Katastrophe.

Gegenfrage:
Jüdische Gemeinde Neu-Ulm, gab es die, oder spielte sich das gemeinschaftliche Leben mehr oder weniger in Ulm ab?

Ernst Moos:
Ja, so war es. Und ganz allgemein gab es unter den in Deutschland lebenden Juden nicht zu viele Strenggläubige. Sie waren alle doch in starkem Maße liberal. Die einzige zionistische Familie in Ulm war die Familie Levy, Hutgeschäft, Herdbruckerstraße. Man ging nach Ulm. Ich wußte nicht einmal, daß es in Neu-Ulm einen jüdischen Friedhof gegeben hatte.
Ein Onkel der Familie, Onkel Fritz, selbst ein »hohes Tier« während des Ersten Weltkrieges, war sehr deutsch-national. Als Hitler an die Macht kam, lief er mit seinem »Eisernen Kreuz« herum, war auch noch einige Zeit Betriebsleiter eines Betriebes von 40–50 Angestellten und wollte es einfach nicht glauben, daß er nicht auch mit dazugehörte. Er hat einmal erzählt, daß der Moment, als ihm der Glauben an Deutschland genommen wurde, derjenige war, als er nach der Kristallnacht mit anderen Juden in Güterwagen gesteckt nach Dachau befördert und von ganz jungen Bauernjungen mit der Peitsche ins Gesichts geschlagen wurde. Dieser Onkel war nie wieder bereit, nach Deutschland zu gehen.
Diese Menschen konnten einfach nicht daran glauben, daß sie nicht genauso wie andere Deutsche behandelt werden sollten.

Hans Moos:
Auch der Vater meiner Frau hat erst nach Dachau begriffen, daß es anders war. Vorher wollte er seine Kinder nicht aus Offenburg ins Ausland weglassen.

Ernst Moos:
Ich bin ein Neu-Ulmer. Und ich bin sehr überrascht, wie sich Neu-Ulm gemacht hat. Neu-Ulm war »nix« früher. Was gab's denn schon in Neu-Ulm? Die Kirche, den Wasserturm, den Hauptmann Köhl, das Glacis, das Bad genannt »Held« auf der Neu-Ulmer Seite der Donau.

Hans Moos:
Damals gab es in der Donau Becken aus Holz, wo das Wasser durchfloß und wo die Kinder baden konnten.
Das Baden in diesen Bädern war aber ziemlich schnell für Juden verboten. Wir sind dann hoch an die Stelle, wo die Iller zufließt. Dort habe ich das Schwimmen gelernt. Obwohl das ein kritischer Punkt ist, bin ich gut auf die andere Seite der Iller hinübergekommen.

Ernst Moos:
Als ich 1935 noch einmal hier war, traute ich mich nicht mehr, eine nichtjüdische Freundin in Ulm zu besuchen. Die rief mich an, bat mich zu kommen, aber ich sagte mir, das kannst du nicht mehr tun.

Hans Moos:
Ich bin 1924 in Neu-Ulm, Insel 3, geboren. Ich zog schon als kleines Kind (etwa vierjährig) mit der Familie nach Ulm in die Frauenstraße. Ich habe wenig Erinnerung aus Neu-Ulm, weiß auch nicht, ob es nicht vielleicht mehr die Bilder sind, die ich später betrachtet habe, und dann als persönliche Erlebnisse angenommen habe.
Mit sechs Jahren in der Weinhofschule angefangen, zog ich ein halbes Jahr später zu meiner Mutter nach Langenau, von wo ich 1934 oder 1935 wieder nach Ulm umzog, 1936 nach Freiburg, 1938 kurze Zeit wieder nach Ulm, einige Monate in München. Ich war dann wieder in Ulm bis zu meiner Emigration im September 1939. Vorher war ich Ende Juli und August noch in einem Vorbereitungslager.
1939 bis 1943 war ich in Dänemark, ohne etwas Dramatisches erlebt zu haben. Wir wurden dann gewarnt. Wir, zwei Mädchen und zwei Buben, sind dann losgezogen per Fahrrad aufs Geratewohl an die Küste hinaus, kamen durch Zufall in Verbindung mit der dänischen Widerstandsbewegung, von der wir untergebracht wurden und die uns in der Nacht darauf nach Schweden schickte. Wer Geld hatte, bezahlte dafür, wir hatten kein Geld und wurden auch so hinübergenommen. In Schweden angekommen, erhielten wir Staatenlosenpässe unter der Bedingung, daß wir das Land, sobald sich die Gelegenheit bieten würde, wieder verlassen sollten. Diese Bestimmungen eines temporären Asyls wurden aber nach dem Kriegsende aufgelockert, und wir konnten wählen, ob wir zurück nach Dänemark wollten. Einige sind zurückgegangen, andere sind in Schweden geblieben, viele gingen damals nach Palästina. Ich bin in Schweden hängengeblieben. Ich habe auch dort meine Frau, die ebenfalls Jüdin aus Deutschland ist, kennengelernt. Wir haben uns 1945 – sehr jung schon – geheiratet und sind in Schweden geblieben.
Ich hatte keine richtige Schulausbildung. In Deutschland hörte ich schon nach der vierten Oberrealschulklasse auf. In Schweden hatte ich Gelegenheit,

Abendschulen zu besuchen. Nach dreijähriger Abendschule bin ich in eine ganztägige Ingenieurschule, meine Frau hat damals so verdient, daß ich davon leben konnte. Es war eine Staatsschule, die kein Schulgeld kostete, und 1951 legte ich dort das Examen ab. Seither arbeite ich bei Volvo, bekam auch 1953 die schwedische Staatsbürgerschaft.
Kontakte zu Ulm oder Neu-Ulm habe ich keine. Allerdings hat eine Schulfreundin aus Langenau, die meine Adresse über die jüdische Kulturgemeinde in Stuttgart ausfindig gemacht hat, Kontakt zu uns aufgenommen, den wir sehr pflegen. Wenn ich in Stuttgart zu tun habe, sehe ich die Familie, die auch schon bei uns in Schweden gewesen ist.
Sie ist die einzige Verbindung, die ich heute mit Deutschland habe.

Frage:
Erfahrungen in der Nazizeit, damals ein Kind, gibt es da Erinnerungen?

Ich kann mich schon daran erinnern und ich muß heute, ich weiß nicht, ob mit Scham, sagen, daß ich das Ganze, wie es wirklich war, damals nicht empfunden habe. Ich erinnere mich an eine Geschichte, als wir uns in der Schule – das war schon in Freiburg – auf die Straße hinstellen mußten, weil Hermann Göhring die Stadt besuchte, und ich habe mich dazugestellt. Ich weiß noch, daß mein Bruder mir sagte: Das ist, wie wenn ein Kälble sich vor den Metzger hinstellt. Ich habe irgendwie das richtige Gefühl dafür nicht gehabt, ich weiß nicht weshalb.
Ich erinnere mich auch daran, als bei der Machtübernahme in Langenau alle mit dem Naziabzeichen herumsprangen, daß ich es nur bedauert habe, nicht auch so sein zu können wie die anderen. Damals war der Antisemitismus allerdings auch noch nicht so stark.
Die jüdische Lehrwerkstatt in München, in der ich nach der Schule einige Zeit war, wurde nach der Kristallnacht geschlossen, und wir wurden weggebracht. Persönlich habe ich aber am eigenen Leib sehr wenig erlebt, ich kam nie in ein Konzentrationslager, ich war nie dabei, wie meine Eltern irgendwie direkt der Verfolgung ausgesetzt worden sind. Natürlich in der Schule und auf der Straße, da haben mir die Kinder manchmal nachgeschrien, Judenstinker oder so, aber das hat man nicht so hart genommen.

Frage:
Aber immerhin haben Sie Ihren Vater durch die Verfolgung verloren.

Da war ich eben schon in Schweden. Ich weiß noch, wie ich mich von ihm verabschiedet habe, daß man gemeint hat, das Ganze sei eine vorübergehende Geschichte. Ich weiß auch noch, als wir in Dänemark waren, daß wir uns überlegt hatten, was wir machen würden, wenn wir von den Deutschen verhaftet würden. Wir wußten irgendwie, daß wir nach Polen kommen würden, meinten aber, daß wir dort sicher Not leiden würden. Aber daß es so etwas wie Vernichtungslager dort gab, das wußten wir – zum Glück möchte ich sagen – nicht. Das haben wir alles erst später erfahren.

Als wir hinüber nach Schweden kamen, da haben wir dann (1943) darüber Bescheid gewußt.
Den letzten Kontakt mit meinem Vater hatte ich durch einen Brief aus dem Lubliner Lager, in dem eine Frau schrieb, sie würden wohl Not leiden, aber im Frühjahr würde dann sicher alles besser werden. Man hat also selbst dort sich damals nicht vorstellen können, was eigentlich los ist.
Erst ab 1944 kam die Wahrheit immer mehr heraus. Meine persönliche Reaktion war auch damals, daß ich mich freiwillig meldete, als 1944/45 zum Kriegsdienst gegen Deutschland in einer Aktion aufgerufen wurde.
Ich bin aber nicht mehr eingezogen worden.

Frage:
Und wie sind Ihre Gefühle, wenn Sie heute nach Neu-Ulm, immerhin Ihre Geburtsstadt, kommen?

Ja, so ein rechtes Heimatgefühl habe ich nicht. Das ist weg. Ich habe aber auf der anderen Seite auch keine Aversionen. Das gab es allerdings eine Zeitlang und immer noch, wenn ich einen Mann in meinem Alter und älter treffe, überlege ich, »war das vielleicht auch ein Nazi«, das weiß man nie richtig. Inzwischen habe ich fast nur noch mit jüngeren Leuten zu tun, und da weiß man eben, daß das nicht mehr konkret der Fall gewesen sein kann.
Aber so echte Heimatgefühle habe ich nicht, das kann ich schon sagen. Allerdings auch nicht unbedingt dort, wo ich jetzt lebe. Ich bin schon ein bißchen wurzellos. Aber das ist eigentlich... man findet sich damit ab. Anders ist es mit der Sprache.

Ernst Moos:
Schwäbisch zu hören ist irgendwo draußen Musik für meine Ohren.

Hans Moos:
Mein Kontakt zum Schwäbischen geht über unsere Geschäftsbeziehungen zu schwäbischen Firmen. Ich erinnere mich daran, als einmal eine Firma den technischen Bearbeiter wechselte. Als der Neue kam, ein Norddeutscher, war das eine richtige Enttäuschung für mich, daß der eben nicht mehr schwäbisch sprach.

34 WALTER LEBRECHT

Geb. 1913 in Ulm; Eltern: Wilhelm und Rosa Lebrecht; 1937 Emigration nach Chile; Buchsachverständiger; Bruder von Curt (Nr. 29) und Hans Lebrecht (Nr. 39).

Meine Eltern waren Wilhelm Lebrecht, Lederfabrikant in Ulm, dort geboren 1880, 1942 emigriert in die Vereinigten Staaten, 1947 nach Blumenau in Brasilien, dort 1974 gestorben, und Rosa, geb. Kohn, geboren 1887, gestorben 1971 in Blumenau. Ich hatte drei Brüder: Curt Max, 1911 geboren, 1938 in die USA gegangen, heute

Schokoladenfachmann in Blumenau; Hans, geboren 1915, 1937 oder 1938 nach Israel ausgewandert, wo er heute noch lebt, und Heyner, geboren 1919 und im Dezember 1942 hier in Contulmo gestorben, wohin er 1941 kam.
Nun zu mir: Ich bin 1913 in Ulm geboren, besuchte das Gymnasium in Ulm und studierte fünf Semester Rechtswissenschaft. Im Jahr 1933 »schaltete ich um« auf Landwirtschaft, mit verschiedenen Praktika auf Lehrgütern und Bauernhöfen. 1937 wanderte ich nach Contulmo in Chile aus, wo man mir Land versprochen hatte, ein Versprechen, von dem man aber nach meiner Ankunft hier nichts mehr wußte. Daher war ich Kaufmann (ein sehr schlechter...), Reisender (etwas besser), schließlich machte ich ein Studium als staatlich geprüfter Buchsachverständiger, als welcher ich mich bis heute beschäftige. Da Contulmo zwar außerordentlich hübsch, aber recht klein ist (übrigens eine ehemalige deutsche Kolonie), so reise ich wöchentlich in die 100 km entfernt liegende Provinzhauptstadt Lebu, wo ich ein Büro habe.
Meine Frau ist Raquel, geb. Diaz-Pinto, 1918 in Contulmo geboren. Wir haben fünf Kinder: Rolando, geboren 1939, Edmondo, geboren 1943, Guillermo (Wilhelm), geboren 1946, Anemaria, geboren 1948, und Walter Enrique, geboren 1960.
Contulmo ist sehr schön gelegen; ich habe hier rund ums Haus herum ungefähr einen Hektar Land mit Gemüse-, Blumen- und Obstgarten (speziell Zitronen), außerdem beschäftigt sich meine Frau mit ihrem Hühnerstall mit etwa 150 Hennen. Ungefähr fünf km von Contulmo ist der sehr schöne und noch unverdorbene Lanalhue-See, an dem ich ein 180 ha großes Anwesen habe mit einigen Kühen und dem herrlichen Strand, aber ohne Haus (damit keine Besucher kommen, wie meine Frau sagt). Und wenn sie kommen, müssen sie wie wir im Zelt schlafen.
Als »Nebenbeschäftigung« bin ich in Lebu Mitglied des dortigen Rotary International und der Freimaurerloge, während ich hier in Contulmo Oberster (Superintendent) der Freiwilligen Feuerwehr bin. Das ist glücklicherweise eine repräsentative Stellung. Wissen Sie übrigens, daß es hier in Chile nur Freiwillige Feuerwehren gibt, auch in den Großstädten! Das gibt gleich einen Hinweis auf die Art der Chilenen. Ich glaube, es ist in Südamerika das Land mit der größten Mittelklasse. Es wird hier in Chile hart gearbeitet, auch darin ist es von anderen südamerikanischen Staaten unterschieden. Außerdem ist das Klima ausgezeichnet, nicht zu heiß, nicht zu kalt, allerdings viel Regen im Winter. Es gibt keine giftigen Tiere und kaum giftige Pflanzen. Ich fühle mich recht wohl hier, habe allerdings natürlich nach über 40 Jahren hier viele ursprüngliche Gewohnheiten ablegen müssen.

35 LOTTE HARTOG

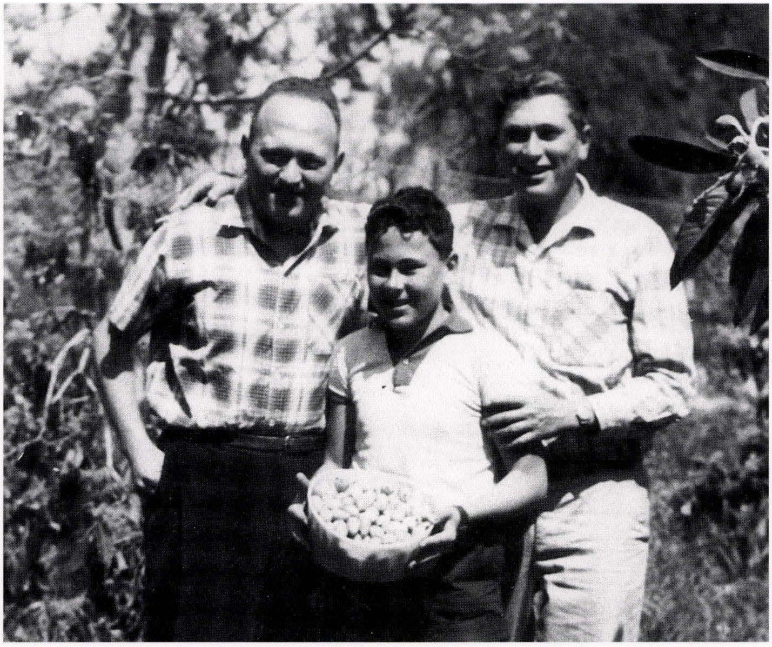
Mein Vater Max Moos wurde 1881 geboren, er war in der Wäschefabrikation tätig und starb 1945 in Kew Gardens. Der Mädchenname meiner Mutter ist Paula Klein, sie ist 1885 geboren.
Mein Vater hatte zwei Brüder, Ernst und Ludwig. Ernst starb in Theresienstadt, Ludwig in Israel. Ich bin in Ulm 1913 geboren und verließ diese Stadt 1932. Meine Schwester Ilse, geboren 1920, lebt heute in Florida.

36 RUDI STRAUSS

Geb. 1913 in Ulm; Eltern: Julius und Martha Strauss; Bankkaufmann; 1933 Emigration nach Palästina; 1937 Heirat mit Judith-Edith Guttmann; 1946 zweite Heirat; 1983 gest. in Ulm; Bruder von Alice Haas (Nr. 15) und Richard J. Strauss (Nr. 21).

Seine Frau Hilde berichtet:
Rudi (Rudolf Siegmund) Strauss – in Israel nahm er den Vornamen Reuven an – wurde am 16. Juli 1913 als drittes Kind seiner Eltern Julius und Martha (Levi) in Ulm geboren. Seine Schwester Alice war acht Jahre älter als er, sein Bruder Richard vier Jahre. Im Jahre 1920 wurde seine Schwester Lotte geboren.
Rudis Vater kam als junger Mann aus Berlichingen nach Ulm, wo er später das von seinem Vater gegründete Hüttenwerk Nathan Strauss übernahm. Rudis Mutter wurde 1883 in Waiblingen geboren und wuchs in Cannstatt auf. Rudis Vater war sehr religiös und ließ ihm schon hebräischen Unterricht geben, bevor er in die Schule kam. Rudi besuchte das Gymnasium, verließ es aber früh und machte den Abschluß der mittleren Reife an der Höheren Handelsschule. Er schloß sich dem Jüdischen Jugendbund an, und die Freundschaften aus dieser Zeit – besonders mit Walter Selz aus Weikersheim – und die Erinnerungen an die Gemeinschaft mit vielen Wanderungen in der nahen und ferneren Umgebung Ulms und in der Schweiz blieben ihm unvergeßlich.
Beruflich: Rudi schloß seine Banklehre in der Deutschen Bank in Ulm ab, arbeitete in der väterlichen Firma und ging zur weiteren Ausbildung und zum Erlernen der französischen Sprache auf neun Monate nach Frankreich. Er lebte dort in einer französischen Familie, um die Sprache voll zu erfassen. Zurückgekommen arbeitete er wieder bei »Nathan Strauss« in Söflingen, bis er sich im Oktober 1933 seiner Schwester Alice und seinem Schwager Alfred Hayum anschloß, die nach Palästina reisten. Dort fühlte er sich so wohl, die politische Entwicklung in Deutschland trug sicher auch das ihre dazu bei – daß Rudi sich entschloß, als Einwanderer in Palästina zu bleiben. Es zog ihn zur Landwirtschaft, und zunächst arbeitete er praktisch in der Siedlung Nahalal. Danach lernte er in der landwirtschaftlichen Schule Mikwe Israel und erwarb im Winter 1935/36 eine Farm im Dorf Beer Tuwia, in dem sich auch sein Freund Walter Seltz ansiedelte. Dies ist eine Siedlung im Süden des Landes, in der jede Familie in ihrem eigenen Haus lebt, alle gleich viel Boden haben und ihn nach eigenem Gutdünken bearbeiten. Ankauf von Futtermitteln, Dünger etc. und Verkauf der Produkte sind gemeinsam.
Rudi heiratete 1937 Judith-Edith Guttmann aus Königsberg. Als im selben Jahr Rudis Bruder Richard mit Frau Hilde, geb. Bach, und Sohn Peter Michael einwanderten, konnte er sie aufnehmen und ihnen einen Einblick in die Landwirtschaft geben. Nach einigen Monaten siedelte die Familie von Richard nach dem neugegründeten Nahariya über.
Es war ein sehr schweres Leben in Beer Tuwia. Nach dem Erwerb der Farm konnte Rudi kein Geld mehr aus Deutschland bekommen. Die schwere körperliche Arbeit – an Maschinen war damals nicht zu denken –, das häufige nachts Auf-Wachegehen-Müssen, um das Dorf vor Diebstählen von seiten der Araber

der Umgebung zu schützen, erforderten alle Kräfte. Und der Erlös aus Vieh- und Hühnerstall und Gemüse und Obst war minimal.
Ende 1937 starb Rudis Vater in Ulm, und er und Richard fuhren zur Beerdigung dorthin. An der Grenze Deutschlands teilte man ihnen mit, daß sie das Land nach spätestens 48 Stunden wieder verlassen müßten. Wenig später wanderten auch Rudis Mutter und Schwester Lotte – Alice lebte schon in den USA – in Palästina ein und lebten in Nahariya. Im Februar 1938 wurde Rudis erster Sohn geboren, der zu Ehren von Julius Strauss den Namen Joel erhielt. 1940 ließen Rudi und Judith sich scheiden. Joel blieb zunächst bei seiner Mutter, wie es die damaligen Scheidungsgesetze bestimmten. Rudi löste einen Teil seiner Farm auf, verpachtete den anderen und ging nach Nahariya, wo er verschiedene Arbeiten ausführte, u. a. das Pflanzen der Eukalyptusbäume am Bach Gaaton. – Lotte starb 1939, die Mutter 1942.
Als die englische Mandatsmacht 1942 den Palästinensern (wie wir damals genannt wurden) die Gelegenheit gab, ins englische Militär einzutreten, um sie im Kampf gegen Hitler einzusetzen, voluntierte Rudi Strauss dafür. Er wurde nach Ägypten geschickt, wo er in Tanta und Kairo als Chauffeur und Radiomonitor tätig war. Während dieser Zeit lernten wir uns kennen. Ich, Berlinerin, war



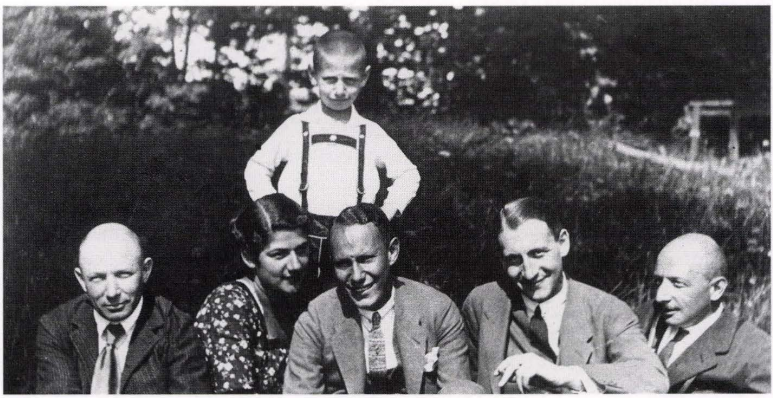
Rudi Strauss mit seinen Söhnen Mathew und Joel (von links), um 1953.

auch 1933 eingewandert und hatte bis zu meiner Mobilisierung in Jerusalem gelebt. Im Januar 1946 heirateten wir in Kairo. Einige Monate später wurden wir aus dem Militär entlassen und entschlossen uns, Rudis Farm wieder neu aufzubauen. Nun kam zu Rudis Freude auch Joel zu uns, der von dann ab nur noch die Ferien bei seiner Mutter in Tel-Aviv verbrachte. Wie üblich auf dem Dorf war er schon eine richtige Hilfe bei der Arbeit. Im Dezember 1947 wurde unser Sohn geboren, dem wir den Namen Nathan gaben – sowohl nach Rudis Großvater als auch nach meinem; dieser hatte sich allerdings später in Hermann umgenannt.
Ein halbes Jahr später brach unser Unabhängigkeitskrieg aus, der schwerste Ansprüche an uns alle stellte. Beer Tuwia lag im Beschußbereich ägyptischer Kanonen. Noch lange später fanden wir Munitionsstücke an verschiedenen Plätzen. Unsere Farm wurde im Gegensatz zu anderen nicht beschädigt. Aber die Kinder und ich wurden evakuiert, und Rudi stand allein mit aller Arbeit, Unversorgtsein und nächtlichem Stellungsbau. Im Herbst 1938 brach bei ihm eine Lungenkrankheit aus, deren Ursache trotz langer Krankenhausaufenthalte in mehreren Krankenhäusern in Israel nie genau diagnostiziert werden konnte, auch nicht nach seinem Tod. In Zeiten von Besserung seines Gesundheitszustandes versuchte Rudi weiter auf der Farm zu arbeiten, aber später kamen Herzstörungen und Diabetes. So mußten wir das Landleben aufgeben und gingen entsprechend Rudis Wunsch nach Nahariya. Dort wurde er Verwalter in dem gerade eröffneten Regierungskrankenhaus. Aber auch diese Arbeit mußte er krankheitshalber oft unterbrechen. So ging er im Jahre 1975 vorzeitig in Pension. Wenn er sich gutfühlte, arbeitete er stundenweise im Büro seines Sohnes Joel, der ein sehr angesehener Bauunternehmer in Haifa war. Er genoß diese Tätigkeit und den nahen Kontakt mit den drei Enkeln (Amir, Michal und Oded) dort sehr. Auch an Nathan, Maschinenbauingenieur mit Masterrang von Stanford, California und Familie: Ruthi und den Enkeln Dana und Yaron hatte er sehr viel Freude.
Entsprechend dem Rat von Rudis Ärzten verbrachten wir in diesen Jahren die zwei heißesten Monate in Europa. Ein Aufenthalt in Ulm war dabei eine Selbstverständlichkeit. Und die Hauptsache dabei war immer das Aufsuchen des Grabes von Rudis Vater. Die Freundschaft und Hilfsbereitschaft von Familie Keil verschönten unsere Tage in Ulm und waren später für mich eine unschätzbare Hilfe. – Nicht unerwähnt bleiben soll der Ulmer Alfred Adler, dem Rudi von Kindheit an sehr verbunden war. Und sowohl in Israel als auch in Ulm war er viel mit ihm zusammen.
Rudis Gesundheitszustand verschlechterte sich dauernd. Doch konnten wir noch seinen 70. Geburtstag feiern. Direkt danach folgten wir der Einladung der Stadt Ulm 1983. Rudi hatte sich so sehr auf diese Reise und das Treffen mit vielen Freunden seiner Jugend gefreut, daß er zu jeder Anstrengung bereit war. Aber es sollte nicht mehr dazu kommen. Gleich bei seiner Ankunft mußte er ins Krankenhaus, und trotz bester Pflege starb er dort am 1. Oktober 1983. Entsprechend seiner Bitte wurde er neben seinem Vater auf dem Ulmer Friedhof beigesetzt. Die Anteilnahme der Mitglieder der Stadtverwaltung seiner Heimatstadt berührte ihn in seinen letzten Tagen sehr. Beiden Söhnen und mir ist die Hilfe, die die Stadt Ulm uns in dieser schweren Zeit gab, insbesondere Oberbürgermeister Lorenser, unvergeßlich.

37 ALFRED MOOS

Geb. 1913 in Ulm; Eltern: Hugo und Ida Moos; Kaufmann; 1935 Auswanderung nach Palästina; 1936 Heirat mit Erna Adler; 1953 Rückkehr nach Ulm; Kaufmann.

Meine Frau und ich sind die einzigen Mitglieder der ehemaligen jüdischen Gemeinde in Ulm, die nach dem Ende der Nazi-Diktatur freiwillig und ohne Not aus der Emigration – oder sollte man in unserem Fall besser sagen, aus dem Exil – in die Stadt ihrer Geburt zurückgekehrt sind. Ich weiß, daß es nicht leicht ist, Schicksalsgenossen, die in den USA, Israel oder sonstwo eine neue Heimat gefunden haben, die Gründe für unsere Rückkehr nach Deutschland begreiflich zu machen. Trotzdem will ich den Versuch unternehmen und mich dabei bemühen, die Emotionen der jüdischen Leser nicht allzu sehr zu strapazieren.
Ich wurde 1913 in Ulm geboren, ging ab 1919 in die »Elementarschule« und ab 1921 aufs humanistische Gymnasium (jetzt Humboldt-Gymnasium), wo ich 1931 beim Abitur machte. In der Stadt hatte sich seit 1919 eine zunehmende nationalistische und antisemitische Agitation breitgemacht. Ich hatte gerade lesen gelernt, als ich überall in den Straßen judenfeindliche Aufkleber eines »Völkischen Schutz- und Trutzbundes« vorfand, einer Vorläuferorganisation der NSDAP. Später wurden an den Litfaßsäulen die blutroten Plakate der Nazis angebracht mit Versammlungsankündigungen: »Juden haben keinen Zutritt.« Wer könnte leugnen, daß diese judenfeindlichen Manifestationen ein heranwachsendes jüdisches Kind nicht beeinflußt hätten? Dagegen war das humanistische Gymnasium in Ulm eine Oase der Ruhe und der Toleranz. Der damalige Rektor Dr. Schott war, soweit ich mich erinnere, zwar Mitglied der rechtsste-



Hugo Moos, Vater von Alfred Moos (im Hintergrund), Irene Gump, ihr späterer Mann Walter Hirschel, Herr Freudenberger aus Göppingen, Julius Moos (von links), Sommer 1919.



Studentengruppe Heidelberg des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold, 1931, 2. v. r. Alfred Moos.

henden Deutschnationalen Volkspartei, aber er hätte nie geduldet, daß sich bei seinen Lehrern oder Schülern antisemitische Tendenzen breitgemacht hätten. So war die Klassengemeinschaft (und später die Tanzstunde) völlig unbelastet von der judenfeindlichen Propaganda in der Stadt, und es gab überhaupt keinen Unterschied zwischen evangelischen, katholischen und jüdischen Schülern. Außerdem war ich einige Jahre aktiv im Ulmer Fußballverein 1894 (Leichtathletik-Abteilung), einem Sportverein, der lange Zeit von dem jüdischen Arzt Dr. Hugo Wallersteiner geleitet wurde. Auch hier zählte nur die Leistung, nicht die Religionszugehörigkeit.
Ab 1931 studierte ich Rechtswissenschaft in Heidelberg und Berlin. 1933 brach ich sofort nach der Machtergreifung Hitlers mein Studium ab und versuchte, irgendwo im Ausland unterzukommen, da ich keinerlei Möglichkeit sah, in Deutschland etwas Vernünftiges zu unternehmen. Schon als Schüler wurde ich Mitglied des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold. Nach dem Abitur trat ich der SPD bei sowie der Sozialistischen Studentenschaft. Obwohl ich während meiner Schulzeit den jüdischen Religionsunterricht besuchte, wurde meine Bindung an das bürgerlich geprägte Judentum – ein anderes kannte ich damals nicht – immer schwächer und die Anlehnung an die deutsche Arbeiterbewegung entsprechend stärker. Als ich aber die Schuld der SPD an der falschen Weichenstellung in den Jahren 1918/19 erkannt zu haben glaubte, löste ich alle Bindungen zu sozialdemokratischen Organisationen und wurde im Wintersemester 1932/33 noch Mitglied der Roten Studentengruppe Berlin: Ebenso wie der amerikanische Schriftsteller Knickerbocker in seinem Buch »Deutschland – so oder so« glaubte ich damals, daß Deutschland nur noch die Wahl zwischen einer Machtergreifung durch die in einer Einheitsfront verbundenen Arbeiterparteien oder dem Faschismus habe. Heute weiß ich natürlich längst, daß bei sechs Millionen Arbeitslosen und einer schon vorhandenen Verfilzung von Wirt-

schaft, Politik, Militär, Verwaltung und Justiz die Arbeiterparteien nicht mehr die geringste Chance hatten.
Die Ulmer Juden – und vor allem die wohlhabenden Fabrikanten und Kaufleute – sahen dies ganz anders und unterstützten nicht einmal das sozialdemokratisch geführte Reichsbanner. Ein inzwischen verstorbener alter Ulmer Sozialdemokrat erzählte mir einmal, daß er bei einer Sammlung von einem der reichsten Ulmer Juden ganze 50 Pfennig fürs Reichsbanner erhalten habe.
Mein Vater Hugo Moos, geboren 1877 in Ulm, war eine rühmliche Ausnahme. Er kam als radikaler Demokrat aus dem Ersten Weltkrieg nach Hause, setzte sich öffentlich für das Volksbegehren zur Fürstenabfindung ein und war einer der Gründer des Reichsbanners in Ulm, und dies alles, obwohl er selbständiger Kaufmann war (zusammen mit meinem 1926 verstorbenen Großvater und meinem Onkel Carl leitete er die 1938 unter Zwang aufgelöste Einzel- und Großhandelsfirma Adolph Moos am Hauptwachplatz – Wäsche- und Aussteuerartikel). Obwohl mein Vater also wenig Illusionen über die damaligen im Deutschen Reich Herrschenden hatte, wartete er nach der Machtübernahme durch die Nazis doch allzu lange, um konkrete Pläne zur Auswanderung zu fassen. Auch sein Vetter Albert Einstein konnte ihm dann nicht mehr helfen. Er wurde im Sommer 1942 nach Theresienstadt deportiert und ging dort wenige Monate später an einem nicht behandelten Blasenkarzinom elend zugrunde, wie mir nach dem Krieg von dem einzigen aus Theresienstadt nach Ulm zurückgekehrten Ehepaar Weglein berichtet wurde.
Meine Mutter Ida Herzfelder, geboren 1886 in Augsburg, war die Tochter eines zur damaligen Zeit in literarisch interessierten Kreisen Deutschlands bekannten Mannes. Isaak Herzfelder war von Beruf Rechtsanwalt, der Neigung nach aber Dichter, Übersetzer und Goetheforscher. Jüdische Akademiker konnten damals nur den Beruf des Arztes oder Rechtsanwalts ergreifen. Leider war meine Mutter schon in jungen Jahren eine kranke Frau und starb 1932 in Ulm. Die Schrecken der NS-Zeit blieben ihr immerhin erspart. Während die väterliche Familie (Moos und Einstein) aus Württemberg (Buchau und Kappel) und Hohenzollern (Hechingen) stammte, kam die mütterliche Familie (Herzfelder und Löwenbach) aus verschiedenen Orten Bayerns. Ein Vorfahre bekam wohl als einer der ersten Juden 1814 aufgrund eines »Kgl. Generalkommissariatsbeschlusses« das »Privileg«, in München als Graveur und Goldschmied tätig zu sein. An anderer Stelle schrieb ich: »Wenn also der familiäre Hintergrund auch süddeutsch-jüdisch ist, so weicht er doch von einem ausschließlich durch kaufmännische Berufe bestimmten Typus ab.«
Im September 1933 gelang es mir, mit Hilfe eines in Ulm lebenden Verwandten – alte Ulmer werden sich noch an den Bäckermeister Hess in der Platzgasse erinnern – als »volunteer clerk« von der Firma Landauer & Co. in der Londoner City angenommen zu werden. Dort erhielt ich eine kaufmännische Ausbildung. Der Gründer dieses damals bekannten Handelshauses für Trockenfrüchte, Nüsse, Hanf, Sisal usw. stammte ursprünglich aus Stuttgart. In London schloß ich mich der Auslandsorganisation der Sozialistischen Arbeiterpartei (SAP) an, deren bekanntestes Mitglied später Willy Brandt wurde. Wir erhielten auf verschiedenen Wegen Berichte über die in Deutschland von den Nazis verübten Verbrechen und verbreiteten sie u. a. in einem »Bulletin of the Ernst-Eckstein-



Erna und Alfred Moos, Tel-Aviv 1936.

Fund« unter englischen Abgeordneten. Außerdem versuchten wir, mit unseren spärlichen Mitteln Angehörige verhafteter Genossen in Deutschland zu unterstützen.
Nach einem Jahr war mein »working permit« abgelaufen, das noch zweimal um jeweils drei Monate verlängert wurde. Mein Arbeitgeber meinte zwar, daß er mit Hilfe eines Anwalts weitere Verlängerungen durchsetzen könne, aber ich wollte nicht länger in England »geduldet« sein und bewarb mich Anfang 1935 um ein Zertifikat nach Palästina. Inwieweit es sich bei diesem Entschluß um eine seit 1933 entwickelte Trotzhaltung »zurück zum Judentum« oder einfach um jugendliche Abenteuerlust gehandelt hat, ist nach so vielen Jahren schwer zu entscheiden. Jedenfalls fuhr ich im Mai 1935 nach Tel-Aviv und bemühte mich, Arbeit zu finden.
Im Frühjahr 1936 kam meine ebenfalls aus Ulm stammende Frau, Erna Adler, geboren 1916, und wir heirateten. Mein Schwiegervater Isaak Adler, geboren 1877, war Viehhändler. Er sowie meine Schwiegermutter Frieda, geb. Obernauer, stammten aus Laupheim. Sie wanderten endgültig erst 1939 nach Palästina aus. Mein Schwiegervater, der sich kurz zuvor noch einer schweren Operation in Ulm unterziehen mußte, nahm sich wenige Monate nach seiner Einwanderung in Nataniya das Leben, »weil er als kranker Mann seiner Familie nicht zur Last fallen wollte«. Meine Schwiegermutter zog zu uns und kehrte 1952 nach Ulm zurück. Hier starb sie 1956.
1936 wurde ich von der Palästina-Agentur der deutschen Levante-Linie in Jaffa angestellt. Meine Arbeitgeber waren aus Württemberg stammende Christen, sogenannte Templer, deren Vorfahren aus religiösen Gründen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Palästina gesiedelt hatten. (Mein schwäbischer Dialekt war sicher hilfreich, um diese damals begehrte Anstellung zu erhalten.) Bei Kriegsausbruch wurde die Firma von der englischen Mandatsverwaltung

geschlossen, und ich machte mich mit Hilfe meiner früheren Londoner Firma als Vertreter für Lebens- und Futtermittel selbständig, was sich sehr gut anließ. Ich arbeitete, nachdem Hitler ganz Europa besetzt hatte, hauptsächlich für australische Firmen – bis, bedingt durch den Kriegsverlauf, kein Schiffsraum mehr für private Lieferungen aus Übersee zur Verfügung stand. 1942 ging ich dann als Angestellter zu der in Palästina unter Militärkontrakt stehenden amerikanischen Firma Johnson, Drake & Piper Inc. und später zur US-Army (USA-FIME). Mein Arbeitsplatz war Tel-Litwinsky, wo Benzinkanister (»Jerry cans«) für die sowjetische Südfront hergestellt wurden. Mit Kriegsende war es damit vorbei, und ich versuchte wieder mein Glück als Vertreter meiner australischen Firmen. Das Geschäft lief auch wieder gut an, bis 1948 der Staat Israel entstand und diesem recht bald die Devisen für Importe, die nicht unbedingt lebensnotwendig waren, ausgingen.

Im Januar 1953 schifften wir uns nach Genua ein – meine Frau, ich und unser 1947 in Tel-Aviv geborener Sohn Michael – und ließen uns in unserer alten Heimatstadt Ulm nieder. Warum taten wir das?

Schon kurz nach meiner Ankunft in Palästina 1935 mußte ich erkennen, daß die Ansiedlung dort keineswegs so unproblematisch war, wie ich dies – bar jeder Vorbereitung für das Land – geglaubt hatte. Die Spannung zwischen Juden und Arabern war an vielen Orten geradezu greifbar, und ich war noch kein Jahr im Lande, als im Frühjahr 1936 der arabische Generalstreik – die Juden nannten es »Unruhen« – ausbrach, dem ich – mein Arbeitsplatz war das damals arabische Jaffa! – nur durch Zufall entging. Zahlreiche Juden, die gerade in Jaffa zu tun hatten, wurden an diesem Tag auf den Straßen ermordet. Ich gewann den Eindruck, daß die zionistischen Organisationen, mit Ausnahme vielleicht des linken Flügels, nur wenig Verständnis für die Situation und Ängste der Araber aufbrachten und deshalb solche Eskalationen nicht zu verhindern wußten. Die überwiegende Mehrheit der Araber wiederum war noch gar nicht in der Lage, ihre Belange selbst zu artikulieren (mit Ausnahme ihrer wirtschaftlichen Interessen als Produzenten von Lebensmitteln) und ließ sich blind von Leuten wie dem Großmufti von Jerusalem aufhetzen. Ich mußte erkennen, daß ich als Nicht-Zionist mit Palästina eine falsche Wahl getroffen hatte. Andererseits ging es mir wirtschaftlich einigermaßen gut bis 1939 als Angestellter der deutschen Firma, die mir sogar während einer langen Krankheit mein Gehalt weiterbezahlte, was damals keineswegs selbstverständlich war, und anschließend als selbständiger Handelsvertreter. Mit Kriegsausbruch änderten sich auch die Verhältnisse im Lande: Die alliierten Truppen hatten Auseinandersetzungen zwischen Juden und Arabern schnell ein Ende gemacht.

Sofort nach meiner Ankunft im Lande 1935 hatte ich mich wieder der dortigen SAP-Gruppe angeschlossen und leitete diese, bis 1940 durch den Einmarsch der Nazis in Frankreich, wo der Parteivorstand residierte, diese an sich schon bescheidene Tätigkeit einer kleinen Partei zu einem jähen Abschluß kam. Während des spanischen Bürgerkriegs hatten wir unsere Bruderpartei POUM unterstützt, und nach dem Überfall der Deutschen auf die Sowjetunion beteiligten wir uns, diesmal zusammen mit zionistischen Organisationen, an der Arbeit der »Liga V für Sowjetrußland«, die Ambulanzen und Medikamente an die sowjetische Südfront schickte.

Schon während des Krieges hatte ich zu anderen deutschen Juden Verbindung aufgenommen, die nach dem Sturz des NS-Regimes nach Deutschland zurückkehren wollten. Die bekanntesten Mitglieder dieser Gruppe waren die Schriftsteller Arnold Zweig und die Malerin und spätere Präsidentin der Akademie der Künste in Dresden, Lea Grundig. Die Entscheidung, nach Deutschland zurückzukehren, war also von mir und meinen Freunden schon früh gefaßt worden, was aber nicht heißen soll, daß wir ständig nur unter dem Druck der arabisch-jüdischen Auseinandersetzungen gelebt hätten. Wir waren jung und genossen die Möglichkeiten eines Lebens am schönen Mittelmeer. Andererseits glaubten wir unentwegt an die Existenz eines »anderen« demokratischen und sozialistischen Deutschlands, dem wir uns bis 1933 zugehörig gefühlt hatten, und wir waren der Meinung, daß wir uns nicht nur schnell wieder in dieses Deutschland einfügen würden, sondern daß es geradezu unsere Pflicht wäre, wenigstens zu einem kleinen Teil die Aufgaben zu übernehmen, die unsere von den Nazis ermordeten Genossen nicht mehr übernehmen konnten. Von den Problemen eines Nachkriegsdeutschlands an der Nahtlinie zwischen dem Einflußbereich der USA und der Sowjetunion hatten wir damals verständlicherweise keine Ahnung.

Im Laufe der Jahrzehnte, seit ich wieder in Deutschland lebe, habe ich aber auch laufend neue grauenhafte Einzelheiten über die Verbrechen, die Deutsche und ihre Helfershelfer aus Osteuropa an jüdischen Männern, Frauen und Kindern verübt haben, erfahren. Ich weiß nicht, ob ich mich hätte entschließen können, hierher zurückzukehren, wenn ich damals über das Wissen verfügt hätte, das ich heute besitze.

Als die Auseinandersetzungen zwischen Juden und Arabern unmittelbar nach Kriegsende in verstärktem Maße wieder aufflammten und jetzt auch rechtsradikale jüdische Organisationen für uns völlig unvorstellbare Terrorakte gegen Araber und Engländer verübten, fiel es uns um so leichter, dieses Land zu verlassen und nach Deutschland zurückzukehren. Hätte ich z. B. in Amerika gelebt und dort eine Existenz gefunden, wäre ich wahrscheinlich nicht auf den Gedanken gekommen, nach Deutschland zurückzukehren. Auch hatten wir uns nicht klargemacht, ein wie großer Teil des deutschen Volkes mit den Nazis auf diese oder jene Weise zusammengearbeitet hatte und wie tief in vielen Köpfen damals noch faschistische und antisemitische Gedanken virulent waren.

Wie ich es mir vorgenommen hatte, wurde ich schnell wieder politisch aktiv, in der SPD, der Ostermarsch- und Friedensbewegung, der Hilfsaktion für das vietnamesische Volk usw. Es würde zu weit führen, meine Erfahrungen in der Bundesrepublik seit 1953 ausführlich darzustellen. Neben sehr positiven Erlebnissen, vor allem mit Angehörigen der jüngeren Generation, stehen üble Enttäuschungen im Zusammenhang mit verschiedenen Versuchen, eine Existenzgrundlage zu finden. Von einer Sensibilität unserem jüdischen Schicksal gegenüber konnte in den ersten Jahren nach dem Krieg kaum die Rede sein. Wie viele andere Rückkehrer mußte ich erkennen, daß nicht einmal die Schrecken des Krieges, der Verlust an Menschenleben und die Zerstörung der deutschen Städte bei einem großen Teil des Volkes grundlegende Veränderungen in den tieferen Schichten ihres Bewußtseins bewirkt hatten. Man hatte ihnen dazu einfach nicht die Zeit gelassen. Zu schnell hatten die Sieger, allen voran die Amerika-

ner, die alten wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse, oft gegen den Willen der deutschen Bevölkerung, wiederhergestellt, und zu viele Nazis übernahmen wieder führende Stellungen in der Wirtschaft, der Verwaltung, der Justiz und der Politik. Zu schnell dachte die Bevölkerung nur noch in materiellen Kategorien, und die Ideale, die viele 1945 nach der totalen Niederlage der Nazis gehabt hatten, wurden schnell wieder unmodern. Als letztlich auch noch die Wiederbewaffnung von den Alliierten mit Hilfe Adenauers durchgesetzt und die neue Bundeswehr von den alten Wehrmachtsoffizieren und -unteroffizieren aufgebaut wurde, liefen allzu viele Ideologien wieder in den alten Geleisen.
Selbst der Antisemitismus ist keineswegs ausgerottet, und man kann nur hoffen, daß nicht unerwünschte braune Wellen aus der ehemaligen DDR zu uns herüberschwappen. Trotzdem oder besser gesagt, gerade deshalb, ist die Anwesenheit politisch aktiver jüdischer Bürger in der Bundesrepublik keineswegs nutzlos. In Schulen, Volkshochschulen, evangelischen Akademien usw. konnte schon viel Aufklärung verbreitet werden.
1956 wurde unser zweiter Sohn Peter in Ulm geboren. Beide Söhne – der ältere ist Rechtsanwalt in Freiburg im Breisgau und der jüngere Diplomingenieur und z. Zt. wissenschaftlicher Mitarbeiter der Technischen Universität Berlin – fühlen sich in der Bundesrepublik zu Hause. Beide sind verheiratet und haben Kinder. Möge die Entwicklung Deutschlands es ihnen gestatten, daß es ihr Zuhause bleibt.

38 OTTO HILB

Geb. 1915; Eltern: Julius und Jenny Hilb; Kaufmann; 1939 Auswanderung nach Palästina; 1940 Heirat mit Eva Joseph; Unternehmer.

Meine Familie väterlicherseits stammt aus Haigerloch/Hohenzollern und läßt sich bis ins 18. Jahrhundert zurückverfolgen. In seinem Buch »Juden in Haigerloch« erwähnt Karl Werner Steim, daß in dem im Jahr 1700 ausgestellten Schutzbrief des Fürsten Meinrad II. von Hohenzollern-Sigmaringen für die Haigerlocher Juden auch der Name »Hilpp« aufgeführt ist. Dem Stammbaum der Familie, der meinem Onkel Max Hilb vom letzten Rabbinatsverweser Haigerlochs – wahrscheinlich 1940 – in die USA geschickt wurde, entnehme ich, daß meine frühen Vorfahren, Salomon Hilb (1740–1815) und Loew (Leopold) Hilb (1770–1837) Metzger in Haigerloch waren. Mit Stolz blicke ich auf meinen Urgroßvater Maier Hilb (1807–1880) zurück, der 40 Jahre als Rabbiner von Haigerloch und Dettensee wirkte. Als Sohn armer, aber frommer Eltern hatte er sich unter zahlreichen Entbehrungen seit seinem 14. Lebensjahr darauf vorbereitet: Drei Jahre lang besuchte er das Bet-Hamidrasch (talmudische Lehrhaus) in Hechingen, anschließend ein Lyzeum in Karlsruhe, 1830 immatrikulierte er sich an der Universität in Karlsruhe, 1833–1835 in Tübingen. Damit hatte er die – analog zum Württembergischen Emanzipationsdelikt von 1828 – im preußischen Hohenzollern geltende Bestimmung erfüllt, wonach Rabbiner sowohl eine Talmudhochschule als auch eine »weltliche« Hochschule besuchen muß-



Geburtshaus Otto Hilbs: Münsterplatz 2, 1931 (heute Hettlage).

ten, um nach einem Examen vor der »Königlich Württembergischen Israelitischen Oberkirchenbehörde« in Stuttgart als Rabbiner angestellt zu werden. Diese massive staatliche Reglementierung des israelitischen Religionswesens hatte allerdings auch zur Folge, daß den Rabbinern eine gewisse soziale Absicherung gewährt wurde: So erhielt mein Urgroßvater im Alter aus einem Fonds des preußischen Königs ein »Jahresgratial« von 300 Mark zuerkannt.
Aus der 1841 geschlossenen Ehe meines Urgroßvaters Maier Hilb mit Babette, geb. Schwab, aus Fellheim/Bayern, gingen drei Söhne hervor: mein Großvater Salomon Hilb (1848–1934), Louis Hilb und ein weiterer Sohn, der schon damals in Amerika sein Glück suchte. Mein Großvater wurde Kaufmann und verließ das dörfliche Haigerloch, um in der Messestadt Ulm zusammen mit seinem Bruder Louis die Firma »L. Hilb & Co. – Baumwollwarenausrüstung en gros« in der Wengengasse 15 zu gründen. Nach meiner Kenntnis wurde er 1894 Bürger von Ulm. Die Firma wurde im Laufe der Zeit eine der bekanntesten Textilgroßhandlungen Süddeutschlands. Mein Großvater heiratete in erster Ehe am 24. November 1870 Sophie Hilb, geb. Schwab, aus Fellheim. Sie hatten 5 Kinder: Leopold (* 1871), Lina (* 1871), die leider bei der Geburt starb, Rosa (* 1874), verheiratete Picard, meinen Vater Julius (* 1875) und Klara (* 1878), die später den Justizrat Max Nördlinger in Lindau heiratete. Meine Großmutter Sophie Hilb starb bereits im Alter von 35 Jahren. Zu meiner großen Genugtuung konnte jetzt ihr ansehnlicher Grabstein, der während der Nazizeit auf ungeklärte Weise nach Munderkingen kam, wieder auf dem alten jüdischen Friedhof bei der Pau-

luskirche aufgestellt werden. In zweiter Ehe war mein Großvater mit Melanie, geb. Weil, aus Fellheim verheiratet. Sie hatten einen Sohn, Max, geb. am 12. Januar 1891. Ich möchte bemerken, daß Melanie eine herzensgute Großmutter für uns war. Auch das Verhältnis zur Nachbarschaft war ausgezeichnet. Da unser Geschäftshaus in der Wengengasse 15, also vis-à-vis der katholischen Kirche lag, ergaben sich enge Kontakte zum Pfarrhaus. Wir hatten ein wunderbares Verhältnis insbesondere zu Dekan Gageur, seinem Vorgänger Dekan Mack und dessen Schwester, Frl. Mack. Als mein Großvater bettlägrig wurde, wichen die katholischen Schwestern nicht von seinem Bette. Sie behüteten ihn bei Tag und Nacht. Dekan Gageur gab ihm die letzte Ehre.
Mein Vater Julius Hilb wurde in Ulm am 27. März 1875 geboren. Er ging in Ulm in die Schule und war sein ganzes Leben in Ulm. Er war ein erstklassiger Kaufmann. Um die Jahrhundertwende wurde er Mitinhaber der elterlichen Firma. Er heiratete meine Mutter Jenny, geb. Sundheimer aus Nürnberg, am 27. März 1913. Sie stammte aus einer bekannten Hopfenfamilie. Meinen Großvater Isaak Sundheimer nannte man den »Hopfenkönig« aus Nürnberg, doch stammte die Familie eigentlich aus Hüttenbach. Wir können den Stammbaum bis etwa 1780 zurückverfolgen. Aus der Ehe entsprossen zwei Kinder: mein Bruder Kurt (* 10. Januar 1914) und meine Wenigkeit. Selbstverständlich erfüllte mein Vater seine Vaterlandspflicht. 1914 oder 1915 wurde er eingezogen. Er brachte es bis



Familienfoto anläßlich des 80. Geburtstages von Salomon Hilb, des Großvaters von Otto Hilb, 1928 (Otto Hilb im Vordergrund rechts außen).

zum Feldwebel und erhielt das E.K. 1. Klasse. Er hat uns als Kinder immer erzählt, daß er den Vormarsch bei Riga mitgemacht habe.
Am 1. August 1915 habe ich in Ulm, im Haus Thumm am Münsterplatz 2 (heute Hettlage) das Licht der Welt erblickt. Wer meiner Mutter als Geburtshelfer zur Seite stand, weiß ich nicht mehr. Ich weiß nur, daß ich acht Tage später durch den Akt der Beschneidung, ein Grundgebot der jüdischen Religion, ins Judentum aufgenommen wurde. Meine Eltern ließen dies nicht von einem Mohel, dem Vollzieher der Beschneidung (kein Arzt!), vornehmen. Den Akt vollzog der damals bekannte Ulmer »jüdische« Arzt Dr. Hugo Wallersteiner.
Ich kann mich noch erinnern: Wir hatten immer eine Kinderschwester und gingen viel auf der Stadtmauer mit ihr spazieren. Mit vier Jahren kam ich in einen privaten Kindergarten. Derselbe war in der Frauenstraße bei einem Fräulein Barton. Ich kann mich noch erinnern, daß ich immer mit den Zwillingstöchtern des Musikdirektors Fritz Hayn, dem Organisten des Ulmer Münsters, nach Hause spazierte. Mit sechs Jahren kam ich in die Grundschule am Charlottenplatz. Lernen war leider meine schwache Seite. Nur im Rechnen war ich prima. Nach vier Jahren kam ich in die Oberrealschule, nachdem ich die Aufnahmeprüfung »mit Ach und Krach« geschafft hatte.
Ich hatte immer viele Freunde aus allen Schichten der Ulmer Bevölkerung. Außer meinem »jüdischen« Jugendfreund Herbert Strauss hatte ich fast nur christliche Freunde. Mit 13 Jahren wurde ich konfirmiert (in hebräisch: Bar Mitzvah). Meine Eltern machten eine große Feier in unserer schönen, komfortablen Wohnung. Nach jüdischem Gebot wurde ich in der Synagoge eingesegnet. Das heißt, daß ich an diesem Tag ein »Sohn der Pflicht« wurde. Damit war ich religiös volljährig. Verwandte kamen aus allen Teilen Deutschlands, ebenso die Ulmer Verwandtschaft. Ich schätze, daß wir 35 Personen waren.
Im darauffolgenden Jahr wurde meine Familie von einem schweren Schicksalsschlag getroffen: Mein Vater verschied infolge eines Herzleidens bereits mit 53 Jahren. Er war – für Ulmer Verhältnisse – ein frommer Mann gewesen. Das tröstete uns, denn wir wußten, daß er immer bereit gewesen war, dem Ruf des Königs zu folgen und vor dem Angesicht Gottes zu erscheinen. Er schloß die Augen für immer mit den hebräischen Worten »Adonoi Hu Elohim – der Ewige ist Gott«. Am Totenbett weilten außer meiner liebsten Mutter, meinem Bruder und mir seine Freunde, Dr. Hugo Wallersteiner, Zahnarzt Dr. Ernst Wolf und Rabbiner Dr. Julius Cohn. Die Beerdigung fand auf dem Neuen Jüdischen Friedhof unter Beteiligung einer großen Trauergemeinde aus allen Schichten der Ulmer Bevölkerung statt. Rabbiner Dr. Cohn hielt eine ergreifende Trauerrede, deren Nachschrift ich noch heute aufbewahre. Des weiteren sprach auch Dekan Mack, der erste geistige Würdenträger der katholischen Kirche in Ulm, am offenen Grab ein Gebet.
Nun stand meine Mutter mit 43 Jahren als Witwe da. Sie blieb Mitinhaberin der Firma L. Hilb & Co. So hatte sie wenigstens keine finanziellen Sorgen und konnte uns unmündigen Kindern eine sorgfältige Ausbildung geben. 1939 war sie zur Auflösung des Geschäfts gezwungen. In jenem Jahr wurde der Mantel der Firma an das bekannte Kaufhaus Breuninger verkauft.
1930 bis 1933 war ich in der »Höheren Handelsschule« der Stadt Ulm und schloß mit der mittleren Reife ab. Bis zum heutigen Tage habe ich noch ausge-

zeichnete Verbindungen mit meinen damaligen Klassenkameraden. Ich war bis zum Abgang im April 1933 Klassenvorstand. Keinem meiner Klassenkameraden fiel ein, mich von meinem Posten nach dem 31. Januar, also nach der Machtergreifung Hitlers, abzusetzen. Im April 1933 ging ich in die Lehre zu den Brüdern Landauer, die ein Kaufhaus in Stuttgart führten. Allerdings war in dieser Zeit mein Freundeskreis nur noch jüdisch. Dennoch hatte ich zu den christlichen Kollegen ein gutes Verhältnis. 1936 wurde das Kaufhaus der Brüder Landauer arisiert, und mir wurde gekündigt. Mit einem guten Zeugnis verließ ich die Firma und trat zur weiteren Ausbildung in die Kurz-, Weiß- und Wollwarenhandlung S.Gundelfinger in München ein, wo ich zum Schluß als Reisender die Interessen der Firma vertrat. Auch in München waren meine Freunde »jüdisch«.

Am 9. November 1938, der Kristallnacht, wurde ich verhaftet und kam ins Konzentrationslager Dachau. Ich war dort im Block der Münchner und Augsburger Juden. Ich traf dort auch die Juden aus Ulm, die in einem anderen Block waren. Zu meinem Erstaunen traf ich dort auch meinen Onkel Max Hilb und meinen Vetter Max Picard. In meiner Stube war auch der Augsburger Stadtrabbiner Dr. Jakob und der Münchner Oberkantor Hohenemser. Er hatte eine herrliche Stimme und manchen Abend munterte er uns durch religiöse Lieder auf.

Was soll ich über Dachau schreiben! So schreibe ich die Worte, die mir ein Freund in einem Tatsachenbericht über Dachau schrieb: »Die Erlebnisse in Dachau sind nur ein Glied in einer endlosen Kette von Not und Leid, die seit jenem 10. November 1938, dem ›schwarzen Tag‹ der Juden in Deutschland, über uns gekommen ist.«

Auf Grund eines fingierten Visums nach Peru, das mein 1938 nach Israel ausgewanderter Bruder an meine Mutter geschickt hatte, wurde ich nach sieben Wochen aus der Haft entlassen. Allerdings bekam ich die Auflage, innerhalb von sieben Wochen Deutschland zu verlassen. Dieser Auflage kam ich nach. Meine Cousine in Penarth bürgte für mich, so konnte ich ein Visum für England erhalten. Ich verließ Ulm Ende Januar 1939. Mit 50 Mark in der Tasche und sechs Koffern kam ich in London an. Ich wurde von meiner Cousine abgeholt und war sechs Monate ihr Gast in Penarth bei Cardiff. Mein Bruder schickte mir ein Permit, so daß ich mich im Juni 1939 als »Musikstudent« nach Palästina, dem späteren Israel, einschiffen konnte.

Als ich im Juni 1939 mit meinen sechs Koffern im Tel-Aviver Hafen ankam, holten mich mein treuer Freund Hans Gundel (Gundelfinger) und mein Bruder Kurt ab. Mein Bruder war bereits im Jahr zuvor nach Palästina ausgewandert. Er hatte eine schöne, unbeschwerte Jugend. Als bekannter Ulmer Sportler hatte er viele christliche Freunde. Sein Lieblingssport war Hockey, und er war Torwart der Hockeymannschaft des UFV 1894. Zudem war er ein erfolgreicher Tennisspieler. Nach der Schule hatte er eine Lehre im Kaufhaus Landauer in Augsburg absolviert; danach war er in die elterliche Firma L. Hilb & Co. eingetreten. 1938 wanderte er mit einem Kapitalistenzertifikat (damals 1000 englische Pfund), nach Israel, damals noch Palästina, ein. 1948 kämpfte er als einfacher Soldat für die Freiheit und Unabhängigkeit Israels. Nach Beendigung seiner Militärzeit gründete er ein Plastikunternehmen. 1953 heiratete er Frieda Postolzki, die bereits in Israel geboren war. Aus dieser Ehe sind zwei Kinder hervorgegangen,

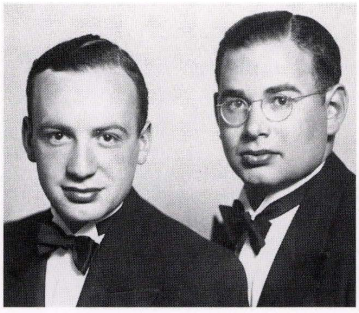
Liora, geb. 1954 und Gideon, geb. 1955. Kurt wanderte 1956 zurück nach Deutschland und ließ sich in Frankfurt nieder. Dort war er mit »Italienischen Textilvertretungen« sehr erfolgreich. Ich konnte nie verstehen, daß er nach Deutschland zurückgegangen ist. Leider starb mein Bruder nach schwerer Krankheit 1981 und ist in Frankfurt beerdigt. Sein Sohn Gideon ist Tennislehrer, und meine Nichte lebt als Schauspielerin in Italien.
Bis zum heutigen Tage ist mir unverständlich, daß wir unsere geliebte Mutter nicht vor dem schrecklichen Tode, vor den Gaskammern in Auschwitz, retten konnten. Alles, was die liebe Arme mitgemacht hat, ist nicht zu beschreiben. Die Sprache ist zu arm, um diesen Abschnitt des Lebens meiner geliebten Mutter zu beschreiben. Ich will noch einige Daten festhalten.
Mutter war sehr befreundet mit Hugo Moos, dem Vater von Alfred Moos, der seit 1953 wieder in Ulm lebt. Um zusammenzubleiben und den Weg nach Theresienstadt gemeinsam antreten zu können, haben sie am 19. Januar 1942 standesamtlich geheiratet. Sie kamen dann von Ulm aus ins Altersheim nach Herrlingen und haben dort gearbeitet. Als das Altersheim aufgelöst wurde, kamen sie nach Niederstotzingen. Am 22. August kamen sie zusammen mit weiteren 45 Ulmer Juden nach Theresienstadt. Hugo Moos starb dort am 18. Dezember 1942 an Blasenkrebs. Der Tod war eine Erlösung für ihn. Nach Zeugnis der Resi Weglein kam Mutter zusammen mit Alice Straßburger, der Witwe des Rabbiners Ferdinand Straßburger, am 29. Januar 1943 in einen Transportzug, höchstwahrscheinlich nach Auschwitz, und wurde dort vergast. Resi Weglein berichtete in einem Brief an Karl Moos, dem Bruder von Hugo Moos, am 25. Februar 1946:
»Es tut mir leid, daß meine Nachrichten nicht besser sein können. Vielleicht wissen Sie, daß Hugo und Jenny, nachdem sie geheiratet hatten, in das Altersheim nach Herrlingen kamen. Sie hatten hier, wie in Ulm vorher, in Gemeinschaft mit mir bei allen Abwandernden, wie man das so schön ausdrückte, wenn man die Juden nach Polen verschob, beim Packen geholfen und versucht, die Menschen aufzurichten. Manchmal gelang es, meistens nicht. In Herrlingen haben die beiden fleißig gearbeitet, und als das Altersheim nach Oberstotzingen verlegt wurde, siedelten sie dahin mit über, um mit dem verbliebenen Rest der überalterten Menschen dann im August 1942 nach Theresienstadt zu kommen. Als Hugo und Jenny noch hier waren, kamen sie täglich zu uns. Erstens besprachen wir alle Gemeinheiten, die man uns durch Beschlagnahme vieler Dinge vor der Evakuierung auferlegte, und dann kamen sie mit Hedwig Ury, der Witwe von Dr. Ury, zusammen häufig zum Radiohören. Wir waren die einzigen, die das Radio behalten durften. Unser Kreis war ja klein geworden, und wir hielten fest zusammen, hatten uns auch das Du angewöhnt. In Theresienstadt arbeitete Jenny als sogenannte Ordonanz in einer Krankenstube, das heißt, sie mußte Böden putzen, Wasser tragen und andere schöne Dinge tun. Hugo hatte im September/Oktober 1942 die Nachlässe der von unserem Transport Verstorbenen einzusammeln und abzuliefern. Das gab ebenfalls viele und schwere Arbeit, da ja täglich sehr viele Menschen starben. Dann wurde Hugo krank. Zuerst lag er etwa drei Wochen auf der Erde in einem Zimmer, in dem etwa 40 württembergische Männer lagen. Das tat er, damit Jenny öfters zu ihm kommen konnte, denn in den Krankenstuben war nur zu bestimmten Stunden

Besuch erlaubt, da wir viele Typhusfälle hatten. Als aber die Schmerzen zu groß wurden, Hugo litt an Blasen- und Prostataerkrankung, ging er doch in eine Krankenstube, und Jenny gab ihren Dienst auf, um immer bei Hugo sein zu können. Sie hat in den kurzen Wochen Übermenschliches geleistet, sowohl pflegerisch als auch indem sie den Rest ihrer Habe gegen Narkotika für Hugo tauschte, damit der Arme nicht zu sehr leiden mußte. Am 24. oder 25. Dezember 1942 (sic!) ist Hugo gestorben. Jenny wurde dann selbst krank, bekam auch eine Blasensache, erholte sich aber innerhalb von 14 Tagen ganz gut und ging wieder zur Arbeit. Ich kann Ihnen das deshalb so genau erzählen, da ich täglich nach den Freunden sah, wie sie dies auch bei meinem Kranksein (ich hatte im September die Ruhr) getan hatten. Von dem Hunger, den wir alle leiden mußten, kann ich Ihnen gar nicht erzählen. Es wurde als Glück angesehen, in einem Bett in Theresienstadt zu sterben. Leider, Jenny hatte nicht das Glück und kam am 29. Januar 1943 in einen Vernichtungstransport. Im gleichen Transport war Alice Straßburger. Es ist sehr traurig, daß so viel gute, aufopfernde Menschen diesen bitteren Weg gehen mußten.«

Lassen Sie mich noch zwei meiner Verwandten gedenken, die nicht eines natürlichen Todes gestorben sind: Hugo Sundheimer, der 1884 geborene Bruder meiner Mutter, gab sein Leben für sein Vaterland. Er starb als mehrfach ausgezeichneter Bataillonsadjutant bei den Kämpfen vor Soissons am 1. Juni 1918 an den tags zuvor erlittenen Verletzungen.

Gedenken möchte ich auch meinem Onkel, Sanitätsrat Dr. Max Picard (* 28. 6. 1865 in Wangen bei Baden), Hausarzt Kardinal Faulhabers, der sich am 21. März 1942 während einer Vernehmung in der Zollfahnungsstelle in München eine Überdosis Morphium spritzte, an der er vier Tage später starb.

Ich selbst war so glücklich, unversehrt nach Palästina gelangt zu sein. Bis zu meiner Verheiratung 1940 wohnte ich mit meinem Bruder zusammen. Ich habe mich vom ersten Tag an in Israel wohlgefühlt. Mit bescheidenen Mitteln, die mir mein Bruder zur Verfügung stellte, begann ich mit der Erzeugung von hygie-



Die Brüder Otto und Kurt Hilb, 1936.



Das Ehepaar Otto und Eva Hilb mit seinen Söhnen Rafael, Gabriel und Michael (v. l. n. r.), 1966.

nischen Damenbinden. Ich muß schon sagen, aus den kleinsten Anfängen heraus wuchs mein Unternehmen – den hiesigen Verhältnissen entsprechend – zu einer blühenden Fabrik. Ich erzeugte zudem noch Baby- und Kinderkonfektion und Damenschürzen. Als ich 1967 die Fabrik verkaufte, hatte ich ca. 35 Angestellte. Ich muß zu meiner Schande gestehen, daß ich nie beim jüdischen Militär war. Ich wurde befreit, da ich einen lebensnotwendigen Betrieb hatte und die Damenbinden für unsere Soldatinnen erzeugte.
Im Dezember 1940 heiratete ich meine Frau Eva, geb. Joseph aus Lübben im Spreewald, mit der ich bis zum heutigen Tage glücklich zusammen bin. Dieses Jahr feiern wir unsere Goldene Hochzeit. Aus unserer Ehe haben wir drei Söhne: Michael, geb. 8. 7. 1944, Rafael, geb. 8. 5. 1946, und Gabriel, geb. 1. 3. 1953. Unser Sohn Michael heiratete im Jahre 1970. Er ist Rechtsanwalt und seine Frau Elenita ist in Cuba geboren. Aus dieser Ehe haben wir drei Enkel: Scharon, geb. 1972, Rafael 1973 und Daniel 1981. Unsere Scharon geht dieses Jahr schon zum Militär.
Unser geliebter Sohn Rafael fiel im Sechs-Tage-Krieg. Er steuerte bei der Eroberung der Stellung Al-Kuba im Gazastreifen das Zahal des Kommandanten, das von einer Granate getroffen wurde. Fast alle Insassen waren auf der Stelle tot. Sein Tod war ein schwerer Schlag für uns, und bis zum heutigen Tage ist diese Wunde noch nicht vernarbt. Er fiel in dem Bewußtsein, daß sein Vaterland leben müsse.
Unser dritter Sohn, Gabriel, ist Mitglied der »Städtischen Autobuscorperative Dan«. Leider ist er bis zum heutigen Tage unverheiratet.
Wir haben eine schöne Drei-Zimmer-Wohnung, ein paar Minuten vom Meer. Wir führen ein geruhsames Leben. Seit 1980 bin ich im Ruhestand. In unserem Alter ist das Wichtigste Gesundheit, und da gibt es doch manchmal Zwischenfälle. Leider haben wir bis zum heutigen Tag noch keinen Frieden mit unseren Nachbarn, und das bedrückt mich. Ich sage immer, es soll nur nicht noch schlimmer werden. Gesicherte Grenzen ist das Wichtigste für uns, und das will die Welt manchmal nicht verstehen.

39 HANS LEBRECHT

Geb. 1915 in Ulm; Eltern: Wilhelm und Rosa Lebrecht; Maschinenschlosser; 1938 Emigration nach Palästina; Journalist; Bruder von Curt (Nr. 29) und Walter Lebrecht (Nr. 34).

Mein Urgroßvater Gabriel Lebrecht (1802–1861) war einer der ersten Juden, welcher sich nach der Judenvertreibung Ende des 15. Jahrhunderts und infolge der bürgerlichen Emanzipation während des ersten Drittels des 19. Jahrhunderts in Ulm niederlassen konnte. In Pflaumloch (heute Riesbürg) bei Nördlingen, wo meine Ahnen seit dem 16. Jahrhundert lebten, gründete er 1827 eine Lederhandlung, welche sich im Laufe der Zeit zur Lederfabrik Gabriel Lebrecht A. G. in Ulm entwickelte, welche 1939 »arisiert« wurde. Die auf einem Gelände zwischen der Wieland- und Talfingerstraße gelegene Fabrik mit ihren stinkenden Gerbergruben gehören mit zu meinen frühen Erinnerungen. Als Junge, wenn



Das letzte gemeinsame Bild der Familie Wilhelm Lebrecht:
Walter, Curt, Heyner, Rosa, Hans, Wilhelm Lebrecht (von links), Ostern 1936.

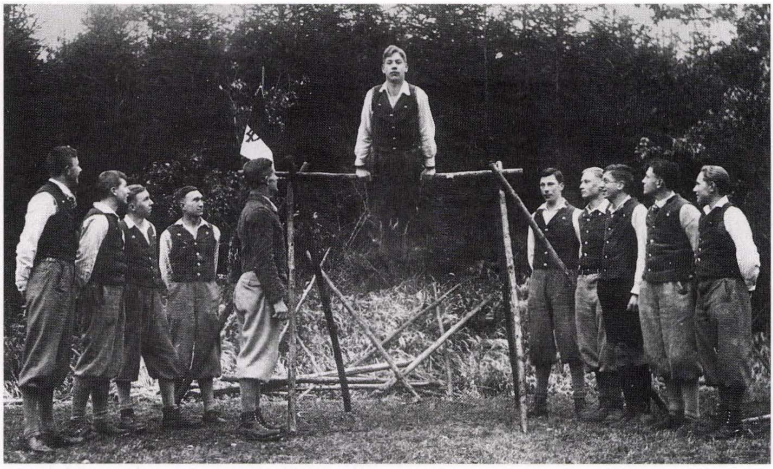
ich mit meinen Freunden einen Rundgang durch die Fabrik machte, war ich immer darauf stolz, daß mir der Gestank nichts ausmachte, weil ich mich seit früher Kindheit daran gewöhnt hatte.
Mein Großvater Heinrich Lebrecht (und seine Frau Julie, geborene Götz) lebten in der Langestraße, in welcher im Hinterhof die Färberei Pietsch war. Ältere Bürger können sich vielleicht noch an meine 1934 verstorbene Großmutter erinnern, die auch im hohen Alter noch eine äußerst schöne und intelligent aussehende Erscheinung war. Eine ihrer Töchter, Elise Lebrecht, damals 18 Jahre alt, durfte 1890 als die schönste Jungfrau der Stadt auf einem Schimmel dem festlichen Umzug zur Einweihung des fertiggebauten Münsters voranreiten.
Mein Vater Wilhelm war das jüngste der 10 Kinder von Heinrich und Julie. Nachdem seine älteren Brüder Gustav und Oskar starben, wurde er Ende der 20er Jahre Generaldirektor der Firma. 1910 heirateten er und meine Mutter Rosa, geborene Kohn, aus Nürnberg. Vier Söhne (Curt Max, geb. 1911; Walter, geb. 1913; Hans, geb. 1915; Heynrich, geb. 1919) belebten die Wohnung in der Zeitblomstraße am Charlottenplatz. Der (heute bebaute) Charlottenplatz war ein leerer, mit Ahornbäumen umsäumter Platz. Er diente einstmals als Exerzierplatz der königlich-württembergischen Garnison. Während meiner Kinderjahre wurde dort am Sonntag vormittag die Feuerwehr gedrillt, die mit großem Gebimmel und Getute angebraust kam. Ich war begeisterter Feuerwehrmann. Meine Eltern schenkten mir eine kleine Feuerwehruniform mit Helm und Holzaxt. Die großen Feuerwehrleute kannten den kleinen, vielleicht vier- bis fünfjährigen Lausbub, und ich durfte »mit dabeisein«, wenn sie auf dem Platz übten. Das größte Glück für mich war damals, wenn der Feuerwehrhauptmann manchmal erlaubte, daß ich ein Stück auf einem der Autos mitfahren durfte.

Für mich war es damals ganz klar, daß ich, wenn ich mal groß sein werde, Feuerwehrhauptmann sein würde. Endgültig wurde ich von diesem Traum erlöst, als ich das schreckliche Schauspiel des Großbrandes, dem der »Neue Bau« zum Opfer fiel, erlebte. Niemals werde ich den Anblick des noch brennenden und rauchenden Neuen Baus, märchenhaft von einem dichten Mantel, von den Feuerspritzen gezauberten Eiszapfen umhüllt, vergessen. Für mich damals Neunjährigen waren da böse Geister im Spiel, die mit ihrem Feuer- und Eiszauber den Neuen Bau zerstört hatten.
Im Winter diente der Charlottenplatz als Schlittschuh-Rummelplatz. Und dann waren da die Zirkusse, für welche wir Kinder des Platzes Freikarten erhielten. Zwischen meiner Mutter und der alten Dame des Zirkus »Krone« entwickelte sich eine enge Freundschaft, und sie war ein gerngesehener Gast beim Nachmittagskaffee bei uns, solange das Zirkuszelt auf dem Platz vor unseren Fenstern stand. Ich war 10 Jahre alt, als wir in unsere schöne, neuerbaute Villa mit dem sie umgebenden Garten in der Steinhövelstraße zogen.
Der Charlottenplatz begleitete mich aber noch lange danach. Während der 13jährigen Schulzeit in der Keplerschule, von der Grundschule bis zur Realschule, deren häßliche Turnhalle die Südseite des Platzes nicht gerade schmückte, wurden wir Schüler auf und rund um den Charlottenplatz von unseren Turnlehrern »geschlaucht«.
Mein Vater war ein großer Musikliebhaber. Er spielte Bratsche (Viola) nicht nur im Symphonieorchester der »Liedertafel«, sondern mit Freunden zusammen im nach ihm benannten Lebrecht Streichquartett. Die wöchentlichen Quartettabende zu Hause gehören ebenfalls zu meinen frühen Erinnerungen. Es muß in den frühen 20er Jahren gewesen sein, als der Ulmer Maler Ludwig Moos, ein guter Freund meiner Eltern, ein karikaturistisches Bild – »Das große und das kleine Lebrecht-Quartett« – malte. Links oben das große Quartett – die »erste Geige«, Fräulein Else Lang, die zweite Geige der Handelsschullehrer, Studienrat Otto Wiegandt, der Cellist Eugen Roth (welcher viel später Else Lang heiratete) und mein Vater, um die Stehlampe mit dem grünen Schirm musizierend – und unten links das »kleine Quartett« – mein großer Bruder Curt, der seinen trompetenblasenden Bruder Walter verprügelt, der trommelrührende Hans mit einem Feuerwehrhelm auf dem Kopf und mein brüllender kleiner Bruder Heyner, der noch auf dem Topf sein Geschäft verrichtet. Wo das Bild geblieben ist, oder ob es noch existiert, weiß ich nicht, aber ich habe es noch gut in Erinnerung. Mit Ludwig Moos und seiner Frau, die er nach seiner Auswanderung in Palästina kennen und lieben lernte, unterhielten wir, meine Lebensgefährtin Tosca und ich, enge Freundschaftsbande, als er in Ramath-Gan und wir im benachbarten Givatayim wohnten, die bis zu seinem Tod aufrechterhalten blieben. Von 1940 bis 1945 arbeiteten wir beide in der von dem Ulmer Leo Kahn gegründeten Textildruckerei »Palestine Textile Printing« – Ludwig Moos als Musterdesigner, ich als erster Maschinist.
Das Thema des »großen« Lebrecht-Quartetts um die Stehlampe herum erschien dann nochmals in der, ebenfalls von Ludwig Moos geschaffenen kupfernen Wetterfahne, die der Künstler uns 1925 zum Einzug in die neue Villa schenkte (eine Abbildung davon gibt es im Ulmer Museum). Diese Wetterfahne mußte 1936 vom Dach herunter, nachdem ein Nazi-Schmierblatt einen gehäs-

sigen Artikel veröffentlicht hatte, welchem zufolge »der Jude Lebrecht die deutschen Goyim um sich im Winde tanzen läßt«. Das war schon, nachdem das Quartett nicht mehr existierte, weil es dem Studienrat Wiegandt und dem städtischen Beamten Roth verboten wurde, mit dem »Juden Lebrecht« zu musizieren, wenn sie ihre Arbeit behalten wollten. Mein Vater rührte seitdem, bis zu seinem Tod im hohen Alter in Brasilien, seine Bratsche nicht mehr an.
Meinen Eltern gelang es erst im Juni 1941 nach den USA auszuwandern. Die USA war zu jenem Zeitpunkt noch nicht direkt am Krieg beteiligt. Später übersiedelten sie nach Blumenau in Brasilien. Der »Lift«, wie man damals große Kisten zur Verfrachtung der Habseligkeiten nannte, in dem alles, was meine Eltern mitnehmen konnten oder durften, erreichte niemals New York. Einige Zeit später erhielten meine Eltern von einer Versicherungsgesellschaft eine gewisse Entschädigung für den Verlust des Liftes, der angeblich mit einem von einem deutschen U-Boot versenkten Frachter im Mittelmeer versank. Nach dem Krieg erhielten meine Eltern ein Schreiben des Direktors des Ulmer Museums mit der Mitteilung, daß das Museum bei einer 1941 in Konstanz stattgefundenen Versteigerung das Gemälde eines italienischen Meisters erworben habe, von dem er wußte, daß dieses im Besitz meiner Eltern bis zu ihrer Auswanderung war. Er hätte es den Krieg über in den Gewölben des Museums für meinen Vater aufbewahrt. Meine Eltern dankten und gaben gerne ihr vom Museum erbetenes Einverständnis, daß das Museum das Meisterwerk ausstellen könne, bis sich eine Gelegenheit biete, es zurückzuerstatten. Das Gemälde wurde dann auch vom Museum an meine Eltern, als sie 1951 zum ersten Mal nach dem Krieg Ulm besuchten, zurückgegeben. Eigentlich hätte dieses Gemälde mit ihren anderen verlorenen Sachen auf dem Meeresgrund liegen sollen. Es stellte sich aber heraus, daß die ganze Geschichte mit dem Verlust des Liftes gar nicht stimmte. Der Lift, wie so viel anderes Auswanderungsgut jüdischer Bürger, verließ niemals die deutsche Grenze. Dagegen wurden die wertvolleren Gegenstände von den SS-Grenztruppen verscherbelt.
Die Lebrecht'sche Lederfabrik in der Wielandstraße wurde nach der »Reichspogromnacht« arisiert. Den Krieg über diente das Gelände als Lager der benachbarten Pflugfabrik Eberhardt. Schon kurz nach dem Krieg begannen ehemalige Arbeiter des Betriebes Aufräumungsarbeiten zu leisten, da sie in ihrem früheren Arbeitsplatz auch einen zukünftigen erwarteten. 1948 wurde die Fabrik zurückerstattet. Mein Vater und mein Vetter Otto Lebrecht, der inzwischen eine Lederwarenfabrik in der Schweiz betrieb, beschlossen, das Ulmer Unternehmen erneut in Gang zu bringen. Es wurde dort wieder Leder gegerbt. Aber Mitte der 50er Jahre mußte die Firma liquidiert werden.

Die guten und schlechten Jugendjahre

Mein bester Freund und »Spezel« während all meiner Kinder- und Jugendjahre war Hans Löwenthal (heute Henry Lowen). Ich hatte aber immer viele andere Freunde – zuerst rund um den Charlottenplatz und Umgebung, dann Klassenkameraden, und später verknüpften mich enge Freundschaftsbande mit den Kameraden der Riege im »Turnerbund«, die wir »Gruppe Spätzle« nannten.



Mitglieder der Turnbund-Gruppe »Spätzle« mit Hans Lebrecht (rechts außen), 1932.

Zu den nichtjüdischen Schulfreunden, die zu meinen besten Freunden zählten, waren da unter anderen Josef Rapp und Siegfried Langguth, die auch bei den »Spätzle« mit dabei waren, sowie Siegfried Sommer, dessen Vater als Bahnwärter mit seiner Familie in einem ganz romantisch gelegenen Bahnwärterhaus im Örlinger Tal arbeitete und wohnte.
Vor Ostern 1934 – damals endeten die Schuljahre an Ostern – rief mich der Direktor der Realschule, Prof. Weller, zu sich ins Amtszimmer und teilte mir mit, daß ich laut Anordnung der Behörden die Schule (ein Jahr vor dem Abitur) verlassen müsse, da Juden nicht mehr zu dem Abiturexamen zugelassen würden.
Mein Vater wollte mich in die Schweiz oder nach Holland schicken, um die Reifeprüfung dort zu absolvieren und dann weiter ein Ingenieurstudium zu beginnen. Ich aber war der Meinung, man müsse sich zur Auswanderung am besten mit dem Erlernen eines praktischen Berufes vorbereiten. So begann meine Lehrzeit als Maschinenschlosser in der mechanischen Werkstatt »Zobel & Beck«, die in einem der Höfe des Zeughauses ihr Zuhause hatte. Meinen besten und treuesten nichtjüdischen Freund, Rudolf Bloching, lernte ich dann in der Maschinenschlosserlehre kennen. Ich werde noch auf ihn zurückkommen.
Ich hatte damals schon keine Illusionen mehr über eine Zukunft der Juden in dem von Nazis beherrschten Deutschland. Meine persönlichen Erfahrungen mit Schul- und Sportfreunden, mit welchen ich schon seit 1930/31 über den Aufstieg und dann der Tatsache der Nazipolitik Juden gegenüber viel diskutiert hatte, oder mit meinen »Freunden«, die mich ab März 1933 nicht mehr kannten und grüßten, hatten mich eines Besseren belehrt.

Dazu gehörte z. B. Siegfried Spieß, welcher gegenüber von uns in der Steinhövelstraße wohnte. Wir bauten einen Stoffzeppelin, den wir auf einem Drahtseil zwischen seinem und meinem Schlafzimmer »verkehren« ließen und welcher in seiner Gondel unsere »Post« beförderte. Dann kauften wir aus alten Postbeständen Telephone mit Handkurbeln und legten eine private Telephonleitung zwischen unseren Schlafzimmern an. Wir spielten Schach, oftmals per Telefon bis spät nachts, wenn uns unsere Eltern schlafend wähnten, und wir lasen dieselben Bücher.

Am Tage nach den Wahlen im März 1933 fand ich die Zeppelin- und Telephonkabel gekappt, und Siegfried kannte und grüßte mich nicht mehr. Ich muß ihm aber zugute halten, daß ich, schon in Tel-Aviv wohnend, noch vor dem Krieg, eine Postkarte von ihm, wenn ich mich nicht täusche, aus Bermuda, erhielt, in welcher er mir wohl bezeugen wollte, daß alte Freundschaft nicht rostet. Er schrieb, daß er zu jener Zeit bei der deutschen Marine seinen Militärdienst absolvierte. Erst viel später erfuhr ich, daß er damals dem »Dritten Reich« den Rücken gekehrt hat und seit 1939 in Kolumbien lebt.

Mein Freund Siegfried Langguth wollte mir noch Anfang 1934 einreden, er wisse genau, daß die Nazis nichts gegen »anständige Juden« wie mich hätten, sondern »nur gegen Schwindler, Spekulanten und polnische Juden...«. Ich antwortete ihm, er solle mal das Buch »Mein Kampf« von seinem neuen Führer lesen, dann würde er eines anderen belehrt werden. Er meinte es sicher damals noch gut. Später verlor ich ihn aus den Augen, da auch er nichts mehr mit mir zu tun haben wollte – oder Angst um seine Zukunft haben mußte.

Im Frühjahr 1935 wurden die Juden aus den Turn- und Sportverbänden entfernt. Die Riegen der Jungturner, darunter auch meine »Spätzle«, wurden »gleichgeschaltet« und in die Hitlerjugend eingereiht. Ich erinnere mich noch gut und gerne an den wirklich schmerzlichen und herzlichen Abschiedsabend, den mir meine langjährigen Jugendfreunde bereiteten. Den Stich mit dem Bild des Zundeltors mit den warmen Abschiedsworten auf der Rückseite begleitete mich noch viele Jahre durch die Welt und bleibt immer bei mir im Herzen aufbewahrt – wurden doch solche Freundschaftsbeweise immer seltener.

Aber während ich davon schreibe, fühle ich die angenehme Pflicht, auch von den rühmlichen Ausnahmen zu berichten – wohl bemerkt: Ausnahmen.

Da war meine erste wirklich große Liebe: Maria H. Ich lernte sie kurz nach Beginn meiner Maschinenschlosserlehre (1934) kennen. Sie wohnte in der Hahnengasse und arbeitete in einer ebenfalls im Zeughaus gelegenen Strumpffabrik. Sie war nicht wenigen Schikanen und Drohungen wegen ihrer Beziehungen mit mir ausgesetzt, wußte ihnen aber lange Zeit zu trotzen. Als sie dann, nach nahezu einem Jahr leidenschaftlicher Liebe, dem Druck nachgab und »Schluß mit mir machte«, litt ich noch lange schwer darunter. Noch lange danach, als ich schon nicht mehr in Ulm war, schrieb ich ihr in meiner Naivität einen Brief und schlug ihr vor, daß wir beide Deutschland verlassen sollten, um die »Nürnberger Gesetze« zu umgehen und im Ausland zu heiraten. Ich erhielt nie eine Antwort.

Rudolf Bloching wurde einige Zeit nach der »Gleichschaltung« der Turnerjugend bei einem Appell der Hitlerjugend »befohlen«, seine Freundschaft mit dem Juden Hans Lebrecht abzubrechen, andernfalls könne er nicht bei der HJ

bleiben. Ohne Zögern riß er die HJ-Binde vom Arm und verließ den Appell auf Nimmerwiedersehn. Das war damals eine gewagte Tat. Wir blieben gute Kumpel bis zu meiner Ausreise nach Palästina im Herbst 1938. Als der Krieg ausbrach, war Rudolf wie alle wehrfähigen Deutsche meines Alters im Wehrdienst. 1940 wurde er in Frankreich schwer verwundet und kehrte als 80prozentiger Invalide nach Ulm zurück.
Juden erhielten nach Ausbruch des durch die Nazis angezettelten Krieges nur noch minimalste Hungerrationen. In Ulm mußten die 1940 noch anwesenden jüdischen Familien in ein gemeinsames Haus ziehen, das streng bewacht wurde. Solange meine Eltern noch in Ulm waren, d. h. bis Juni 1941, besuchte sie Rudolf hie und da und brachte ihnen heimlich Lebensmittel. Das war ein gefährliches Unternehmen und konnte schwer bestraft werden.
Klar war, daß ich bei meinem ersten Besuch in Ulm nach dem Krieg – 1951 – meinen treuen Freund Rudolf suchte. Die Stelle, an welcher das Haus auf der Insel stand, in welchem er wohnte, war ein Bombenkrater. Ich fand ihn aber doch. Er war damals sozialdemokratischer Abgeordneter im Stadtrat in Neu-Ulm. Sein Geschick war, daß er 1944, obwohl schwerkriegsbeschädigt, nochmals zum Wehrdienst einberufen und an die Ostfront geschickt wurde. Er fiel in russische Kriegsgefangenschaft. Im Gefangenenlager redigierte er eine antifaschistische Lagerzeitung. Kurz nach Kriegsende wurde er nach Hause entlassen.
Rudolf war übrigens nicht der einzige, der meinen Eltern in der Not beistand. Unsere ehemalige Hausangestellte Emmy Sautter aus Söflingen besuchte meine Eltern ebenfalls, sogar des öfteren, um sie zu ermuntern und mit Lebensmitteln zu unterstützen. Ich halte sie noch in lieber Erinnerung wegen der engen Freundschaftsbeziehungen während meiner Jugendzeit; bei ihr, die mir die ältere Schwester vertrat, konnte ich mein Herz ausschütten, wann immer es von Nöten war und meine Eltern wenig Verständnis für meine Jugenddummheiten hatten. Nach Erlassung der rassistischen »Nürnberger Gesetze zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre«, das weiblichen Hausangestellten unter 45 Jahren untersagte, bei Juden zu arbeiten, mußten auch wir von unserer lieben Emmy schweren Herzens Abschied nehmen.
Ich selbst war ja nicht mehr zu Hause, als Nazideutschland den Weltbrand entfachte. Am 30. September 1935, also nach eineinhalb Jahren Lehre, rief mich mein Meister Zobel in sein Büro und eröffnete mir, er sei von der Handwerkskammer »gezwungen« worden, mich ab 1. Oktober (also am nächsten Tag) zu entlassen. Da Herr Zobel gerade zu dieser Zeit der Vorsitzende der Kammer war, so hegte ich damals, zu Recht oder Unrecht, Zweifel, ob seine Hand ganz unschuldig an der Entlassung war. Ich konnte meine Lehre in einer großen Maschinenfabrik in Neiße in Oberschlesien (heute Nyssa in Polen) fortsetzen. Dort wurde ich bis Anfang Oktober 1936 geduldet. In Neiße schloß ich Freundschaft mit einigen wenigen Arbeitern, die im antifaschistischen Untergrund tätig waren und ausschlaggebenden Einfluß auf meinen weiteren Lebensweg hatten.
Als ich auch von Neiße wegmußte, kam ich zu einem kurzen Aufenthalt nach Ulm zurück. Dieser Heimataufenthalt war ebenfalls einschneidend für meine weitere Zukunft: Lernte ich doch dabei meine Lebensgefährtin Tosca kennen

und lieben. Sie war die Tochter des letzten Kantors an der Ulmer Synagoge und Direktor und Lehrer der jüdischen Schule, Rudolf Loewy, und seiner Frau Margarete, die von 1935 bis 1940 in der Herdbruckerstraße wohnten (und aus mir unbekannten Gründen heute nicht unter den ehemaligen jüdischen Bürgern Ulms registriert sind, obwohl sie Bürger in Ulm waren, wenn auch als aus dem Saarland nach dessen »Rückkehr ins Reich« zugezogene »Reigschmeckte« galten). Nach Auflösung der jüdischen Schule in Ulm übernahmen meine Schwiegereltern einen Posten im jüdischen Waisenhaus in Breslau. Von dort wurden sie im November 1941 nach Riga deportiert und von den Nazis ermordet.
Meine Lehrzeit konnte ich dann in der »Badischen Maschinenfabrik« in Durlach bei Karlsruhe beenden, und im Mai 1937 war ich der stolze Inhaber eines Facharbeiterbriefes als Maschinenschlosser-Geselle. Über eine Episode aus der Gesellenprüfung möchte ich meinen Lesern doch noch erzählen: Nach Ablieferung und Begutachtung eines Gesellenstücks – ich konstruierte einen Maschinenteil einer Zündholzmaschine – und den anderen praktischen Prüfungen am Werkstock und der Drehbank usw., kamen die theoretischen Prüfungen, welche drei weitere Tage beanspruchten. Ganz zuletzt kam die Prüfung über Staatsbürgerkunde. Jeder der Anwärter wurde einzeln in einen Raum geführt, in welchem an Tischen Vertreter aller Naziorganisationen saßen, so 20 an der Zahl. Sie begrüßten mich mit dem Hitlergruß. Ich nickte mit dem Kopf und sagte stolz »Guten Tag«, ohne den Arm zum Hitlergruß zu erheben. Den verblüffte Gesichter schneidenden Nazis erklärte ich: »Um keinen Irrtum aufkommen zu lassen, ich bin Jude« (vielleicht war ich in der Geschichte der Karlsruher Gewerbekammer der erste Jude, der eine Gesellenprüfung ablegte, bestimmt aber während der Nazizeit). Während alle nichtjüdischen Gesellen-Anwärter über die Geburtstage und andere »staatswichtige« biographische Daten Hitlers und seiner führenden Kumpane abgefragt wurden, fragte mich der Vorsitzende der Nazigesellschaft, der offensichtlich nicht wußte, was er mit dem eigenartigen Juden anfangen sollte, nur einschlägige Fragen aus der älteren deutschen Geschichte, in welcher ich gut bewandert war.
Ich muß dem hinzufügen, daß ich zu dieser Zeit schon enge Verbindungen mit dem antifaschistischen Untergrund unterhielt.

Sturm- und Drang-Jahre

Die Erziehung, welche ich zu Hause erhielt, war eine bürgerlich-liberale und national-deutsche. Mein Vater war ein politisch ziemlich naiver deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens, wobei der Glaube eine nur kleine Rolle spielte. Meine Mutter war schon in einem völlig nichtreligiösen Hause aufgewachsen. Die Synagoge besuchten wir nur an den drei oder vier großen jüdischen Feiertagen, und ich glaube sogar, auch nur um gesehen zu werden. Die Religionsstunden in der Schule durfte ich vom Elternhaus her ungestraft schwänzen.
Mein Vater war immer stolz darauf, im Ersten Weltkrieg Leutnant der königlich-württembergischen Artillerie und Träger des Eisernen Kreuzes gewesen zu sein. Selbst als die Nazis schon am Ruder waren, blieb mein Vater hartnäckig in seinem Vertrauen auf die Aufrichtigkeit und Liebe für Demokratie und Frieden

der Deutschen, die »doch die Nase voll vom Krieg« hatten, bestehen. Für ihn waren damals noch alle anderslautenden Berichte über die politischen Massenverhaftungen und Nazigreuel in Konzentrationslagern eben »Greuelmärchen«, denen man keinen Glauben schenken sollte. Ich glaube, es war die letzte Ohrfeige, die ich von meinem Vater erhielt, als ich ihm Herbst 1934 erzählen wollte, was mein Riegenleiter im Turnerbund, der Polizist war, nach einem mehrwöchigen Dienst im Konzentrationslager Heuberg über die unmenschliche und schikanöse Behandlung bis zum Totschlag der politischen Häftlinge dort berichtete. Mein Vater wollte einfach nichts davon wissen. (Der Riegenleiter der »Spätzle« – sein Familienname war Staib – verließ danach die Polizei. Über sein weiteres Geschick ist mir nichts bekannt.)

Wie viele gute deutsche Spießbürger war auch mein Vater davon überzeugt, daß die Prophezeiung des kommunistischen Kandidaten bei den 1932 stattgefundenen Reichspräsidentenwahlen »Wer Hindenburg wählt, wählt Hitler, wer Hitler wählt, wählt Krieg« nur antideutsche »Propaganda aus Moskau« gewesen sei. Ich war schon damals durch meine bei Diskussionen mit Schulkameraden gewonnenen Erfahrungen anderer Meinung und hatte manche Auseinandersetzungen mit meinem Vater.

Während ich meinen Vater nur Zeitung und niemals ein Buch lesen sah, war meine Mutter eine sehr belesene und gebildete Frau. Niemals werde ich die zahlreichen Abende vergessen, an welchen meine Mutter mit uns heranreifenden Jungens und einigen unserer Freunde mit verteilten Rollen die klassischen Dramen von Goethe, Schiller und anderen Klassikern las. Vater nahm daran niemals Anteil. Mit meiner Mutter verstand ich mich viel besser, und ich hatte immer das Gefühl, daß sie, zwar taktisch schweigend, meine Ansichten bei diesen 1932 beginnenden Auseinandersetzungen mit dem Vater teilte.

Außer den kulturbildenden Abenden mit Mutter im Zentrum und der Liebe für klassische Musik, die ich im Elternhaus erwarb, bestand meine Lektüre – jedenfalls bis 1932 – in der national-deutschen Jugendzeitschrift »Der gute Kamerad«, der die »Kriegshelden« der kaiserlichen Armee und Flotte, zusammen mit »Deutschland, Deutschland über alles« in den Himmel hob, sowie Bücher über diese Kriegshelden. Friedrich II. von Preußen – Fridericus Rex – war unser Vorbild, wobei man kaum etwas von dessen, für seine Zeit aufgeschlossene Philosophie wissen wollte, sondern nur seine kriegerischen Taten – oder eher Untaten – anhimmelte. Mitte der 20er Jahre spielten wir, mein Bruder Walter und ich, zusammen mit einigen engeren Freunden Fridericus Rex. Meine Mutter fertigte weiße Perücken und Dreispitzhüte an, und wir kämpften gegen die Österreicher und andere Feinde Preußens mit Holzschwertern, Lanzen und Holzmusketen. Natürlich gehörten zu unserer Literatur auch sämtliche Bände der Karl-May-Abenteuerromane. Es war wohl kaum Zufall, daß mit dem Heranreifen und der Suche nach fortschrittlicherem Gedankengut ich die Liebe zur französischen Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts entdeckte (im Bücherschrank meiner Mutter fand ich so ziemlich alles, was dazu gehörte), die einige Jahre lang zu meinen Hobbys gehörte.

Bei alldem waren wir eng mit unseren nichtjüdischen Freunden verbunden und fühlten keine Schranken – bis eben der nazistische Ungeist so um Beginn der 30er Jahre um sich zu greifen begann.

Aufklärung

Als ich im Mai 1929 als 13–14jähriger Junge in den Zeitungen von den blutigen Zusammenstößen zwischen Polizei und Kommunisten im Berliner Arbeiterviertel Wedding las, fragte ich meinen Vater, was das wohl seien, die Kommunisten, die da schießen und erschossen wurden. Seine Antwort war: Genau weiß ich das auch nicht (wahrscheinlich wollte er es nicht wissen oder mir sagen), aber es sei kein Unterschied zwischen den antisemitischen Nazis und den Kommunisten. Im übrigen, wenn ich mich dafür interessiere, solle ich doch unseren Gärtner fragen, der sei Kommunist. Ich weiß bis heute noch nicht, ob dieser Herr H. wirklich Kommunist war oder nicht. Jedenfalls habe ich den Gewohnheitssäufer niemals nüchtern gesehen. Er verprügelte im Suff seine arme Frau und machte ihr jedes Jahr ein Kind. Meine sozial-philanthropisch gesinnte Mutter sandte uns Kinder oftmals zu der in einem Dachgeschoß in der Kohlgasse wohnenden, manchmal von den Prügeln ihres Mannes übel zugerichteten Frau, um ihr und ihrer Kinderschar Lebensmittel und Medikamente zu bringen. Für mich war also damals der Prototyp eines Kommunisten ein Säufer, der seine Frau verprügelt und Kinder macht, und hätte mir niemals vorstellen können, daß ich selbst mal Kommunist sein würde.

Trotz alledem muß ich beichten, daß ich mich von dem Rummel nach der »Machtübernahme« Hitlers irremachen ließ. »Die werden es mit dem blöden Antisemitismus schon nicht so schlimm meinen«, dachte ich, beeinflußt von der spießbürgerlichen Meinung im Elternhaus, und lief einige Wochen lang den Nazis nach.

Die Ernüchterung aus diesem Irrtum kam aber sehr schnell. Einige meiner Schulkameraden und Lehrer, die plötzlich in Naziuniformen herumliefen, sowie der von den Nazis am 1. April durchgeführte Boykott der Geschäfte in jüdischem Besitz, belehrten mich eines Besseren.

An jenem 1. April 1933 erlaubten wir uns, mein ältester Bruder Curt und ich, einen »Aprilscherz«. Wir guckten uns in der Stadt um, betrachteten die mit weißer Farbe beschmierten Schaufenster der Geschäfte jüdischer Besitzer: »Deutsche, kauft nicht beim Juden« und Hakenkreuze. Vor den Geschäftseingängen standen Posten von mit Schlagstöcken und Revolvern ausgerüsteten SA-Männern. Möglichen Kunden, welche trotz des Boykottes oder demonstrativ solidarisch mit den Geschäftsinhabern eintreten wollten, wurden von den SA-Rowdys mit Schimpfworten oder auch tätlich daran gehindert. Diese Aktion der Nazis ging uns dann doch zu weit, und wir beschlossen spontan, etwas zu unternehmen. Wir gingen, ohne Illusionen zu hegen, mehr aus Spaß auf die Polizeidirektion im Neuen Bau und ließen uns beim Polizeidirektor Wilhelm Dreher anmelden. Dieser war ein alter Nazi und SA-Oberscharführer, der früher in der Pflugfabrik Eberhard gearbeitet hatte und nun von seiner Partei als Hüter des Gesetzes in Ulm eingesetzt war.

Dreher empfing uns sogar, was mir bis heute noch unerklärlich ist. Wir fragten ihn, ob denn die Polizei schlafe und nicht sähe, was da auf den Straßen vorgehe, wo Bürger der Stadt von SA-Leuten beschimpft und belästigt sowie Geschäfte beschmutzt und beschädigt werden. Dreher hörte uns ruhig an. Dann sagte er, er habe davon gehört, könne aber nicht vor jeden jüdischen Laden Polizisten

hinstellen, um sie vor Übergriffen der SA zu schützen. Er riet uns, wenn wir eine ungesetzliche Handlung eines SA-Mannes sehen würden, diesen doch zur Polizei zu bringen. Dann könne er was machen... Die Sache ging ja gut aus. Ich weiß nicht, was ein anderer Nazi-Polizeichef mit uns »frechen Judenjungen« gemacht hätte.
Übrigens, ich muß W. Dreher auch zugute halten, daß er am Vorabend der Reichspogromnacht (von den Nazis als »Kristallnacht« verniedlicht, als ob nur Glas und Kristall zertrümmert und nicht auch Menschen umgebracht und gepeinigt worden wären) einige jüdische Bürger gewarnt hatte. So rief er z.B. meinen Vetter Otto Lebrecht an und riet ihm, die Nacht nicht zu Hause zu verbringen, da die SA etwas vorhätte. Otto rief meinen Vater und Bruder Curt und, soviel ich weiß, noch ein paar Bekannte an. Otto hielt sich an den Rat und wurde nicht von den SA-Schergen verhaftet. Curt glaubte der Warnung nicht und wurde auf den Weinhof verschleppt und grausam verprügelt und nach Dachau verfrachtet. Meinem Bruder Heyner und seinem Freund Sternweiler gelang es, noch am Vorabend gewarnt, mit der Eisenbahn nach München zu fahren. Als sie dort am Bahnsteig die SA-Kerle erblickten, wie sie Leute abfingen, blieben sie im Zug sitzen und fuhren zwei Tage lang zwischen München und Stuttgart hin und zurück, ohne die Bahnhöfe zu verlassen.
Curt wurde nach einigen Wochen aus Dachau entlassen, mußte aber binnen 24 Stunden Deutschland verlassen. Er traf sich im Fürstentum Liechtenstein mit seiner damaligen Frau Ilse, geb. Bergmann, aus Laupheim. Von dort wanderten sie in die USA aus. Nach seiner Scheidung heiratete er Lotte, geb. Metzger, aus Stuttgart. Curt meldete sich freiwillig zur USA-Armee, als diese in den Krieg eintrat. Schon auf deutschem Boden, bei Aachen, wurde er schwer verwundet. Nach einigen Operationen und langen Lazarettbehandlungen wurde er aus der Armee entlassen. Als USA-Bürger wanderte er danach nach Brasilien aus und übernahm in Blumenau (Staat Catarina) eine Schokoladenfabrik, die er, zusammen mit meinen Eltern, 1939 von einem Auslandsdeutschen, der unbedingt »heim ins Reich« wollte (was ihm aber dann infolge des Krieges nicht gelang), erworben hatte. 1985 verschied Curt im Alter von 74 Jahren. Er hinterließ einen Sohn, Franklin, und eine Tochter, Barbara, die beide in Brasilien leben.
Mein Bruder Walter mußte 1933 sein Rechtsstudium aufgeben. 1935 trat er einer Gruppe »deutsch-jüdischer Jugend« bei, welche in Anbetracht der notwendigen Auswanderung auf einem Gut in Schlesien Landwirtschaft erlernte. Er blieb aber nicht bei der Gruppe (die später in Argentinien eine Siedlung gründete), sondern wanderte nach Chile aus. Ebenfalls von einem Deutschen, den es »heim ins Reich« drängte, erwarben meine Eltern für ihn eine kleine Farm in Contulmo im Süden Chiles. Die Landwirtschaft geriet aber bei ihm in den Hintergrund, und er etablierte sich als Buchhalter und Steuerberater. Er heiratete eine Chilenin, Raquela, die vor einigen Jahren verstarb. Walter hat fünf Söhne und eine Tochter.
Unser jüngster Bruder, Heyner, erlernte noch das Gewerbe eines Kochs, konnte aber die Lehre nicht beenden. 1939 verließ er Ulm. Über die Sowjetunion erreichte er Wladiwostok. Geld hatte er keines, und er ließ sich auf einem Frachter als Kochgehilfe anwerben. Nach kurzem Aufenthalt in Tokio ging er wieder

als Schiffskoch auf See. In Panama angekommen, verließ er das Schiff, kaufte sich von seiner letzten Heuer ein Pferd und ritt auf abenteuerlichem Weg zu Walter nach Südchile. Auf diesem anstrengenden Ritt und der zweifelhaften Wegzehrung zog er sich ein Nierenleiden zu. Im Glauben, dieses sei unheilbar, setzte er in Contulmo seinem 23jährigen Leben ein Ende.
Nachdem wir aus den Turn- und Sportvereinen ausgeschlossen wurden, gründeten wir in Ulm/Neu-Ulm eine Ortsgruppe des Sportverbandes des »Reichsbundes jüdischer Frontsoldaten« (RJF). Wir ebneten einen von der RJF erworbenen Landbesitz ein und errichteten einen Fußballplatz und eine Aschenbahn um ihn herum, wie es sich für einen Sportplatz gehört.
Eine Episode möchte ich hier noch einfügen: An einem Sonntag mittag fuhr ich per Fahrrad früher als die anderen von diesem zwischen Neu-Ulm und Offenhausen gelegenen Sportplatz nach Hause zu einer Familienfeier. Kaum war ich außer Sichtweite des Sportplatzes, als mir eine Horde Hitlerjugend nachradelte, mich einholte und tüchtig verprügelte, weil ich »mit den Juden Fußball spielte«. Mein Argument, daß ich selbst Jude sei, wurde nicht geglaubt, und so erreichte ich die Familienfeier grün und blau geschlagen. Mein Fahrrad war zertrümmert.
Zur selben Zeit trat ich dem »Deutsch-Jüdischen Jugendbund« bei. Ich führte eine kleine Gruppe 15–16jähriger an und »erzog« sie im bündischen Geist der »Spätzle« TB Gruppe. Wir machten Ausflüge – »Fahrten« genannt – in und um Ulm herum, auf die Schwäbische Alb und bis in den Schwarzwald und an den Bodensee. Wir betrachteten uns als wahre Deutsche, aber gleichzeitig als Juden, die den Glauben an das deutsche Volk und seine Kultur nicht verloren hatten und diesen Glauben bis nach dem Zusammenbruch des Naziregimes retten wollten, selbst wenn wir gezwungen sein würden, in die Emigration zu gehen. Wir sangen vor allem Landsknechtlieder, die damals unter der bündischen Jugend beliebt waren. Wir sangen deutsche Volkslieder und... gingen abends den Hitlerjugendbanden nach und rissen die antisemitischen Hetzaufkleber ab, die sie überall anklebten, was nicht nur einmal in Prügeleien mit ihnen endete.
Das war 1935, am Vorabend der Nürnberger Gesetze. Damals trafen in Ulm und Neu-Ulm österreichische SA-Einheiten ein, die nach ihrer Niederlage in Österreich hierher verlagert wurden. Damit war es mit dem »gemütlichen schwäbischen Antisemitismus« vorbei. Mit rabiaten Hetzparolen stachelten sie ihre Ulmer Kumpane zu tätlichen Angriffen auf jüdische Mitbürger auf und gingen mit »gutem Beispiel« voran, indem sie selbst Juden aufgriffen und brutal mißhandelten.
Wie naiv und romantisch wir doch damals waren! Wir waren in jenen Tagen überzeugt davon, daß der Hitlerspuk nicht lange währen würde.
Hierbei wäre zu erwähnen, daß unsere Jugendgruppe noch 1935, obwohl das Hitlerregime die deutsche Jugend schon weitgehend mit seinem nationalistischen und antisemitischen Ungeist vergiftet hatte, guten Kontakt zu den katholischen »St. Georgs Pfadfindern« hegte. Wir trafen uns heimlich zu gemeinsamen Zusammenkünften in Wäldern oder Ausflugsorten. Von diesen Treffen durften allerdings unsere Eltern und Vorstandsmitglieder der RJF nichts wissen.

Die beiden letzten Jahre vor der Auswanderung

Im November 1935 verließ ich Ulm, um meine Lehre, wie schon erwähnt, in Oberschlesien und dann in Durlach bei Karlsruhe zu beenden. Danach, im Mai 1937, wurde ich von meinen nichtjüdischen Untergrundkontakten, die ich auch in Durlach weiter hatte, angewiesen, mich beim »Palästina-Amt« in Berlin bei einem gewissen, namentlich genannten Beamten zu melden. Es stellte sich heraus, daß in diesem zentralen Amt der zionistischen Organisation zumindest zwei Personen des kommunistischen Untergrunds arbeiteten. Um mich auf aktive Untergrundarbeit vorzubereiten und die dazu nötige Tarnung gegenüber den Nazis (und Juden) zu erwerben, wurde ich im Sommer desselben Jahres als Leiter einer etwa 50köpfigen »Jugendaliahgruppe« nach Palästina geschickt. Das war nebenbei eine prima Gelegenheit, mich einige Wochen bei meiner geliebten Tosca, die damals schon in Palästina in einer Lehrfarm für Mädchen war, aufzuhalten.
Zurück in Deutschland galt ich jetzt sowohl als Sohn bürgerlicher Eltern als auch als Zionist. Da die Nazis damals die Zionisten, welche ja die Auswanderung von Juden aus Deutschland nach Palästina organisierten, zu einem gewissen Grad objektiv als Verbündete in ihrer Politik, die Juden aus Deutschland zu entfernen, betrachteten, war das eine gute Tarnung. Ich wurde von meinen Freunden im Palästina-Amt zur Arbeit auf einem Gut im schwäbischen Bayern, in welchem eine »Hachscharah«-Vorbereitungsgruppe für Palästina Landwirtschaft erlernte, als Leiter dieser Gruppe eingeordnet. Neben meiner Arbeit im Kuhstall mußte ich manchmal wegfahren, offiziell, um die administrativen und finanziellen Angelegenheiten der Gruppe zu erledigen. Tatsächlich benutzte ich aber diese Abwesenheit dazu, meine Untergrundarbeit zu leisten. Natürlich mußte ich auch gegenüber den anderen Mitgliedern der Hachscharah-Gruppe mein Geheimnis hüten.
Da ich die Gegend im westlichen Allgäu, dem österreichischen Vorarlberg und am Bodensee durch viele frühere Ausflüge und Skitouren sehr gut kannte, erhielt ich den Auftrag, mit noch zwei Mitgliedern des Untergrundes (ich kannte nur deren Decknamen, wie auch sie nie meinen Namen kannten), Leute – manchmal waren es auch aus Gefängnissen und Konzentrationslagern entwichene politische Gefangene – über die Grenze zu schmuggeln, damit sie sich über die Schweiz und Südfrankreich zu dem den spanischen Republikanern in ihrem Kampf gegen die faschistischen Franco-Rebellen zu Hilfe eilenden »Thälmann-Bataillon« der Internationalen Brigaden durchschlagen konnten. Manchmal waren es auch nicht Menschen, sondern Gelder, die wir zur Finanzierung des Thälmann-Bataillons über die schweizerische Grenze schmuggelten. Dafür war vor allem das bekannte Wirtshaus in Kreuzlingen geeignet, dessen eine Eingangstüre in Deutschland lag und die andere auf schweizerischem Hoheitsgebiet, in dem wir uns ungehindert mit unseren ausländischen Kontaktpersonen treffen konnten.
Im September 1938 erhielt ich eine Warnung, daß die Gestapo uns auf die Spur gekommen sei und wir weitere Aktionen über die »grüne Grenze« abbrechen müßten. Ich konnte noch meine zwei Genossen ebenfalls warnen. Dann zog ich aus dem Gut weg – nach Hause. Einige Tage danach erhielt mein Bruder Curt,

der natürlich nichts von meiner Untergrundtätigkeit wußte, von einem Arbeiter in der Lebrecht'schen Fabrik eine Nachricht für mich, ich solle so schnell wie möglich aus Deutschland verschwinden, da bei der Ulmer Gestapo schon ein Haftbefehl gegen mich vorliege. Auf seine Fragen hin, erzählte ich meinem Bruder, ich hätte mich mit einem Nazi auf dem Gut geprügelt, was übrigens der Wahrheit entsprach, aber kaum der wahre Grund des Haftbefehls gewesen war. Jedenfalls wartete ich nicht ab, um das herauszufinden. Ursprünglich war unser Auftrag, im Notfall ebenfalls nach Spanien zu fahren. Aber im Herbst 1938 war der Kampf in Spanien schon zugunsten der Faschisten entschieden, und die Internationalen Brigaden zogen sich nach Frankreich zurück, wo sie interniert wurden. Das ging also nicht mehr. Meine Freunde im Palästina-Amt besorgten schon vorher, für alle Fälle, ein Touristenvisum nach Palästina für mich.

In der neuen Heimat

So machte ich mich, als der Boden unter meinen Füßen zu heiß wurde, auf den Weg zum Flughafen in München, um mich per Flugzeug nach Palästina abzusetzen. Die italienische Fluggesellschaft Alitalia unterhielt schon damals Passagierflüge nach Haifa in Palästina. Das teure Flugbillet spendete mein Vater (oder Bruder – ich weiß es nicht). Der Flug München – Rom – Athen – Haifa dauerte ganze drei Tage mit zwei Übernachtungen. Seither lebe ich in Palästina, seit 1948 in dem Teil des Landes, in welchem, dem Beschluß der Generalversammlung der Vereinten Nationen entsprechend, Israel errichtet wurde. Am Unabhängigkeitskrieg gegen das britische Kolonialregime und die damals von Großbritannien beeinflußten arabischen Regimes nahm ich als israelischer Soldat teil und wurde verwundet.

In Haifa angekommen hatte ich keinen Pfennig mehr in der Tasche. Ein junger Geschäftsmann, den ich während des Fluges kennenlernte, spendierte mir die Fahrtkosten für ein Sammeltaxi – ein halbes palästinensisches Pfund (= 1/2 £ Sterling, damals etwa sechs Reichsmark), um zu meiner lieben Tosca zu fahren. Diese war seit Mai 1937 in einer landwirtschaftlichen Lehrfarm für Mädchen bei Petach-Tiqwah – etwa 12 km östlich von Tel-Aviv. Sie konnte mich nicht in Haifa abholen, da sie sich am Tage zuvor bei der Arbeit in einer Orangenplantage mit einer Turiah (einer breiten Schaufelhacke) die große Zehe verletzt hatte und kaum gehen konnte. Da sie sowieso diese Lehrfarm wegen der schlimmen Ausbeutung und den fürchterlichen Hungerbedingungen verlassen wollte, zogen wir gleich am nächsten Tag los und mieteten ein möbliertes Zimmer in Tel-Aviv.

Die Miete betrug 1.25 Pfund (damals etwa 16 Reichsmark), was ungefähr dem Arbeitslohn von einer Woche entsprach. Aber Arbeit war kaum zu bekommen. Tosca fand durch Vermittlung von Freunden eine Anstellung als Haushaltshilfe. Trotz meiner Fachkenntnisse als Maschinenschlosser war es sehr schwer für mich, Arbeit zu finden. Ich klapperte Betriebe und Werkstätten in Tel-Aviv und Umgebung ab. Fachkenntnisse aus Deutschland nahm man kaum zur Kenntnis. Die erste Frage war immer: »Wo haben Sie hier in Palästina schon gearbeitet?« Wenn ich darauf hinwies, daß ich eben erst ins Land eingewandert sei und ich meinen mit einem Hakenkreuz »geschmückten« Stempel der Karlsruher

Industrie- und Handelskammer versehenen Facharbeiterbrief vorwies, erhielt ich einige Male die Antwort: »Mit dem können Sie zu Hitler zurückgehen!« Daraufhin zeigte ich das Ding gar nicht mehr vor.
Was machte ich nur alles, um meinen Teil zum Haushaltsgeld beizusteuern. Ich sammelte, zusammen mit einem ebenfalls arbeitslosen Bekannten, altes Eisen und Kupfer, um dieses an Gießereien zu verkaufen. Ich verkaufte Salamiwurst auf dem Gemüsemarkt und ähnliches mehr. Nebenher suchte ich auch Arbeit in meinem Beruf. Endlich fand ich welche in einer mechanischen Werkstatt. Allerdings gab es da immer nur für einige Tage – im besten Fall für ein bis zwei Wochen Arbeit – dann wieder Pause.
Als Tosca und ich unser gemeinsames Leben begannen, hatten wir absolut nichts, was zu einem Haushalt gehört. Wie gesagt, wir mieteten ein möbliertes Zimmer. Es hatte allerdings nur ein Sofa zum Schlafen – aber wir waren ja jung und verliebt... Von meiner in Tel-Aviv lebenden Tante erhielten wir einen alten Petroleumkocher, zwei Mokkatassen und zwei Teelöffel. Den ersten kleinen Aluminiumtopf klauten wir uns. Das Kleingeld für die Milch, welches der vorige Topfbesitzer in den Topf vor seiner Wohnungstür gelegt hatte, schoben wir unter die Türe – wir brauchten ja nur den Topf. Darin kochte Tosca uns fabelhaft schmeckende Suppen, die wir aus den Mokkatassen mit Teelöffeln aßen. Tosca, welche im Nähen und Schneidern sehr geschickt ist, brachte, neben ihrer Haushaltsarbeit, die Garderobe all ihrer Freundinnen und Bekannten in Ordnung. Wieviele alte Kleider, Oberhemden, Hosen und Jacken wendete sie um, flickte sie und machte aus altem neues Zeug (Geld für neue Kleider hatte sowieso niemand...). Dafür erhielten wir langsam zwei echte Teller, Messer und Gabeln und – welch eine Freude – eine kleine Bratpfanne.
Nach einem halben Jahr des Glücks kamen britische Polizisten, um mich als illegal eingewanderten Juden zu verhaften. Irgend jemand muß mich verpfiffen haben (ich war ja nur ein dagebliebener »Tourist«). Während unsere Vermieterin mit den Polizisten an der Tür verhandelte, konnte ich über das Dach entkommen. Daraufhin änderte ich meinen Namen, und wir zogen in eine kleine Siedlung bei Ramat-Gan. Dort konnten wir ein ganzes Zwei-einhalb-Zimmer-Haus mit 1000 qm Garten für ein einziges Pfund Miete im Monat mieten, denn damals wurde die Siedlung, welche halb leer stand, mindestens zweimal die Woche von Arabern beschossen. Die »Unruhen« der damaligen Zeit hörten einige Monate danach sowieso auf, als in Europa der Krieg ausbrach. Ein wichtiger Grund für den Umzug in ein ganzes, wenn auch kleines Haus war, daß wir zur selben Zeit beantragt hatten, Toscas Eltern und jüngste Schwester, die noch in Ulm waren, zu »adoptieren«, um von der britischen Mandatsregierung Einreise für sie zu erlangen. Aber dieses Ziel erreichten wir nicht, und die Eltern und eine Schwester Toscas (Ruth) wurden Opfer der Nazimörder. Ihre jüngste Schwester, Esther, überlebte Auschwitz und das KZ Ravensbrück und lebt heute in Hamburg.
Um ein offizielles Dokument auf meinen falschen Namen, Chanan Ben-Jehuda, zu erhalten, erwarb ich einen Führerschein, der mir eine ganze Weile als Personalausweis diente. Noch heute verwende ich diesen Namen manchmal als Pseudonym bei meiner journalistischen Arbeit.

Geld für Möbel für die neue Wohnung hatten wir natürlich nicht, und wir lebten eine ganze Zeit lang in aus Kisten selbst zurechtgezimmerten »Möbeln«. Dann kam ein »Lift«, eine große Kiste aus Ulm, in welcher unsere Eltern alle unsere Klamotten, die wir in Ulm zurückgelassen hatten, und alles, was wir für einen kleinen, bescheidenen Haushalt brauchten, sandten. Plötzlich waren wir reich, konnten auf richtigen Stühlen sitzen und in zwei richtigen Betten schlafen, hatten Bettzeug und Koch- und Eßgeschirr für sechs Personen – konnten also unsere Freunde bewirten, wenn auch meistens Schmalhans der Versorger war und Tosca mit ihren Kochkünsten trotzdem etwas Schmackhaftes auf den Tisch stellen konnte.

Den Angriff Hitlerdeutschlands auf Polen, die Kriegserklärungen Großbritanniens, Frankreichs und anderer alliierter Staaten an Deutschland erlebten wir beide im Bett – mittels eines alten aufgegabelten Radios. Beide lagen wir mit Flecktyphus und hohem Fieber darnieder. Da das abgelegene Nest, in welchem wir wohnten (heute liegt das, neu entwickelt, inmitten der Stadt Ramat-Gan), keine richtigen Straßen hatte, kam der Arzt täglich auf einem Esel aus Ramat-Gan angeritten, um nach uns zu schauen. Tosca weinte noch lange Zeit um die schönen Kakteen in unserem Garten, welche sich das Vieh zu Gemüte geführt hatte. Nach langen Wochen der Rekonvaleszenz, die durch Not und ungenügende Nahrung besonders lange dauerte, fanden wir keine Arbeit. Der Krieg mit der Einstellung der zivilen Schiffahrt im Mittelmeer löste eine fürchterliche Wirtschaftskrise im Lande aus. Nach offizieller Statistik waren mehr als die Hälfte der Arbeitskräfte arbeitslos.

Die ganzen Winter- und Frühjahrsmonate hindurch nagten wir, wie nahezu alle unsere Freunde und Bekannte, am Hungertuch. Wir lebten von trockenem Brot und – meistens während Gelegenheitsarbeiten beim Pflücken in Plantagen – geklauten Orangen. Nur samstags kochten wir eine Reissuppe, um etwas Warmes in den Bauch zu kriegen. Jedoch, wir waren jung und hatten Zuversicht, unter anderem auch deshalb, weil endlich gegen die Nazis Krieg geführt wurde und eventuell mit dem Hitlerspuk aufgeräumt werden würde. Dann behaupteten die Ärzte, daß die von mir als Komplikation des Flecktyphus entwickelte Blutkrankheit Leukämie wäre und ich nur noch ein paar Monate zu leben hätte. Sie sagten dies, zum Glück, nur Tosca, und ich wußte nichts davon. Deshalb lebe ich wohl heute noch.

Im Sommer 1940 waren wir, Tosca und ich, die ersten Straßenmusikanten in Tel-Aviv. Tosca sang Lieder und damals gängige Schlager, und ich begleitete sie mit dem Akkordeon, das ich ganz leidlich beherrschte. Von dem Erlös konnten wir einigermaßen leben. Dann wurde Tosca »entdeckt«, und sie bekam als Lieder- und Schlagersängerin Anstellung in einer Reihe der damals bekanntesten Kabaretts. Während der folgenden Jahre nahm sie Gesangsunterricht und wurde eine richtige Sängerin.

Ich erwägte ernstlich, mich freiwillig zum Dienst in der britischen Armee zu melden. Aber es sollte anders kommen. Im Dezember 1940 wurde ich verhaftet und mußte einige lange Wochen im Zentralgefängnis in Akko – ein für die britischen Kolonialisten typisches Gefängnis für »natives« (Eingeborene) – unter nahezu unmenschlichen Verhältnissen schmachten. Kurz nach meiner Entlassung (die Strafe für mein politisches »Vergehen« war dann lediglich symbolisch

– ein ganzer Schilling, d.h. etwa 60 Pfennig), erhielt ich den Posten eines Maschinisten in der von Leo Kahn gegründeten Textildruckerei. Die Fabrik war zwar in andere Besitzerhände übergegangen, aber Leo Kahn war immer noch Mitglied der Direktion und leitete die künstlerische Abteilung, in welcher auch der aus Ulm stammende Künstler Ludwig Moos beschäftigt war.
Ab Mitte 1941, nachdem sich Industrie und Landwirtschaft weitgehend auf Produktion für die wachsende Kriegsmaschinerie der Alliierten im Nahen Osten und auf Im- und Exporte von und nach den arabischen Nachbarländern umgestellt hatte, ging es im Lande wirtschaftlich aufwärts. Das Arbeitslosenproblem war praktisch gelöst. Während für die jüdische Arbeiterschaft die aufblühende Industrie und kollektive Landwirtschaft Beschäftigung bot, war die arabische Arbeiterschaft weitgehend bei der britischen Armee und Regierungsverwaltung beschäftigt.
Dazu muß erwähnt werden, daß gerade jene Kriegsjahre, jedenfalls ab 1941, die Palästina einen gewissen wirtschaftlichen Aufschwung brachten, von einer Normalität in den Beziehungen zwischen dem jüdischen Wirtschaftssektor und den arabischen Nachbarländern gekennzeichnet waren. In Palästina ruhten die zwischen Arabern und Juden ausgetragenen »Unruhen« seit 1939. Das von der breiten Masse der arabisch-palästinensischen Bevölkerung (damals mehr als zwei Drittel der Bevölkerung des Landes) abgelehnte »Oberhaupt« des »Palänstinensischen Hohen Rates«, des Großmufti von Jerusalem, Hadsch Amin el-Husseini, wurde von den Briten deportiert. Er und seine feudalistische Führer-Clique kollaberierten mit den Nazis. Der Großmufti sendete Rundfunkpropaganda aus Berlin an seine »Landsleute«. Diese aber wandten sich von ihm und seinen neuen Freunden ab. Entgegen deren Ratschlag verbesserten sich die gutnachbarlichen, normalen Beziehungen zwischen Juden und Arabern in Palästina sowohl auf wirtschaftlicher als auch auf gesellschaftlicher Ebene.
Im Zuge ihrer »Teile-und-Herrsche«-Politik »verziehen« die Briten 1946 dem Großmufti und seinen Komplizen und sorgten für Husseinis Entlassung aus einem französischen Gefängnis, in welchem er als Nazikollaborateur eingesperrt war. Sie gaben ihm die Erlaubnis, nach Palästina zurückzukehren, und sorgten für die Wiederaufnahme der ehemaligen politischen »Führerrolle« des Großmuftis über die arabische Bevölkerung Palästinas. Dies trug weitgehend zu der Tragödie bei, welches das Palästinavolk 1948 ereilte. Diese nicht nur von anti-zionistischen, sondern auch von antisemitischen Leitmotiven durchdrungene Führerclique trug nicht weniger zu der Tragödie bei als die britische Kolonialpolitik und die gegen die arabische Urbevölkerung des Landes gerichteten jüdisch-zionistischen Ansprüche auf Palästina.
Ich führe diese damaligen Entwicklungen in meiner neuen Heimat an, da sie mein Leben weitgehend beeinflußten. Meine Lebensgefährtin Tosca und ich erkannten sehr bald nach unserer Einwanderung, daß in Palästina ein Unrecht an dem arabischen Bevölkerungsteil geschah, das von seinem Boden verdrängt und seiner nationalen Rechte beraubt werden sollte. Leider blieben die Kräfte unter den Zionisten, welche den Aufbau des Landes in Gemeinschaft mit den Arabern befürworteten, ein kleines Häufchen von Intellektuellen im jüdischen Bevölkerungsteil. Deshalb wurden sie auch im arabischen Sektor nicht ernstgenommen. Die Oberhand in der politischen Führung des jüdischen Sektors blieb

zu allen Zeiten in der Hand derjenigen Kräfte, deren Losungen waren: »Eroberung des Bodens« (von den Arabern), »Eroberung der Arbeit« (Verdrängung der Araber von Arbeitsstellen) und »Kauft nur jüdische Waren«.
Sobald wir der Wahrheit ins Auge geblickt und erkannt hatten, setzten wir unsere ganze Kraft dafür ein, als Juden dem bedrängten Palästinavolk solidarisch zur Seite zu stehen und unsere jüdischen Mitbürger davon zu überzeugen, daß auch ihre Zukunft und die Zukunft des israelischen Staates von der Respektierung der nationalen Rechte des Palästinavolkes, von der Einstellung der Verdrängung der Palästinenser von ihrem Boden abhängt, davon, daß dem Unrecht ein Ende gesetzt werde. Diese unsere Grundeinstellung, zusammen mit unser beider gewerkschaftlichen Tätigkeit, brachte uns in die Reihen der Kommunistischen Partei, deren Programm unseren Idealen zusagte. In ihr sahen wir damals den Grundsatz verankert, der für einen vom britischen Kolonialjoch befreiten demokratischen Palästinastaat eintrat, in welchem Araber und Juden gleichberechtigt zusammen leben würden.
Seit dem Beschluß der Generalversammlung der Vereinten Nationen vom 29. November 1947, nach welchem in Palästina zwei Staaten, ein arabischer und ein jüdischer, entstehen sollten, welche in friedlicher Koexistenz und gutnachbarlichen Beziehungen leben sollten, sind wir überzeugt, daß, solange diese Zweistaatenlösung nicht in die Tat umgesetzt werden wird, auch kein Ende des Blutvergießens in unserer Region möglich sei. Die Ereignisse der vergangenen 42 Jahre haben bewiesen, daß auch das Palästinaproblem niemals mit militärischen Mitteln gelöst werden kann.
Ich möchte noch einige Episoden anführen, welche wahrscheinlich starken Einfluß auf unseren weiteren Lebensweg in der neuen Heimat ausübten:
Tosca entrann, wie gesagt, dem »tausendjährigen Hitlerreich« im schönen Monat Mai des Jahres 1937. Dort war schon der Eintritt »für Hunde und Juden« ins Kino, in Kaffeehäuser, Kneipen und Eisdielen verboten, oder bestenfalls »nicht erwünscht«. In Parkanlagen hatten wir junge Verliebte Schwierigkeiten, eine Bank zu finden, auf welcher wir als Juden sitzen und uns umarmen durften, ohne uns der Gefahr auszusetzen, die in der Beschriftung »Diese Bank ist nicht für Juden da« drohte.
Die junge Einwanderin verließ in Haifa das Schiff, das sie nach Palästina brachte. Von dort fuhr sie im Autobus zu der Lehrfarm in Petach-Tiqwah, wo sie angemeldet war. Im Autobus wandte sich eine junge Frau, auf deren Schoß ein Kleinkind saß, von der gegenüberliegenden Seite des Ganges an Tosca und bat, mit ihr den Sitz zu tauschen. Warum auch nicht, dachte Tosca, und wechselte den Platz. Dann aber wunderte sie sich doch und fragte ihre Nachbarin auf der anderen Seite des Ganges, was denn so anders an dem jetzt von ihr eingenommenen Platz wäre. Die Antwort gab ihr, die gerade den rassistischen Bedrängnissen entflohen war, einen Schock: »Wie kann ich denn mit meinem Kind neben dem dreckigen Araber dort sitzen?« – Und tatsächlich, zur Rechten, auf dem Nebensitz Toscas, saß ein sauber gekleideter Araber mit weißem Burnus (Kefiyah), der traditionellen Kopfbedeckung der Araber, der ihr freundlich zulächelte. Bestimmt verstand er, warum die Frau, beeinflußt von der Psychologie des damaligen »Feindbildes« auf beiden Seiten der Barriere, ihr Kind vor dem »gefährlichen Terroristen« schützen wollte.

Die letzten Wochen des Jahres 1940 verbrachte ich, wie schon erwähnt, im britischen Zentralgefängnis in Akko. Als »Politischer« brauchte ich nicht zu arbeiten und hatte viel Zeit für Lektüre. Der Bibliothekar für die Gefangenen, selbst ein verurteilter Insasse, war ein rundlicher, gut aussehender Araber, welcher 12 Sprachen perfekt sprach, las und schrieb. Meine jüdischen Zellengefährten warnten mich eindringlich, ich solle mich nicht mit »dem Kerl«, dem Bibliothekar, einlassen. Er wäre ein ganz gefährlicher Verbrecher, ein »Bandenführer« während des palästinensischen Aufstandes der 30er Jahre, der auch »Juden auf dem Gewissen« habe. (Wir waren etwa 35 jüdische Insassen in der »Zelle«, eigentlich ein ausgedienter Pferdestall aus der Zeit, als das damalige Gefängnis noch eine türkische Festung war; die 35 waren in der Mehrheit Verbrecher, Mörder, Diebe usw., aber auch, außer mir, einige »Politische«, darunter der später bekannte Generalstabschef und Minister Mosche Dayan, der damals noch beide Augen hatte.)

Eines Tages – ich war schon einige Zeit dort – fing mein neuer Freund an, mich mit unter seinem Schreibtisch versteckten Büchern von Lenin und Stalin, zur Tarnung von außen wie die Bibel oder Gebetsbücher aussehend, zu versorgen.

Dieser »Bandenführer« war tatsächlich verurteilt, weil er an dem Aufstand teilgenommen hatte und 1937 an dem Attentat auf den britischen Gouverneur für die Nordprovinz, Lewis Andrews, Anteil hatte. Er war der erste palästinensische Araber, mit welchem ich ernste Gespräche über die Lage in Palästina führte und der mir viel Anstoß zum Denken gab (was wahrscheinlich meine Zellengenossen mit ihrer Warnung verhindern wollten). Das Wichtigste, was er mir immer wieder versuchte einzuprägen, war die Notwendigkeit einer arabisch-jüdischen Zusammenarbeit und Einheit im Kampf zur Befreiung vom britischen Kolonialregime und der Errichtung eines freien, demokratischen Palästinastaates, in welchem Araber und Juden die gleichen Rechte und Pflichten haben sollten.

Ich hatte zwar in meiner Untergrundtätigkeit in Deutschland Kontakt mit Kommunisten, war aber bis dahin weder überzeugter Kommunist noch Mitglied in irgendeiner Partei. Nach meiner Entlassung aus dem Gefängnis suchte ich Kontakt zu den in Palästina wirkenden Kommunisten, fand sie aber erst, nachdem sie 1941 aus einer 20jährigen Illegalität heraustraten, nachdem Hitler die Sowjetunion überfallen hatte und diese gemeinsam mit Großbritannien gegen Hitlerdeutschland kämpfte. Die von meinem Bibliothekar in Akko ausgedrückten, mir einleuchtenden Gedanken fand ich im Programm der KP wieder, in welcher Juden und Araber gemeinsam wirkten. Dies, neben meiner späteren gewerkschaftlichen Tätigkeit, war der Grund, warum ich 1943 aktiver Kommunist wurde – und heute noch bin.

Als ich verhaftet wurde, war meine Lebensgefährtin Tosca bereits schwanger. Nach meiner Überführung aus der Haftanstalt in Haifa in das Akkoer Zentralgefängnis verheimlichten die britischen Sicherheitsbehörden vor ihr, wohin man mich gebracht hatte. Die lakonische Antwort auf ihre vielen Anfragen war lediglich, man habe mich in ein anderes Gefängnis überführt, man könne ihr aber nicht sagen, wohin. Sie klapperte sämtliche Gefängnisse und Haftanstalten in Palästina ab, darunter auch das Zentralgefängnis in Akko. Überall bekam sie die Antwort, ich sei nicht da, man kenne mich nicht.

Kurze Zeit nach meiner Entlassung, ohne daß eine weitere Anklage gegen mich erhoben wurde, erblickte unsere erste Tochter, Ruth, das Licht der Welt. Sie lebt heute in einem Kibbutz, Beit Oren, auf dem Karmel bei Haifa. Sie ist glücklich verheiratet und hat drei Kinder, einen Sohn und zwei Töchter, und ist schon Großmutter von vier Enkeln und Enkelinnen. 1947 wurde unsere zweite Tochter, Margarit, geboren. Sie und ihre Tochter leben heute in Hamburg und sie ist ebenfalls schon Großmutter. Ein 1949 geborener Sohn verstarb kurz nach seiner Geburt.

Wenn man mich fragt, was auf mich, der ich das für Palästina schicksalsschwere Jahr 1948, das ich in der Uniform eines israelischen Soldaten erlebte, den größten Eindruck hinterließ, so war es zweifellos eine Begegnung mit einem Flüchtlingstreck – einem von vielen – auf einer engen Bergstraße im Galiläa. Das war während der Tage im Oktober 1948, als die israelische Armee das Galiläagebirge, das dem Beschluß der Vereinten Nationen gemäß Teil des zu errichtenden arabischen Staates hätte werden sollen, eroberte.

Ich hatte die Verantwortung für die Versorgung des Regiments, in welchem ich diente, mit Wasser und elektrischem Strom. So fuhr ich an jenem heißen, trokkenen Chamsintag (Chamsin sind die heißen Südostwinde aus der Wüste) in der langen Marschkolonne mit zwei Wassertank-LKWs. Wir waren begeistert und tief beeindruckt von der unglaublich schönen und wilden Gebirgslandschaft, während unsere Kraftfahrer die engen und steilen Biegungen der schmalen Serpentinen gewundenen Landstraße verfluchten.

Und dann kamen sie: Hunderte von müden, abgerissenen Menschen – Männer mit Kleinkindern auf den Schultern, alte und junge, schwarzgekleidete Frauen mit Babies auf den Armen und größeren Kindern an den Händen – alle schwer beladen mit Hausrat. Einige schwerbepackte Esel trabten in ihrer Mitte. Alte Menschen lagen zusammengebrochen am Wegrand, nach Wasser lechzend. Kinder weinten erbärmlich. Wir fragten sie nach ihrer Herkunft. Sie nannten uns den Namen ihres Heimatortes, aus welchem die israelische Armee sie vertrieben hatte.

Wieviel Haß gegen uns Israelis wird hier geboren? – dachte wahrscheinlich nicht nur ich. Wie können wir das je wieder gutmachen? Bei dem Anblick des Elends dieser aus ihrem Dorf vertriebenen Menschen konnte ich nicht anders: Tränenden Auges und empört über diejenigen, die das verschuldet hatten, gab ich den beiden Kraftfahrern der Wassertanks Befehl zum Anhalten. Wir füllten zahlreiche Eimer und Gefäße mit frischem, klarem Wasser und gaben eigenhändig den am Wegrand liegenden Alten zu trinken. Die dankbaren Blicke werde ich niemals vergessen.

Die ganze Kolonne hinter uns kam ins Stocken. Ein Offizier kam angerannt und schrie mich an, drohte mit Feldgericht, verzog sich aber nach einem kurzen Wortgefecht. Ich sah es ihm an – auch in ihm kamen menschliche Gefühle hoch bei dem schrecklichen Anblick der unglücklichen, vom Heim vertriebenen und müden Menschen.

Wir leerten einen der beiden Tanks, ehe wir weiterfuhren. Man eröffnete ein Verfahren gegen mich. Kurz darauf jedoch wurde ich verwundet, und die Sache wurde vergessen. Ich aber konnte diese Begegnung niemals vergessen. Noch heute, mehr als 40 Jahre danach, wenn die Rede von vertriebenen arabisch-palä-

stinensischen Flüchtlingen ist, stehen sie mir vor Augen, elend, halb verdurstet, an jenem heißen Tag in den Bergen.
Nach meiner Entlassung aus dem Militärdienst, die sich wegen meiner Verwundung und einiger notwendigen Operationen verzögerte, erhielt ich, wie viele andere Invaliden, als Kompensation eine Lizenz als Taxifahrer. Das Taxi selbst mußte ich mir mit Hilfe von Anleihen kaufen. Ich war aber niemals ein richtiger Taxifahrer, der seinen Unterhalt verdienen konnte. Nicht nur, daß ich kaum die Anleihen und Zinsen zurückzahlen konnte, ich hatte oftmals nicht das Herz, von minderbemittelten Leuten, von den in unzulänglichen Auffanglagern für Neueinwanderer leidenden Arbeitslosen die richtige Bezahlung zu verlangen, wenn sie gezwungen waren, Frau oder Kinder ins Krankenhaus zu bringen.
Nach fünf Jahren verkaufte ich das Taxi und bezahlte den Rest meiner Schulden. Danach begann meine Laufbahn als Korrespondent – zuerst als Lokalkorrespondent in Haifa. Später war ich als Fraktionssekretär der KP im israelischen Parlament, der Knesseth, und als parlamentarischer Korrespondent tätig. Danach waren wir drei Jahre in Moskau, wo ich Auslandskorrespondent für israelische Zeitungen war. Seit unserer Rückkehr nach Israel (1971) arbeite ich als Auslandskorrespondent für verschiedene Zeitungen und Nachrichtendienste in den USA und Deutschland. Tosca arbeitete während der 50er und 60er Jahre in einer Textilfärberei – zuerst als Arbeiterin, dann als Direktionssekretärin. Nach unserer Rückkehr bis zu ihrem Abgang in die Rente arbeitete sie als Sekretärin in einer Im- und Exportgesellschaft.

Epilog

Doch dieser Teil meiner Biographie gehört nicht zu meinen Erlebnissen in Ulm und Hitlerdeutschland. Dazu gehört aber auf alle Fälle meine Einstellung dem deutschen Volk gegenüber. Zu keiner Zeit – auch nicht während des Weltkrieges oder als die ungeheuren Verbrechen der Nazis an den Juden Europas ruchbar wurden – fühlte ich einen Haß auf »die Deutschen«. Politisch geschult, konnte ich immer einen Unterschied machen zwischen dem deutschen Volk, das meiner Meinung nach selbst Opfer der Nazivergiftung war und massenweise den Verbrechern zulief, einerseits und andererseits den Naziverbrechern, die Deutschland und die Welt in einen Krieg gestürzt hatten, welcher der Menschheit 55 Millionen Todesopfer gekostet und unabschätzbare Zerstörung verursacht hatte – darunter sechs Millionen zielgerichtet ermordete Juden, nur weil sie Juden waren.
Sicherlich war diese meine Einschätzung dem deutschen Volk gegenüber von meiner Erfahrung mit aufrechten Deutschen geprägt, welche ihr Leben im Kampf gegen das nazistische Verbrecherregime wagten – und den vielen davon, die im Feuer dieses Kampfes vergingen. Dazu gehörten auch einige Ulmer Bürger, deren Geschichte zu lernen und sie zu ehren ich den heutigen Ulmern anrate, um sie vor einer Wiederholung der dunklen Vergangenheit abzusichern. Bei meinen beiden letzten Besuchen in Ulm besuchte ich die KZ-Gedenkstätte auf dem Gelände des ehemaligen Konzentrationslagers auf dem Oberen Kuhberg. Ich war tief beeindruckt von der aufopferungsvollen Tätigkeit der weni-

gen, die dort die Tätigkeit und Schicksale von Ulmern dokumentieren, welche auch während der dunklen Nazizeit aufrechte Deutsche blieben und ihre Menschenwürde bewahrten und dafür schwer leiden mußten. Diese Gedenkstätte und alles, was sie bedeutet, ist der weitesten Unterstützung durch die Stadt Ulm sowie Beachtung im anschaulichen Geschichtsunterricht und der Heimatkunde in den Schulen in meiner alten Heimatstadt wert.

40 HENRY LOWEN, früher LÖWENTHAL

Geb. 1916; 1934 Emigration in die USA; 1951 Heirat.

Ich verließ die Handelsschule 1933 und absolvierte anschließend eine einjährige Lehre in Düsseldorf. Danach, im Frühjahr 1934, wanderte ich zusammen mit Trude nach Amerika aus. Etwa vier Jahre später, 1938, kamen auch meine Mutter und meine Schwester Kata nach Denver, um hier mit uns zu leben. Wir schlugen Wurzeln, wurden zu Amerikanern und gediehen in unserer neuen Umgebung. Während des Zweiten Weltkrieges erfüllte ich meine Verpflichtung als amerikanischer Staatsbürger; ich verbrachte vier Jahre in der Armee. Ich leistete meinen Militärdienst in den USA und in Deutschland. Schließlich war ich in Heidelberg stationiert und konnte von dort aus häufig nach Ulm fahren. Wenn mich meine Erinnerung nicht trügt, konnte ich auf einem meiner Besuche die Familie Weglein ausfindig machen. Das muß in den ersten Nachkriegsjahren gewesen sein.

Während all der Jahre in Denver arbeitete ich für die May Co., ein großes Kaufhaus in der Innenstadt. Ich hatte viele verschiedene Stellungen inne, die mir viele Möglichkeiten, beruflich voranzukommen, eröffneten. Und als ich schließlich nach 50 Jahren erfolgreicher Arbeit in den Ruhestand ging, war ich der Leiter mehrerer Abteilungen.

Meine Frau Viola habe ich hier in Denver kennengelernt. Wir haben 1951 geheiratet und haben drei Kinder und mittlerweile haben wir auch schon vier Enkelkinder, die uns viel Freude bereiten. Wir sind glücklich, es geht uns gut, wir haben eine wundervolle Familie, haben es zu Wohlstand gebracht und, was das Wichtigste ist, wir sind gesund und führen ein gutes Leben.

Die vielen Veränderungen, die gegenwärtig in Berlin, Prag, der DDR und auch in den anderen Ländern hinter dem Eisernen Vorhang ablaufen, verfolgen wir mit großem Interesse. Es ist unglaublich, wie schnell diese Veränderungen vor sich gehen. Wir vertrauen darauf, daß sich alles zum Guten wenden wird. Mit großer Besorgnis verfolgen wir auch die sehr unerfreulichen Entwicklungen im Mittleren Osten und in Israel. Vielleicht wird in diesen Ländern ein ähnliches Wunder geschehen, und alle Splittergruppen setzen sich zusammen, um auf den Frieden und das Ende des Krieges hinzuarbeiten.

Wollen wir es hoffen.

41 LORE FRANK

Geb. 1917 in München; 1939 Emigration über Schottland in die USA (1940); 1943 Heirat mit Gustav Frank; Angestellte.

Ich bin Lore Frank, 1917 in München geboren (da mein Vater im Westen an der Front war und meine Mutter während dieser Zeit bei ihrer Mutter war). Mein Vater war Kaufmann in Ulm, und dort lebte ich die meiste Zeit bis zu meiner Auswanderung 1939.
Alles in allem hatte ich bis zu Hitlers Machtergreifung eine sehr schöne Jugend, dank meiner Eltern, meines Bruders und liebender Verwandter. Auch mit meinen Schulkameradinnen in der Mädchenschule hatte ich ein gutes Verhältnis, das immer noch besteht.
Was für eine schöne Stadt Ulm landschaftlich war, das habe ich eigentlich erst erkannt, als ich weg war. Wie oft sind mein Bruder und ich auf die Burg oder auf den Oberberghof spaziert oder zum Blumenpflücken ins Illertäle, um Mutter einen Strauß Schlüsselblumen zu bringen. Ich habe es nie gewürdigt, und ich weiß, daß es die meisten meiner damaligen Mitbürger auch nicht gewürdigt haben. Schon der Gedanke, daß all das Schöne in kurzer Zeit zerstört werden könnte, hätte sie von einem Krieg (der bei den Haaren herbeigezogen war) abhalten müssen.
Nach 1933 kam eine andere Zeit. Das Schlimmste war natürlich, daß es als Jude unmöglich wurde, seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Wir hatten damals ein Konfektionsgeschäft in Söflingen, und niemand traute sich, den Laden zu betreten. Ich weiß noch, wie ich einmal heimkam von Gebrüder Landauer, einem Warenhaus, in dem ich Lehrmädchen war. Meine Eltern sahen so betrübt aus. Ich ging an die Kasse, da waren ganze 30 Pfennige drin. Wie konnte man da Rechnungen bezahlen? Kurze Zeit später gaben wir das Geschäft auf. Schon vor den Nürnberger Gesetzen war man auch gesellschaftlich von allem ausgeschlossen. Die jüdische Gemeinde wurde mehr und mehr der Mittelpunkt unseres sozialen Lebens. Wir hatten damals sogar noch eine Skihütte im Allgäu. Natürlich war die jüdische Gemeinde nicht perfekt, so wenig wie die christliche Gemeinde perfekt war. Da gab es Klassenunterschiede: Die Ulmer dachten, sie wären besser als die Zugereisten von Polen. Das findet man ja überall, und es zeigt nur, daß der Mensch nicht viel Verstand hat.
1939 wanderte ich nach Schottland aus, wo ich ein Jahr Dienstmädchen in einer schottischen Familie in West Kilbride bei Glasgow war. Ich hatte Englisch in der Schule, aber das »Kings english«, das ich in der Realschule erlernte, und den schottischen Dialekt, den »meine Ritchies« sprachen, kann man nur mit Hochdeutsch und Schwäbisch vergleichen. Kurz und gut, ich verstand kaum ein Wort, und die ersten Monate hatte ich schreckliches Heimweh. So nach vier Monaten konnte ich das meiste verstehen, und dadurch wurde alles leichter.
1940 verließ ich das »United Kingdom« in einem englischen Konvoi, da ja inzwischen Krieg mit Deutschland ausgebrochen war und ich eine Bürgschaft für die USA hatte. In Chicago gab es ein frohes Wiedersehen mit meinem Bruder, der inzwischen in die USA ausgewandert war. Er arbeitete in einer Fabrik, die Autolampen fabrizierte. Innerhalb einer Woche fand ich Arbeit als Dienst-

mädchen in der Familie eines Rechtsanwaltes, Juden, deren Eltern aus Polen stammten. Dieselben waren sehr gut zu mir.
1941 gelang es meinen Eltern noch Deutschland über Lissabon zu verlassen. Natürlich wollte ich mit meiner Familie zusammenleben. Ich fand gleich Arbeit in einer Fabrik. Wir mieteten eine kleine Wohnung, die unter dem Dach war und nur Fenster nach dem Süden hatte und ganz unheimlich heiß war. Die Hauptsache war natürlich, daß wir nach Jahren wieder alle zusammen waren. Meine Eltern erzählten uns über die schwierige Zeit, die sie nach unserem Weggehen hatten. Mein Vater, der 1938 in Dachau war, wurde wieder festgenommen. Zum Glück kam er dieses Mal ins Ulmer Gefängnis, wo die Behandlung unvergleichlich besser war. Meine Mutter, die ja nicht wußte, ob er weitertransportiert werden sollte, hat da allerhand mitgemacht. Mein Vater fand Arbeit in der Lampenfabrik, in der mein Bruder gearbeitet hatte. Mein Bruder, der in Ulm in dem Nathan Strauss Hüttenwerk als Metallurgist gearbeitet hatte, fand inzwischen eine Stelle in seinem alten Beruf. Mein Vater, der nie in seinem Leben schwer körperlich gearbeitet hatte, bediente eine Maschine, wo er immer stehen mußte. Dort arbeitete er, bis er in den Ruhestand ging. Er war immer zufrieden und hat nie geklagt.
1943 heiratete ich in Camp Haan, Cal., meinen Jugendfreund Gus Frank, der dort Soldat war und dann in Europa den Krieg mitmachte. Mein Bruder, der in der Kriegsindustrie war, meldete sich freiwillig, um gegen die Nazis zu kämpfen. Er wurde jedoch nach Neuguinea und auf die Philippinen geschickt, bekam Malaria und war nach seiner Rückkehr nie mehr gesund. Er studierte mit der GI Bill und betrieb als Professor Krebsforschung an der Universität von Minnesota. Er starb mit 43 Jahren und hinterließ eine Frau und zwei kleine Kinder.
Nach dem Krieg ging mein Mann in seinen Beruf als Büroangestellter bei einer Eisenbahngesellschaft zurück. Ich arbeitete, bis ich in den Ruhestand ging im Versand eines Importeurs für Geschenkartikel. Diese Arbeit gefiel mir sehr gut.
Wenn ich zurückdenke, hat mir die Umstellung von der »höheren Tochter« zum Dienstmädchen und zur Fabrikarbeiterin nie ein Minderwertigkeitsgefühl gegeben. Jedoch, daß wir, die wir uns als gute Deutsche fühlten und es beinahe alle waren, so behandelt wurden, das war schwer zu schlucken. Ich hasse nur die aktiven Nazis. Der Durchschnittsdeutsche (da sind die ehemaligen deutschen Juden eingeschlossen) hat trotz sogenannter guter Schulbildung nie denken gelernt. Er folgte dem Leithammel, ob es Kaiser Wilhelm oder Adolf Hitler war, wie ein gutes, gehorsames, dummes Schaf. Ich hoffe, daß sich dies in der Zukunft ändern wird.

42 ASHER BEN-ZWI, früher ALBERT OTTO HIRSCH

Geb. 1918 in Ulm; Eltern: Leopold und Helene Hirsch; Landwirt; 1939 Auswanderung nach Palästina.

Ich bin der dritte Sohn des Kaufmanns Leopold Hirsch und dessen Ehefrau Helene, geb. Wallersteiner, die das Geschäft Gebrüder Hirsch – Kurzwaren en gros, Neutorstraße 16, führten. Geboren wurde ich am 18. Oktober 1918, meine



Asher Ben-Zwi mit seinen Eltern Leopold und Helene Hirsch, um 1928.

beiden Brüder, Herman E. Hirsch 1911 und Erich A. Hirsch 1913. Mit der Machtübernahme der Nazis im Januar 1933 war ich also ein Junge von 14 Jahren. Nach dem Boykott im April 1933 war es meinen Eltern klar, daß für uns an eine Zukunft in Deutschland nicht zu denken war. So suchten wir eine passende Lehrstelle eines praktischen Berufes, der dann überall eine Basis bilden sollte. Ich neigte zu Fotografie, aber die Firma in der Hirschstraße war nicht an einem jüdischen Lehrling interessiert. Es ergab sich dann, daß kurz zuvor der Apotheker Baginsky und Paula Bodländer, beide aus Berlin, nach Ulm übersiedelten und dort die »Rathaus-Drogerie« eröffneten. Dies war eine Lösung für beide Teile, und nach den Sommerferien 1933 begann ich meine Drogisten-Lehre.
Aus Furcht vor möglicher Konkurrenz wurden dann der Drogerie viele Schwierigkeiten bereitet. Zuerst und aus reiner Schikane mußte der Name geändert werden, da sich die Firma nicht mit dem Rathaus identifizieren durfte. Der neue Name: »Drogerie am Rathaus (Langestraße)«. Dazu kam, daß unter dem Druck des Drogisten-Verbandes der örtliche Grossist uns nicht beliefern durfte, und so gingen täglich die Bestellungen nach Stuttgart, woher dann die Ware per Post gesandt wurde. Im Januar 1936 mußte die Drogerie arisiert werden. Es fehlte mir noch ein halbes Jahr, um meine Lehre zu beenden, aber der neue Inhaber übernahm mich natürlich nicht.
Während meiner Lehrzeit hatte ich die Pflichthandelsschule zu besuchen (zweimal wöchentlich vormittags). Der dortige Lehrer hieß Lohr, ein Erz-Nazi, der meistens in SS-Uniform zur Schule kam und sich mehr um politische »Aufklärung« kümmerte als um den Lehrplan. Er versäumte keine Gelegenheit, mich zu erniedrigen und zu beleidigen, was natürlich eine große Heldentat einem 15jährigen Jungen gegenüber war. Zum Glück wurde dann 1935 in Ulm eine

Drogisten-Fachschule eröffnet, die Lehrlinge aus Ulm und Umkreis (bis zum Bodensee) ausbildete. Der Unterricht wurde während eines vollen Tages je Woche abgehalten. Keiner meiner Mitschüler wagte, mit mir zu sprechen oder Kontakt aufzunehmen, und so war ich dort vollkommen isoliert. Indessen war das Verhalten der Lehrer korrekt. In meinem Jahres-Zeugnis stand dann: »Fleißiger Schüler mit guten Leistungen, Verhalten gut«.
Während meiner Lehrzeit schloß ich mich dem zionistischen Jugendbund »Werkleute« an und wählte als Auswanderungsziel Palästina. So war es mir möglich, daß ich im Frühjahr 1936 Berufsumschulung machte, um mich als Landwirt für Palästina vorzubereiten. Von April 1936 bis Oktober 1937 arbeitete ich auf dem Schocken-Lehrgut »Gut Winkel« in der Mark Brandenburg, wo ich sowohl praktische als auch theoretische Ausbildung bekam. Darauf (Oktober 1937) nahm mich die jüdische Gemeinde Frankfurt a. M. als Vorarbeiter in der Gemüse- und Blumenzucht des jüdischen Friedhofs an, der als Ausbildungsstätte junger Juden aus dem hessischen Hinterland diente. Dort war ich bis zur »Kristallnacht« tätig.
Wir lebten in einem Jugendheim, dessen männliche Insassen in der »Kristallnacht« nach Buchenwald verschickt wurden. Durch Zufall war ich der einzige, der den Nazi-Häschern entging. Durch einen Anruf nach Hause erfuhr ich, daß meine Mutter »allein« war (mein Vater wurde nach Dachau transportiert). Da entschloß ich mich, meiner Mutter zur Seite zu stehen und kehrte nach Ulm zurück. Keiner meiner ehemaligen Nachbarn oder Schulkameraden wollte mich auf der Straße erkennen.
Die Ulmer Stadtverwaltung, die auch die Betreuung des jüdischen Friedhofs unter sich hatte, kündigte zum 1. Januar 1939 ihre Dienstleistungen. Da ich einige Erfahrung in Friedhofsgärtnerei hatte, bat mich die jüdische Gemeinde, bis zu meiner Auswanderung den Friedhof zu übernehmen. Die Firma Abt am Münsterplatz (Juden unerwünscht) versorgte mich auf Antrag der Gemeinde mit den nötigen Geräten und einer Holzhütte, und ich arbeitete jemanden ein (dessen Namen ich vergessen habe).
Endlich, am 4. März 1939, verließ ich Ulm auf dem Wege illegaler Einwanderung nach Palästina, wo ich am 15. März 1939 glücklich landete und mir eine neue Heimat im Kibbuz schuf.
Ulm verließ ich mit der festen Absicht, mich nie wieder mit den dortigen schweren Jugenderinnerungen konfrontieren zu müssen.

43 KURT STRAUSS

Geb. 1919 in Ulm; Eltern: Louis und Frieda Strauss; 1937 Auswanderung in die USA; Unternehmer.

Ich war 16½ Jahre alt, als ich Ulm mit meiner Schwester Lili und Schwager Benno B. Levy samt ihrem eineinhalbjährigen Sohn Werner verließ. Bis zu unserer Emigration in die USA im März 1937 war ich auf das Realgymnasium gegangen.
Geld konnten wir unter dem Nazi-Regime nicht mitnehmen, aber infolge von Beziehungen nach Nürnberg waren wir imstande, eine Anzahl von Zeichenin-

strumenten einzupacken, die wir in den Vereinigten Staaten verkaufen konnten. Natürlich ist jeder Anfang schwer; kurz nach unserer Ankunft in New York im April 1937 versuchten wir Absatzmöglichkeiten für diese Instrumente zu finden. Nachdem wir uns umgesehen und mit möglichst vielen Leuten Kontakt aufgenommen hatten, kamen wir zu dem Schluß, am besten könnten wir sie in Leihhäusern absetzen. Die Pfandleiher waren die am leichtesten erreichbaren Leute, und wenn man einen 25-Dollar-Auftrag bekommen hatte, war das zu jener Zeit 1937 oder 1938 schon eine Leistung. Damals bekam man für 50 Cents eine volle Mahlzeit. Der Verkauf unserer Zeicheninstrumente lief ziemlich glatt, wenn es auch Schwierigkeiten machte, sie anderswo als in Leihhäusern an den Mann zu bringen. Da noch die Depression herrschte, mußten wir um jeden Auftrag kämpfen. Mein Schwager besorgte die Verpackung, meine Schwester führte die Bücher und ich ging unter die Leute, um zu verkaufen. Alles wurde von unserer Wohnung in der West 150th Street zwischen Broadway und Riverside Drive aus erledigt.

Nachdem ich den New Yorker Markt erobert hatte, ging ich hinaus, zuerst mit dem Greyhound-Bus und später in einem kleinen Auto, das wir kauften. Von 1939 bis 1943 war ich ständig unterwegs. Es war ein hartes, rauhes Leben für mich in jener Zeit; ich bereiste die Hälfte der Vereinigten Staaten. 1943, mit 23 Jahren, beschloß ich zu heiraten.

Von dieser Zeit an stellten wir Vertreter in verschiedenen Bezirken des Landes an, so daß ich zu Hause bleiben konnte. Wir nahmen immer mehr andere Artikel auf, besonders auf dem Gebiet der optischen Geräte wie Vergrößerungsgläser und Feldstecher, die wir zuerst aus Deutschland und später aus Japan importierten.

1950 hatten wir schon eine Verkaufsmannschaft von sechs Mann, hauptsächlich Flüchtlinge.

1960 starb mein Schwager Benno B. Levy im Alter von nur 60 Jahren. Zu diesem Zeitpunkt wurde ich Direktor unserer Gesellschaft, der Compass Instrument & Optical Co., Inc. (heute Compass Industries, Inc.).

Diesen Posten behielt ich fast ein Jahrzehnt, bis 1969, als ich nach 26 Ehejahren und zwei Söhnen geschieden wurde. Kurz danach heiratete ich wieder. Das machte es nötig, daß ich New York verließ und nach Detroit zog. Ich gab meinen Leitungsposten auf und übertrug das Geschäft an meine beiden Neffen Werner und Frank, während ich mich in Michigan niederließ. Von dort aus führte ich unser Geschäft weiter und kümmerte mich um andere Bundesstaaten, wo wir noch nicht so vertreten waren.

Zuerst war mein Weggehen ein Schock für die ganze Familie, aber jetzt sind alle froh darüber, wie sich die Dinge entwickelt haben. Was mich selbst betrifft, habe ich den besten Zug meines Lebens gemacht, da ich die verträglichste Frau als Partnerin gefunden habe. Ich verdiene viel weniger als in New York, aber Geld ist nicht alles – Glück ist das, was zählt.

Mein Vater Louis W. Strauss wurde 1877 in Heilbronn geboren und starb 1965 in New York. Meine Mutter Frieda, geb. Einstein, wurde 1887 in Ulm geboren und starb 1975 in New York.

Ich selbst bin 1919 in Ulm geboren. Ich machte am dortigen Realgymnasium die mittlere Reife, dann konnte ich wegen der Nazis nicht weiter auf die Schule und wanderte in die USA aus. Da alles darauf ankam, den Lebensunterhalt zu verdienen, war ich gezwungen, mit 17½ Jahren umherzureisen und Waren zu verkaufen.

30 Jahre meines Lebens verbrachte ich in New York und das letzte Jahrzehnt im Gebiet von Detroit.

44 KURT WALLERSTEINER

Geb. 1919 in Ulm; Eltern: Hugo und Alice Wallersteiner; 1935 Emigration über die Schweiz nach Großbritannien (1936); Chemiker, Professor.

Die Einstellung meiner Freunde war am Anfang des Nationalsozialismus idealistisch. Man betrachtete Hitler als eine Art von Schutzwall vor dem Kommunismus. Er hatte ein enormes Charisma und erweckte den Idealismus meiner Generation. Man sah in ihm die Antwort auf den verlorenen Ersten Weltkrieg und den Versailler Vertrag. Obwohl von heutiger Schau aus der Versailler Vertrag eigentlich doch einer der mildesten Verträge nach der Niederlage einer Nation in der neuesten Geschichte war.
Die Ulmer Bevölkerung war in ihrer Mehrheit damals nicht antisemitisch, was sich z.B. an der starken Beteiligung bei der Beerdigung meines Vaters zeigte. Selbst unter den Nazis waren Leute wie Wilhelm Dreher, Reichstagsabgeordneter der NSDAP in Ulm, bereit, meiner Familie zu helfen. Als wir erfuhren, daß Julius Streicher im »Ulmer Sturm« einen Hetzartikel gegen unseren Vater veröffentlichen wollte, ging meine Mutter zu Frau Dreher und bat sie, mit ihrem Mann zu sprechen, damit der Artikel nicht erschiene. Sie tat es auch, und Wilhelm Dreher wurde dann in dem Artikel »Der Musterjude von Ulm« indirekt ebenfalls angegriffen. Mein Vater, der durch Kriegsverletzungen gesundheitlich schwer angeschlagen war, litt entsetzlich unter den Anfeindungen. Er starb am 3. November 1930 an Herzleiden.
Mütterlicherseits waren meine Großeltern in der Rheinpfalz aufgewachsen. Meinem Großvater Oskar Rosenstiel gehörte ein Weingut in Neustadt an der Weinstraße. Er war ein außerordentlicher Experte auf dem Weingebiet. Meine Großmutter Rosa war eine geborene Marx. In ihrer Jugend war sie eine Amateurschauspielerin, die in Neustadt bei allen Amateurtheateraufführungen mitmachte. Meine Großeltern haben mir sehr viel im Leben geholfen. Sie ermöglichten mir, daß ich 1935 mein englisches Abitur am Institut auf dem Rosenberg in St. Gallen machen konnte, indem sie meinen Aufenthalt in der Schweiz und in Cambridge mithalfen zu finanzieren. Meine Großeltern waren Menschen, die sehr viel Schweres im Leben durchgemacht haben. 1938 wanderten sie nach England aus, wo beide nach dem Krieg verstorben sind. Sie hatten vier Kinder, nur 2 überlebten.
Mein Vater, Dr. Hugo Wallersteiner, war ein imponierender Mann, der schon durch seine Körpergröße von 1,93 auffiel. Er war ein begeisterter Sportler und äußerst gesellig. Er war Mitglied der Ulmer Fußballmannschaft und Vorsitzender des Ulmer Ruderclubs; er war Leichtathlet und ein guter Schütze. Einen großen Freundeskreis fand er in der Schlaraffia Ulm, wo er bis zu seinem Tode »Große Herrlichkeit« war. Bei seiner Beerdigung spielte auch eine Militärmusikkapelle das Lied vom »Schlaraffiawunderland«. Darüber hinaus war er ein

hervorragender Arzt, ein Spezialist für Magen- und Darmkrankheiten, der weit über seine engere Ulmer Heimat hinaus bekannt war und zugezogen wurde.
Meine Mutter war eine schöne, aber auch sehr sensible Frau, die mir viel Liebe schenkte. Sie war eine gute Hausfrau, die alles tat, um ihrem Mann zu helfen. So machte sie die Buchhaltung der Arztpraxis und arbeitete von morgens bis abends. In meiner Jugend war sie auch viel auf dem Sportplatz, um Tennis zu spielen.
Wenn ich heute auf die Persönlichkeiten zurückblicke, die mein Leben bis dahin entscheidend beeinflußten, so muß ich als erstes Ulmer Sportler erwähnen, die z. T. die Helden meiner Jugend waren, darunter Erwin Keck, genannt »Muhle«, der vielleicht 25 Jahre lang der Torwart des Ulmer Fußballvereins 1894 war, aber auch andere Fußballer und Leichtathleten, die wir damals in Ulm hatten. Unter meinen damaligen Freunden waren Kurt und Otto Hilb, die meine Leidenschaft für den Sport teilten. Kurt Hilb war ein guter Hockeyspieler und ein vielseitiger Sportler. Bis 1933 war ich Mitglied des Ulmer Ruderclubs gewesen, bei dem mein Vater bis zu seinem Tode 1. Vorsitzender war, und hatte in der Jugendmannschaft gerudert.
Im Jahr 1933 kam die Gleichschaltung der Ulmer Vereine. Auch mir wurde nahegelegt, meinen Rücktritt vom Ulmer Fußballverein zu erklären, was ich schweren Herzens tat. Rückblickend möchte ich noch sagen, daß im Fußball niemand darauf achtete, welcher Religion oder welcher Volksgruppe man angehörte. Es war eine Kameradschaft, die erst mit der Entwicklung der 30er Jahre langsam ermüdete.
Die jüdische Gemeinschaft in Ulm organisierte dann ihren eigenen Sportverein. Ich wurde einer der Führer der jüdischen Jugend in Ulm unter dem Schild des Reichsbunds jüdischer Frontsoldaten, Jugendgruppe. Bankier Maier stellte uns im Maienwald hinter Söflingen eine Wiese zur Verfügung, wo wir unseren



Hugo Wallersteiner, um 1926.



Vorstand des UFV 94 mit Hugo Wallersteiner in der Mitte, um 1922.

Sportplatz bauten. Da früher oder später eine Auswanderung aus Deutschland notwendig werden würde und viele von uns nach Palästina auswandern wollten, überredeten wir die alten Soldaten und Offiziere des Ersten Weltkriegs, uns beim Wehrsport dort im Maienwald behilflich zu sein. Dreher und seine SS-Leute kamen und schauten uns interessiert zu. Man hatte absolut nichts dagegen, daß wir uns damit auf unsere Auswanderung vorbereiteten. In der damaligen Zeit hatten wir 60 oder 70 Jungs und Mädchen. Im Winter 1933/34 hatten wir unser erstes Winterlager in Schöllang im Allgäu.

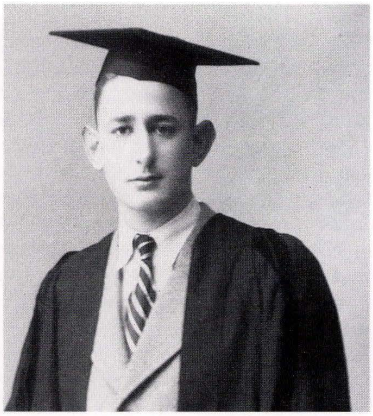
In dieser Zeit hatte ich gute Freunde, die zu mir hielten. Helmut Müller und ich gingen oft zusammen radfahren, und ich war bei seiner Familie in der Karlstraße immer willkommen. Günther Mann und seine Familie lebten am Charlottenplatz, um welchen wir zum Ablegen des Jugendsportabzeichens gehetzt wurden. Noch heute sehe ich Turnrat Fischer mit der Stoppuhr in der Hand vor mir. Albert Schrode war ein bescheidener, netter Mensch und Freund, dessen Vater, Obersteuerinspektor Schrode, am Grabe meines Vaters die Abschiedsrede seiner Kriegskameraden gehalten hatte. Gegen den Wunsch der Hitlerjugend ging Albert oft mit mir Faltbootfahren. Dieter Hölzinger war der Sohn eines Ulmer Arztes, dessen Eltern mit meinen befreundet waren. Er begleitete mich öfters auf meinem Weg ins Gymnasium, wie auch Albert Schrode. Beide sind im Krieg gefallen und ruhen meines Wissens in russischer Erde. Ein anderer Freund, Richard Lustig, und sein älterer Bruder beschlossen angesichts der sich steigernden Verfolgung, die von oben verordnet war, auszuwandern. Da man nur 10 Reichsmark pro Person mitnehmen durfte, planten sie, mit ihrem Faltboot die Donau herunter zum Schwarzen Meer zu fahren und dort zu versuchen, irgendwo eine neue Heimat zu finden.

Die jüdische Gemeinde entwickelte auch einen Kulturbund mit eigenen Theateraufführungen unter der Leitung von Kurt Fried, der auch Vorlesungen über Philosophie gab. Zwischen der Synagoge und dem Neuen Bau war das Gemeindehaus. Der oberste Stock wurde für Theateraufführungen und musikalische Veranstaltungen benutzt, im zweiten Stock wohnte Kantor Abraham Adler mit seinen Kindern, im ersten Stock Rabbiner Dr. Julius Kohn mit seiner Frau, die schwer leidend war. Julius Kohn war ein außerordentlich feinfühliger Mensch, vielseitig und sehr tolerant, in seiner Weltanschauung mehr Philosoph als Geistlicher. Dieser liebe, harmlose Mensch mußte am 9. November 1938 unter den Schlägen der Ulmer SA Spießruten laufen und wurde mit einem Schädelbruch ins Krankenhaus eingeliefert. An diesen Verletzungen ist er dann später in der Emigration gestorben. Viele Mitglieder der Ulmer Gemeinde gingen eigentlich nur an den hohen Feiertagen in die Synagoge. An den normalen Gottesdiensten war die große Synagoge fast leer. Die Minyan, die Anwesenheit von 10 männlichen Gemeindemitgliedern, ohne die ein jüdischer Gottesdienst nicht abgehalten werden kann, wurde zwar ohne Schwierigkeit auch an den Sabbatgottesdiensten erreicht, doch die meisten Mitglieder der Gemeinde kamen ziemlich unregelmäßig. Die Synagoge wurde zu Beginn der nationalsozialistischen Herrschaft wieder häufiger besucht und war dann auch an den kleineren Feiertagen oft voll. Die Frauen waren auf der Empore und die Männer unten. Eine Orgel war in der Synagoge eingebaut, und Herr Kern, der auch im Münster die Orgel spielte, war ein gottbegnadeter Musiker, der durch seine

Improvisationen dem Gottesdienst musikalischen Ausdruck zu geben verstand.
Wir waren nach der Heirat meiner Mutter mit Herrn Obermedizinalrat Dr. med. Ludwig Stoß nach Neu-Ulm gezogen. Von da an mußte ich jeden Tag über die neue Donaubrücke zum Gymnasium. Auf dem Schulweg holte ich dann meinen Freund Albert Schrode an der Donaubastei ab, und der Weg ging dann über die Olgastraße zum Gymnasium. Als ich einmal über die Donaubrücke kam, wurde ich von drei Hitlerjungen angepöbelt. Den ersten schlug ich zusammen, der zweite kam auf mich zu mit einem Fahrtenmessen und verletzte mich leicht, bevor ich ihn zusammenschlug, der dritte schrie um Hilfe und rannte davon, holte einen Polizisten, und ich wurde auf die Polizeidirektion gebracht. Zu meinem Erstaunen hat Wilhelm Dreher die Hitlerjungen und nicht mich verurteilt, indem er schrie: »Ihr wollt Helden sein. Ihr seid Waschlappen.« Er hat sie dann davongejagt und beschimpft, mich hat er verwarnt und gehen lassen.
Wenn ich heute zurückschaue, betrachte ich das Ganze als einen Irrsinn, entstanden aus der verfehlten, längst überholten und falsch verstandenen Anthropologie des 19. Jahrhunderts. Wenn ich die Menschen in Ulm sehe – und ich bin weit in der Welt herumgekommen – ist es mir ganz klar, daß es keine deutsche Rasse als solches gibt. Deutschland ist wie Kanada, die USA, England und Frankreich ein Gemisch von Menschen, deren Urahnen zum Teil Kelten waren, zum Teil Germanen, zum Teil von den Mittelmeervölkern abstammen oder von anderen Völkergruppen, die im Laufe der Jahrtausende Europa bevölkerten, angefangen von den Ureinwohnern. Ich bedauere es außerordentlich, daß durch diesen Rassenwahnsinn die Grundlage zur Vernichtung von Menschen gegeben wurde, die dann im Holocaust oder in der »Shoa«, wie es im Hebräischen heißt, die schlimmsten Exzesse des Völkermords über die Menschheit brachte.



Kurt Wallersteiner, 1924.



Kurt Wallersteiner als Student an der Universität Cambridge, 1936.



Kurt Wallersteiner mit Mutter, 1948.

Ich betrachte den deutschen Menschen der damaligen Zeit als einen politisch vollkommen unerfahrenen Menschen, der leicht das Opfer des faschistischen Wahnsinns wurde, der mißbraucht, ja schändlich mißbraucht wurde, und der bereit war, sein Leben für den Führer zu opfern, weil er politisch unkritisch war. Ich war mehr als überrascht, als ich dann 1945 zurückkam in der Erwartung, daß die Mehrzahl der Menschen meiner Vaterstadt immer noch nationalsozialistisch denken würde. Ich traf niemand mehr, der daran festhielt. Es war unglaublich, wie diese Änderung das Volk über Nacht überschwemmte.
Ja, und nun zur Emigration. Mit Hilfe meines Stiefvaters, Obermedizinalrat Stoß, und meiner Mutter hatte ich 1936 die Genehmigung bekommen, als deutscher Austauschstudent nach Cambridge zu gehen. Der Austausch wurde damals durch die Rhodes Foundation in London organisiert, die ihrerseits englische Studenten nach Deutschland schickte. Die Zeit in England war für mich sehr schwer, da ich wenig Geld hatte und in ständiger Sorge um meine Mutter und meinen Stiefvater und die anderen Familienangehörigen war. Offiziell durfte ich nicht arbeiten. Inoffiziell aber konnte ich – wie viele Studenten – etwas nebenher verdienen, indem ich jede Arbeit annahm, die ich finden konnte. Ich gehörte in Cambridge einem Kulturkreis an, dem des internationalen Klubs. Im Jahre 1938 organisierte ich dort eine erfolgreiche Ausstellung deutscher expressionistischer Kunst. Die bekanntesten Aussteller waren Fred Uhlmann und Kokoschka. Gezeigt wurden Bilder von Max Liebermann, Klee und anderen Künstlern, die von Emigranten nach England mitgenommen worden waren und die nun zum Teil im internationalen Klub zum Verkauf angeboten wurden.

Ich möchte diesen Bericht abschließen mit dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges, der nicht unerwartet kam und der mit dem Holocaust endete. Ein tragisches Schicksal verhinderte die Emigration meiner Mutter und von Prof. Stoß. Sie waren mit einer Besuchsgenehmigung der Engländer im Mai 1939 zu mir gekommen, und mein Stiefvater hatte die Möglichkeit einer Anstellung an einem katholischen Missionskrankenhaus, aber die Engländer verweigerten beiden den Aufenthalt, brachten meine Mutter kurz ins Gefängnis, um sie zu zwingen, nach Deutschland zurückzukehren. Dies geschah unglaublicherweise im Mai 1939. Die Engländer wußten genau, welche schrecklichen Mittel der Verfolgung seit der Kristallnacht am 9. November auf diese jüdischen Menschen, die sie nach Deutschland zurückschickten, warteten. Zum Glück war in Neu-Ulm nicht bekannt, daß die beiden emigrieren wollten. Sie konnten also wieder nach Neu-Ulm zurück, und ich glaube, bis heute war es in meiner Heimatstadt unbekannt, daß die beiden von Deutschland fliehen wollten, um ein neues Leben in Freiheit außerhalb des Reichs Adolf Hitlers anfangen zu können.

45 LOTTIE GREENWOOD, geb. BARTH

Geb. 1920 in Ulm; Eltern: Heinrich und Eda Barth; 1938 Auswanderung in die USA; 1940 Heirat.

Meine erste Reaktion auf das Rundschreiben Otto Hilbs und der Stadt Ulm vom 5. Oktober 1989 waren nur traurige Gefühle. Doch dann dachte ich: Aber ich bin noch am Leben. Aber meine lieben Eltern, Heinrich und Eda Barth, die im Alter von 54 und 46 Jahren umgebracht wurden zusammen mit meiner damals 13 Jahre alten Schwester Suse und meiner 11 Jahre alten Kusine Beate Bärtig, waren nicht so glücklich. Die haben nicht lang genug gelebt, um ihr Leben schildern zu können. Meine Schwester hatte ein Gedicht geschrieben, »wie schön es wäre, wenn sie nach Amerika kommen könnte«.
Ich kann mich nicht dazu bringen, ein Manuskript zu schreiben, aber Ihr könnt diesen Brief in die Sammlung einschließen. Ich war 13 Jahre alt in dem Jahre 1933. Ich studierte an der Höheren Handelsschule bis zum Jahre 1936. Ich konnte selbst dort nur so lange bleiben, weil mein Vater im Ersten Weltkrieg an der Front gekämpft hatte. Zu dieser Zeit ist alles versucht worden, diese Schule »judenrein« zu machen. Ich habe dann eineinhalb Jahre für die Firma M. & H. Hirsch gearbeitet; aber die mußten dann ihr Geschäft unter Druck aufgeben.
Ich bin als ein 18jähriges Mädchen (mein Sohn sagt »teenager«) ganz allein nach New York, Amerika, mit dem Schiff »Washington« gefahren. Inzwischen war die Kristallnacht, und mein Vater wurde nach Dachau transportiert. Sein Bruder Julius wurde dort totgeschlagen, mein Vater Heinrich ist wieder nach Ulm zurückgekommen, aber erst nach meiner Auswanderung. Es ist dokumentiert, daß meine ganze Familie, Vater, Mutter, Schwester und meine kleine Kusine nach Riga verschleppt und dort im Wald erschossen wurden.

Ich sehe heute noch vor meinen Augen meine liebe Mutter auf dem Bahnhof in Ulm. Es war gut, daß ich jung und dumm war, denn heute verstehe ich besser, was der Blick in ihren Augen bedeutete.
Es war nicht einfach, mit 18 Jahren ganz allein in die Welt zu gehen in dem Bewußtsein, daß man nicht wieder zurück zu seinen Eltern, Verwandten, Freunden und Heimatstadt, in der man aufgewachsen war und die man liebte, kommen kann. Ich hatte nie woanders gelebt als in Ulm an der Donau.
Die Überfahrt war sehr stürmisch und New York »verwirrend«. Im ersten Jahr arbeitete ich mit Kindern, und dann wurde ich sehr krank. Ich traf meinen lieben Mann im Herbst 1939, und wir heirateten am 13. Oktober 1940, trotzdem er auch ein »refugee« war und wir, im Vergleich zu heute, sehr wenig hatten. Aber wir waren jung und gesund und arbeiteten schwer. Mein Mann war über 25 Jahre in einer großen Reklame-Agentur (Y & R) angestellt und arbeitete seit 1973 für die County Regierung.
Unser Sohn, J. Michael, wurde im September 1942 geboren. Ich kann mich erinnern, daß ich auf einer Bank im Park auf meinen Mann wartete, bis er mit seinem kleinen Gehalt heimkam, um Milch für das Kind zu kaufen. Liebe geht weit. Unser Sohn bekam einen Doktorgrad in Psychologie und arbeitet für die Staatliche Gerichtsverwaltung in Washington. Seine Frau ist Lehrerin, und dieselben haben eine 16jährige Tochter und einen 12 Jahre alten Sohn. Unsere Tochter, Suzanne, ist heute eine erfolgreiche Computer System Analyst. Sie studierte und war ursprünglich auch Lehrerin. Ihr Mann ist auch ein Computerfachmann. Sie haben eine achtjährige Tochter und einen goldigen vierjährigen Jungen.

46 RUTH YOUNG-LAUPHEIMER

Geb. 1921 in Ulm; Eltern: Joseph und Rosa Laupheimer.

Erinnerungen an Ulm

Promenadenstraße. Ein kleines Mädchen spielt mit anderen Kindern im Hof. Wir wohnten im dritten Stock. Es wurde Ball gespielt, Verstecken, Kreisel und Marbles (ich hab' das deutsche Wort vergessen), wir balancierten auf Stelzen, bunte Reifen wurden getrieben und später »Radelrutsch« gefahren. Ich kann mich an manche Namen erinnern, auch an die Spiele »Mutter und Vater« und »Dokterle«. Der Winter war kalt, und ich verbrachte viele warme Nachmittage in Großmutter Sophies Küche. Half ihr beim Kartoffelsalatmachen und Kuchenbacken, versuchte und schleckte alles, bis meine Mutti mit uns schimpfte. Im Sommer war es immer heiß, und wir waren jeden Tag an der Donau oder im Bad. Schwimmen lernte ich ohne Hilfe. Wir kauften ein, meine Mutti und ich, und ich bekam den »Fridolin«. Die Gerüche der Geschäfte, des Marktes, des Wäschetags sind mir immer noch in der Nase. Das Leben war einfach, genau eingeteilt und sicher.
Wir zogen um, ich glaube in die Karlsstraße in einen Neubau. Die erste Unruhe setzte ein, 1929. Meine Mutter schickte mich in einen Kinderverein, da ich viel

allein war und sehr scheu. Wir übten ein Kinderspiel, »Schneewittchen«. Ich war der Zwerg-Älteste, lernte meine Rolle sehr ernsthaft, und wir übten viel. Eines Abends erschien die Leiterin, sprach lange und ernst mit den Eltern. Ohne Erklärung war alles vorbei. Nach langer Zeit wurde mir klar, daß ich nichts Schlimmes angerichtet hatte, sondern daß ich – durch Unvorsichtigkeit – einer deutschnationalen Kindergruppe angehört hatte. Mein Vati hat ganz schön die Mutti ausgeschimpft. Aber das wurde alles vor mir geheimgehalten. Auch daß das Geschäft meines Vaters aufgelöst wurde und er als Vertreter arbeitete. Herr Ischinger, der Vorgesetzte meines Vaters, wurde ein guter Familienfreund. Er stand meinen Eltern sehr zur Seite. Ich glaube, er hieß Max. Obwohl er sehr lieb und gut zu der kleinen Ruth war, waren meine Gefühle für ihn immer gemischt. Ich glaube, ich dachte, daß er meine Mutti zu gerne sah. Meine ersten Eifersuchtsgefühle. Der Ernst des Lebens beginnt.

1931. Mein Vater bleibt in Ulm, Mutter fährt nach Rottweil am Neckar, wo sie eine Filiale – ein Schuhgeschäft – für meinen Großvater leitet. Ruth bleibt beim Großvater in Horb am Neckar, geht zur Schule, bis wir alle drei wieder in Rottweil vereinigt waren. Aber das ist eine weitere Geschichte. Mein Vater kommt von Laupheim. Großvater Anselm und Großmutter Sophie sind dort beerdigt. Die Schwester meines Vaters, Flora, auch. Da waren noch Lina und Klara.

Mein Vater erzählte mir von seiner Kindheit in Laupheim. Von seinem strengen Vater, der von der ganzen Familie viel erwartete. Mein Vater hätte viel lieber Musik studiert, aber er mußte geschäftlich geschult werden. Als einziger Sohn mußte er das Getreidegeschäft übernehmen. Aber alles kam ganz anders. Großvater Anselm starb früh – 1906 (ich kannte ihn nicht). Die Mädels heirateten und zogen nach Heilbronn. Wir wohnten in Ulm, und Großmama Sophie – sie starb 1923 – zog auch dorthin. Anselm hatte – trotz seiner Strenge – ein großes Herz. Er sorgte für die vier Kinder einer Schwester. Die wuchsen auch in Laupheim auf. Otto, Max, Richard und Cilly Weil. Ich kannte sie alle. Onkel Otto war der Lebemann, der in Berlin wohnte. Onkel Max lebte in München. Ich verbrachte viele Ferien bei seiner Familie. Richard war Rechtsanwalt in Stuttgart. Seine Frau Ilse war Künstlerin, und ich war oft mit ihren drei Kindern zusammen. Tante Cilly lebte in Bingen am Rhein mit Mann und drei Söhnen. Was mit Otto geschah, weiß ich nicht. Max mit Frau und Sohn fuhren nach Südamerika. Richard und Familie gingen nach Australien. Er ist auf der Reise gestorben. Cilly und Familie wanderten nach Chile aus, wo der älteste Sohn bereits lebte. Eine große Familie auf der Welt zerstreut. Nur eine Schwester meines Vaters zog zu ihrem Sohn nach Glasgow (Schottland). Die andere Schwester starb in Heilbronn, und mein Vater Joseph Laupheimer starb 1936 in Horb am Neckar.

1990. Meine Gedanken sind zurückgeflogen. Meine Kindheit war zu kurz, aber ich weiß, daß das Leben im Anfang gesichert war, und dann begann der Haß und Kummer. Eine ganze Generation ging verloren. Und doch haben viele von uns in anderen Ländern ein neues Leben gegründet. Meine Kinder und Enkelkinder sind Engländer, die Kinder der Geschwister meines Mannes sind Deutsche (Ost und West). Die Kinder eines Freundes, der auch aus Deutschland kommt, sind junge Spanier. Es gibt Amerikaner, Südamerikaner und natürlich Israelis, alle in einer Familie.

Ich habe eben Deutschland besucht, Ulm a.d.D., die Stadt meiner Geburt. Meine Tochter und mein Schwiegersohn haben geduldig mit mir alte Straßen gesucht, wo ich die ersten 10 Jahre meines Lebens verbrachte. Den alten jüdischen Friedhof in Laupheim suchten wir auf, wo meine Großeltern begraben sind, Anselm und Sophie Laupheimer, und auch eine kleine Schwester meines Vaters, Flora Laupheimer, die als kleines Kind starb. Es war ein einsames Gefühl, als ich am Gedenkstein der Synagoge stand. Als ich den Judenberg entlangging, sah ich plötzlich vor meinen Augen das Leben und Treiben der Gemeinde Laupheim. Besonders nachdem mir eine ältere Frau von diesen früheren jüdischen Bürgern erzählte und dann hinzufügte: »Die sind halt plötzlich verschwunden.«
Ich möchte gerne mit diesen paar Zeilen Herrn Schell und seinen Helfern danken, daß der Friedhof so schön gehalten wird, und auch der Stadt Laupheim für die Gedenktafel und den Gedenkstein. Das Israel-Fenster im Münster von Ulm ist wunderschön, und es war auch interessant, die Geschichte der jüdischen Gemeinde von Ulm zu lesen. Es war ein bißchen schwierig, die Gedenktafel für die Synagoge zu finden, weil sich doch so viel verändert hat, und 50 Jahre sind eine lange Zeit.

47 ANNELIESE WALLERSTEINER

Geb. 1921 in Ulm; Eltern: Leopold und Elsa Wallersteiner; 1939 Emigration in die USA.

Unser Vater Leopold Wallersteiner wurde am 2. Mai 1879 in Kappel bei Buchau geboren. Er war der älteste Sohn in der Familie und die sechste Generation, welche in Kappel/Buchau ansässig war. Sein Urgroßvater Samuel Gronum W. war einer der 12 Stammjuden, welche im Jahre 1793 den Schutzbrief der Fürstin Maximiliana erhielten. Im Grundbuch von Buchau ist verzeichnet, daß sein Ahne, Samuel (1695–1775), der erste Wallersteiner in Buchau war. Ursprünglich kamen unsere Ahnen aus dem Ort Wallerstein bei Nördlingen. Sie nahmen den Namen des Ortes als ihren Familiennamen an. Um 1884 zogen die Eltern meines Vaters, Samuel und Charlotte, geb. Neuburger, nach Biberach und eröffneten dort am Marktplatz ein schönes Geschäft für Bekleidung und Stoffe.
Leopold absolvierte in Biberach die Schule und machte sein Einjähriges auf dem Gymnasium in Ravensburg. Nach einigen Jahren Lehrzeit in Berlin und München trat er 1902 in das väterliche Geschäft ein. Im Jahre 1905 heiratete er (unsere Mutter) Elsa Bergmann aus Laupheim, Tochter des Haarfabrikanten Anton Bergmann. Elsa war groß und schlank, hatte eine natürliche Begabung für das Geschäft und half eifrig beim Verkauf mit. 1910 wurde ihnen ein Sohn geboren, der Stolz der Familie; jedoch eine tückische Kinderkrankheit suchte den kleinen Hermann kurz vor Vollendung seines zweiten Lebensjahres heim. Er wurde mit seinem Großvater Anton in Laupheim begraben, welcher nur 23 Tage vor ihm starb. Zwei Monate zuvor, im Dezember 1911, starb Großvater Samuel Wallersteiner, welcher in Buchau begraben wurde. Um den alten Erinnerungen zu entfliehen, zogen unsere Eltern nach Ulm.

Leopold und Elsa Wallersteiner bezogen den ersten Stock des Eckhauses Hauptwachplatz/Sattlergasse, neben dem Rathaus. Unten war ein schöner Laden mit großen Schaufenstern. Die Firma hieß ebenfalls L. G. Wallersteiner, nach unserem Urgroßvater, Lazarus Gronum W. genannt. Das Geschäft führte Herren-, Damen- und Kinderbekleidung. Unser Vater betrieb auch einen Nähsaal, in dem er seine eigene Damenkonfektion herstellte. Er beschäftigte schon damals etwa 70 Arbeiter und Personal.
Von 1914 bis 1918 war unser Vater im Krieg, ebenso die drei Brüder unserer Mutter. Meine Mutter führte das Geschäft alleine weiter, mit Hilfe von Herrn Julius Salomon, welcher während des Krieges als Teilhaber eintrat. Derselbe spezialisierte sich hauptsächlich im An- und Verkauf von Meterware. Er war ein guter Freund der Familie.
Im Juli 1917 wurde ein zweiter Sohn geboren, sie nannten ihn Hans Anton. Die Zeiten waren sehr schwer, unser Vater war im Feld. Da kein Auto zu dieser Zeit zu bekommen war, mußte unsere Mutter mit der Straßenbahn ins Hospital »Johanneum« fahren. Dort gab es viele verwundete Soldaten zu betreuen; es gab wenig Platz oder Zeit für eine schwangere Frau. Obwohl das Kind gesund und kräftig mit neuneinhalb Pfund geboren wurde, war es am nächsten Tag nicht mehr am Leben. Den Grund dafür haben unsere Eltern nie erfahren.
Mit großem Mut ging das Leben weiter. Im November 1919 kam meine Schwester Charlotte (Lotte) zur Welt, und im Juni 1921 wurde ich geboren.
Ende des Krieges stürzte sich unser Vater wieder in die Weiterentwicklung seines Geschäftes. Als Arbeitgeber war er sich seiner Verantwortung bewußt. Es galt, Stellungen zu beschaffen und Kriegsbeschädigten Arbeitsmöglichkeiten zu geben. Einige waren bei der Firma beschäftigt.

Hauptwachplatz

Am 21. Juni 1921 erblickte ich das Licht der Welt. Dies ist der erste Tag des Sommers; es ist der längste Tag des Jahres und immer ein sonniger Tag.
Wir wohnten über dem Laden am Hauptwachplatz, im Zentrum der Stadt. Fast täglich machten wir Spaziergänge an das nahe Donau-Ufer.
Ich erinnere mich noch gut an die Geschäftsräume des Ladens. Sie waren mit Korbmöbeln ausgestattet, auch kleine Sessel für Kinder. Ein Aufzug führte in die Wohnung hinauf.
Frl. Babette und Frl. Centa gaben mir die bunten Etiketten zum Spielen. Im Schaufenster saßen große Puppen mit echten Haaren (aus der Fabrik meines Großvaters in Laupheim). Diese Puppen trugen Kinderbekleidung. Als wir 1924 den Laden aufgaben, erbte ich diese zwei schönen Puppen.
Der Brand des Neuen Baus im Februar 1924 ist mir noch gut im Gedächtnis. Schwester Lotte, viereinhalb Jahre alt, soll unsere Eltern aufgeweckt haben mit den Worten: »Mama, da fallen die Sternle vom Himmel.« Es waren die Funken des Brandes, die an unseren Fenstern herabfielen. Alle Lichter wurden angezündet, unsere Eltern zogen sich an und gingen auf die Straße. Meine Schwester und ich wurden im großen Schlafzimmer in die elterlichen Betten gelegt und mit

einem Schoppen Kakao beruhigt. Es war dieses ein Ersatzprodukt, »Eichelkakao« genannt, von Schokolade keine Spur, die gab es damals nicht.
Einige Monate später zogen wir an den Bismarckring. Vater hatte seine neue Fabrik in der Römerstraße 19 erbaut und bezogen. Dieselbe wurde ein großer Teil unseres Lebens.

Bismarckring 42 war der Himmel auf Erden

Alles, was ein Kind zum Aufwachsen benötigt, war hier in greifbarer Nähe. Die 10-Zimmer-Wohnung im ersten Stock mit dem geraniengeschmückten Balkon war ein Paradies.
Spielgefährten standen immer genügend zur Verfügung. Es gab einen Hof mit einer Teppichstange und einem Zaun zum Klettern. Es gab ein Vorgärtle und einen Hauseingang mit Blumen verziert. Wilde Reben schlangen sich am Haus empor bis unter das Dach, sie umrahmten die Fenster und im Herbst brachen sie in den herrlichsten Farben aus. Dieses schöne Haus gehörte zu Emil Herbsts Grundstück. Wir durften auf seiner Weide hinter dem Haus spielen. Mit besonderer Begeisterung spielten wir im Fabrikhof, in dem sich ein großer Schuppen befand und in dem man sich herrlich zwischen Brettern und Kisten verstecken konnte. Vor dem Haus war ein sehr breites Trottoir, geeignet zum Seilhüpfen und zum Topfschlagen. Der breite Gehsteig erstreckte sich der Zinglerstraße entlang bis zur Schillerapotheke, ideal zum Rollschuh- und Rollerfahren. Dem Herrn Landgerichtsrat Dodel, welcher im Parterre unseres Hauses wohnte, wurden wir Kinder manchmal zu laut. Er kam in seinem schwarzen Umhang und Schlapphut zum Vorschein und hob warnend seinen Spazierstock. Schließlich bekam ich einen neuen, modernen Roller mit Gummirädern und auch neue Rollschuhe.
Die Nachbarschaft bot uns so vieles. Bei Frau Kohlberger kauften wir Kinder Traubenzucker und selbstgemachtes Eis im Sommer. Der Balkheimer hatte herrliche Scherenschnitte, Abziehbilder und Papierblumen für das Poesie-Album. Zum Reule konnte ich allein zum Haarschneiden gehen. Die Kuchen und das Gebäck durfte ich zum Bäcker Oswald in die Backstube tragen. Beim Metzger Herrmann holten wir Wurst und Fleisch. An der Ecke war das ältere Ehepaar Scholl in seinem kleinen Spezereiladen. Da ich so oft dort war, sind sie mir alle noch in bester Erinnerung.
Die Zinglerstraße bot ständige Abwechslung. Handwerksburschen kamen von der Richtung Laupheim, manchmal sogar ein Hamburger Zimmermann mit seinem großen schwarzen Hut und weitbeinigen Hosen. Das bedeutet Glück, sagt der Volksmund. Wir erlebten den Bau der Martin-Luther-Kirche mit. Die Turmuhr konnte ich von meinem Zimmer aus sehen und dem Stundenschlag in der Nacht lauschen. Des öfteren zog eine Militärkapelle zu Fuß oder zu Pferd am Haus vorbei, das war immer ein Erlebnis für uns Kinder.
Die Ehinger Anlagen boten Wald, Schlittenhügel, Trinkbrunnen, Bänke im Schatten, Spazierwege an die Donau hinunter, oder auf der anderen Seite war der Weg zu meinem Garten in der Römerstraße.

Der Schulhof der Wagnerschule war direkt gegenüber von unserem Haus. Ich konnte den Kindern beim Spielen zusehen oder beobachten, wie sie meinem Vater auf dem Weg in sein Geschäft ehrfürchtig die Hand zum Gruß boten.

Das Geschäft L. G. Wallersteiner

Genannt nach unserem Urgroßvater Lazarus Gronum W. wurde die Firma in Buchau gegründet. Von 1884 bis 1912 war das Geschäft in Biberach und wurde dann nach Ulm verlegt. Dieses Geschäft war ein großer Teil unseres Lebens. Manche der Angestellten kannten mich schon seit meiner Geburt, als wir noch am Hauptwachplatz wohnten über dem großen Laden.
Im Sommer 1924 bezogen wir die neugebaute Fabrik in der Römerstraße, von Architekt Karl Daiber entworfen und erbaut. Die Angestellten vom Hauptwachplatz zogen mit uns. Wir hatten die Erlaubnis beibehalten, weiterhin Detail zu verkaufen. Manchen Kunden wurden Modelle nach Maß angefertigt. Die Lehrzeit bei L. G. W. wahr sehr begehrt, denn unser Vater war ein leidenschaftlicher und sehr guter Lehrmeister. Jeder Lehrling war für ihn ein Mensch mit Entwicklungsmöglichkeiten. Die Kinder der Angestellten wurden auf der Warteliste bevorzugt.
Schon während meiner Schulzeit durfte ich beim Packen und Kartonanfertigen mithelfen. 1936 trat ich als Lehrling ein. Somit begann eine intensive Schulung für mich: vom obersten Nähsaal bis zum Versand im Erdgeschoß. Jeder Abteilungsleiter bemühte sich besonders, mir viel beizubringen; es blieb mir nichts erspart, im Gegenteil, mein Vater wollte auch, daß es mir keiner leicht macht.
Unsere Mutter leitete die Kleider-Abteilung und den Detail-Verkauf. Sie reiste mit unserem Vater zum Einkauf nach Berlin. Auch meine Schwester Lotte hatte eine Lehrzeit in der kaufmännischen Abteilung der Firma. Sie begleitete meinen Vater zweimal im Jahr auf der Geschäftsreise. Da sie eine große, schlanke Figur hatte, war sie zum Vorführen der Kollektion sehr gut geeignet.
Im obersten Nähsaal wurden Mäntel angefertigt. Im mittleren Stockwerk war das Lager, von welchem die Aufträge erfüllt wurden. Dort befand sich auch der Kleidernähsaal und der Detail-Verkaufs-Raum. Im Hochparterre war das Stofflager, das Privatkontor, das Konferenzzimmer, die Pelznäherei, die Buchhaltung und das Schreibzimmer.
Insgesamt beschäftigte die Firma 200–225 Arbeiter und kaufmännische Angestellte. Das Verhältnis zwischen unseren Eltern und der Belegschaft war ein besonders harmonisches. Da Löhne und Gehälter meistens tarifmäßig festgelegt waren, versuchte unser Vater durch andere Begünstigungen die Belegschaft zu unterstützen. Somit begann er eines Tages eine Milchvesperpause einzuführen. Aus großen Milchkannen wurde jeden Morgen ausgeschenkt, es stand jedem frei, sich zu bedienen. Der Bäckerjunge kam mit großen Körben mit frischgebackenen Wecken und Brezeln.
Für jedermann, der ein Auto zur Hochzeit benötigte, stellte die Firma das Privatauto mit Chauffeur dem Brautpaar zur Verfügung. Ein Brautkleid oder eine Kinderausstattung zu stiften, war unseren Eltern immer ein großes Vergnügen. Die Türe zum Privat-Kontor stand für jeden Angestellten und Arbeiter, welcher ein

persönliches Anliegen zu diskutieren hatte, jederzeit offen. Es war selbstverständlich, daß der Chef nicht nur mit Rat, sondern vielfach auch mit Tat zur Seite stand.
Es war unserem Vater immer sehr wichtig, daß die Arbeiter und Angestellten das ganze Jahr laufend beschäftigt waren, was bei Konfektions-Anfertigung nicht leicht ist, da dies ein Saison-Geschäft ist. So fertigte er in der ruhigen Zeit Lodenmäntel »auf Lager« an in der Hoffnung, sie später zu verkaufen. Im Sommer wurde in der Fabrik einige Wochen kürzer gearbeitet, was vielen recht war, denn sie wurden zu Hause zur Ernte benötigt. Das kaufmännische Personal durfte im Sommer abwechselnd zum Schwimmen gehen, im Winter, wenn es ruhigere Wochen gab, durften sie Handarbeiten für sich selbst machen. In diesem Sinne, nie jemanden ausstellen zu wollen, hatte unser Vater auch ein Abkommen mit seinem Freund, Herrn Dannhauser (Schürzenfabrik), getroffen, zu welchem er manche seiner Näherinnen »auslieh«, was dem Gleichgewicht beider Firmen zugunsten kam. Der Kürschner wurde auch in der Zwischensaison anderweitig beschäftigt.
Jedes Jahr machte die Firma einen Betriebsausflug. Mit Bussen gings durch Wald und Feld; am Abend zum Essen und Tanzen ins Schießhaus nach Neu-Ulm. Vor dem Weihnachtsfest schmückten die Näherinnen ihren Nähsaal und sangen den ganzen Tag Weihnachtslieder. Es gab im Betrieb jedes Jahr eine Feier, jeder bekam ein Geschenk oder Bonus. Von der Familie W. bekam jeder einen Teller mit selbstgebackenen »Guatsla«.
Zum Grundstück in der Römerstraße gehörte auch ein Garten. Derselbe war reich an Blumen, Gemüse, Beerensträuchern und Obstbäumen. Im Herbst, wenn die Birnen reif waren, durfte, wer wollte, mithelfen beim Schütteln, ernten und mit nach Hause nehmen. Nie werde ich diesen schönen Garten, das Gartenhaus mit seinen alten Möbeln und die natürliche Wiese vergessen.
Es existiert heute noch ein Kränzle früherer Näherinnen. Auch einige der kaufmännischen Angestellten treffen sich noch regelmäßig. Manche der vorstehenden Anführungen stammen aus deren Erläuterungen und Erzählungen. Ich habe einige der früheren Belegschaft 1988 in Ulm getroffen.

Religion im Elternhaus

Religion im Elternhaus war vielseitig, nicht einseitig. Religion war im täglichen Leben. Alles, was die jüdische und christliche Religion an moralischen und ethischen Werten lehrt, wurde in unserem Hause ausgeübt. So z. B. Nächstenliebe, Respekt für den anderen, Barmherzigkeit, Vergeltung und Verzeihung, Dankbarkeit, Gerechtigkeit, Gottvertrauen, Anerkennung, Zuversicht und Demut. Für all diese Dinge gab es jeden Tag für uns Kinder lebende Beispiele. Unsere Eltern verstanden die Begebenheiten aller christlichen und jüdischen Feiertage, beide wuchsen sie im Kreise christlicher Freunde und Nachbarn auf. Es war selbstverständlich, daß alle Feiertage geehrt wurden. Oftmals ging ich mit unserem Kinderfräulein am Sonntag in die katholische Kirche zum Gottesdienst. In der Schule hatten wir evangelischen Unterricht. Niemals sagten meine Eltern »nein« dazu. Die jüdischen Feiertage wurden aus Tradition,

Pietät und Respekt für die Eltern, Großeltern und deren Vorfahren gehalten. In der Synagoge wurden wir daran erinnert, was Gott von uns erwartet. Von meinem Standpunkt aus gesehen, herrschte in Ulm ein schönes, harmonisches Zusammenleben der Religionen.
Nie werde ich die Einrichtung der »Krankenkost« vergessen. Etwa alle drei Wochen (auf dem Kalender vermerkt) kamen am Montag zwei Franziskaner-Schwestern ins Haus. Sie füllten die weißen Emailletöpfe mit einem guten Mittagessen. Mit präziser Genauigkeit wußten sie, wohin sie dasselbe zu tragen hatten. Wir wußten nicht, wohin es ging, und die Empfänger wußten nicht, wo es herkam. Protestanten, Katholiken und jüdische Familien beteiligten sich an diesem Werk, Spender und Empfänger waren durch einen himmlischen Zwischenläufer verbunden. Das war für mich symbolisch für die Weise, in der Gott handelt. Wer betet, bekommt Anwort, waren wir doch alle seine Kinder.
Zur Krankenpflege wurden die Evangelischen Schwestern gerufen. Die lustige Schwester Margaret war meine große Liebe. Zur Vergeltung bekam das Schwesternhaus Stoffe vom Geschäft. Dort gab es Schwestern, die statt Krankenpflege Kleidung für bedürftige Kinder nähten. Das kam mir alles so gerecht und natürlich vor.
Weihnachten war unseren Eltern wichtig, denn es wurde von ihnen erwartet, daß sie zur Schönheit dieses Festes beitragen. Jeder Laufbursche, der während des Jahres ins Haus kam, ebenso der Briefträger, der Milchmann, alle bekamen ein persönliches Geschenk. Die Hausangestellten bekamen etwas für ihre Aussteuer. Mit großer Sorgfalt haben sich alle meine Tanten beim Auswählen der passenden Garnituren beteiligt.

Das Leben unserer Eltern in Ulm

Die Eltern müssen sich in Ulm schnell eingelebt haben, denn schon 1914 beteiligte sich unser Vater an der Reise mit der Ulmer Schachtel nach Wien. Auf dem beiliegenden Bild sind viele seiner Freunde, darunter Emil Herbst und Karl Daiber.
Unsere Eltern gehörten vielen Vereinen an, unter anderen: Liederkranz, UFV 94, Teutonia, Leseverein, Turn-Verein, Frauenbildung Frauenstudium, Schlaraffia usw. An die Schlaraffia erinnere ich mich besonders gut, weil es ein Familienverein war und Kinder an Festlichkeiten teilnehmen durften. Jedes Jahr kam der Nikolaus mit Sack und Rute zum Kinderfest. Die Freimaurerloge wurde 1933 von Hitler für alle Beteiligten aufgelöst.
Unsere Mutter hatte viel Begabung zum Dichten und Inszenieren von musikalischen Darbietungen für Jung und Alt. Die verschiedenen Vereine gaben ihr Gelegenheit, ihr Talent zu beweisen. Frau Neumann aus Neu-Ulm schuf die passenden Tänze dazu. Ich erinnere mich sehr gut an die »Vogelhochzeit«, bei der ich eine der »Misikanten-Anten« war, und ein anderes Mal führten wir die »10 kleinen Negerlein« auf. Kostüme wurden vielfach in unserer Firma angefertigt und natürlich gestiftet.
Die Eltern zahlten auch Beiträge an Vereine, welche wohltätigen Zwecken gewidmet waren. Jede Vereinigung, welche Unterstützung brauchte, egal wel-

cher Konfession, konnte mit einem Zuschuß unserer Familie oder dem der Firma rechnen.
Außer den Vereinsbeteiligungen, hatten unsere Eltern auch getrennte Interessen. Unsere Mutter liebte künstlerische Vorführungen, ging ins Konzert und hatte Abonnement fürs Theater. Des öfteren brachte sie einen jungen, hungrigen Schauspieler oder Künstler zu einer Sonntagsmahlzeit mit nach Hause.
Vater hatte seine Stammtische und Frühschoppen, wo er sich mit anderen Herren der Stadt traf. Hier wurde Wirtschaftliches, Geschäftliches, Politisches, Soziales und Rechtswissenschaftliches diskutiert. Die Berufe der Teilnehmer waren vielseitig, so daß man für jedes Thema einen »Sachverständigen« dabei finden konnte.
Vater hatte die Begabung, geschäftliche Debatten zur Zufriedenheit der Beteiligten zu entscheiden. Er interessierte sich sehr für die Rechte der Arbeiter. Er wurde des öfteren zu Gericht gebeten, um den Richtern seine fachmännischen Erläuterungen zu erteilen. 1920 ernannte der Präsident des freien Staates Württemberg ihn zum ehrenamtlichen Handelsrichter. Dies war der höchste Posten, den ein Kaufmann im Dienste seines Landes verdienen konnte. Dieser Posten bedeutete Gleichberechtigung mit den anderen Richtern beim Gerichtshof.

Die Ulmer Messe, die Friedrichsau, Oberberghof, Roßmannbad

Zu einer meiner schönsten Jugenderinnerungen gehört die Messe. Im Winter schimmerte alles besonders hell unter dem Licht der grellen Lampen. Mit den heißen Maroni wärmten wir uns die Hände. Hier sah man den Spitzen-Jakob mit seiner raffinierten Meßweise. Man bewunderte geniale Messer, die alle Gemüse kunstvoll zerkleinern konnten. Es gab grüne Seife, die es vermochte, wieder Farben in ausgebleichte Stoffe hineinzuzaubern. Man kam aus dem Staunen nicht heraus. Von allen Verwandten und Freunden bekamen wir Meßgeld geschenkt. Türkischer Honig, Magenbrot, Meßbrockel, Fleischsalat und Kokosnüsse – wer kann das je vergessen? Die Losbude von Dr. Ziegler's Säuglingsheim konnte man immer am selben Standplatz auffinden. Alles stand mir zur Verfügung; ich gehörte zu Ulm, und Ulm gehörte zu mir.
Sonntags spazierten wir auf den Oberberghof, das Panorama auf die Stadt war immer beeindruckend und immer wechselnd der Jahreszeit und der Witterung entsprechend. In der Friedrichsau gab es auch immer Unterhaltung. Ich erinnere mich an etliche Kinderfeste, Spiele, Fahrten auf dem Ausee, das Füttern von Enten, Kuchen mit Schlagsahne. Im Roßmannbad benützten wir Kabine drei und waren dort Mitglieder, solange ich mich erinnern kann. Herr Roßmann war ein Freund unseres Vaters.

Die Schulzeit

Wir besuchten die uns gegenüberliegende Wagnerschule. Meine Lehrerin war Frl. Wannenwetsch. Sie war wegen ihrer strengen Disziplin etwas gefürchtet. Sie war freigiebig mit dem Tatzenstock. Wir waren nicht immer unschuldig. Ich

denke viel an sie zurück und lernte zu schätzen, wieviel wir bei ihr gelernt hatten.
Wir lernten viele Gedichte mit mehr als 15 Strophen auswendig. Unser Einmaleins kannten wir vorwärts und rückwärts, und fast jede von uns hatte am Ende der vierten Klasse eine schöne, leserliche Handschrift. Unser Repertoir an zweistimmigen Liedern war enorm groß. Jeder Tag begann mit einer Hymne, auch hier kannten wir alles auswendig. Manchmal durften wir bestimmen, was wir singen wollten. Zur Begleitung spielte Frl. W. die Violine oder die Bratsche. Die Disziplin war einmalig, sogar das Hervorholen unserer Schiefertafeln unter dem Pult ging auf 1–2–3 lautlos vor sich, wir waren immerhin 50 Mädchen in der Klasse.
Im Schwammbeutel züchteten wir Bohnen und Linsen, bis der Geruch unerfreulich wurde.
Zweimal in der Woche hatten wir Religionsunterricht. Ein evangelischer Pfarrer kam ins Klassenzimmer und erzählte uns Geschichten aus dem Neuen Testament. Ich habe mit Faszination zugehört. Meine Eltern hatten nie etwas dagegen einzuwenden. Zusätzlich gingen die katholischen und jüdischen Kinder zu ihren eigenen Religionsunterrichten. Eine Note dafür war im Zeugnis verewigt.
Zwei Lehren hat uns Frl. Wannenwetsch fürs Leben gegeben. Sie sagte:
1. »Euer Körper ist wie ein Tempel, es ist Eure Pflicht, ihn sauberzuhalten, ihn richtig zu ernähren, ihn beweglich zu erhalten, immer Turnübungen zu machen, und abwechselnd frische Luft und Ruhe gönnen und den Körper wie ein Heiligtum betrachten.«
Heute wissen wir alle, wie richtig und wichtig diese Lehre war.
2. »Obwohl Ihr einen Beruf wählen und ausüben könnt, als Frauen habt Ihr schon einen, den als Ehefrau und Mutter, das ist der wichtigste Beruf einer Frau.« Auch damit stimme ich mit ihr überein.
Unsere Handarbeitslehrerin war Frl. Wacker, auch bei ihr haben wir unheimlich viel gelernt. Häkeln, Stricken, Sticken, Nähen, Flicken und Weben. Wir verarbeiteten Garne in den verschiedensten Stärken, vom Feinsten zu einer Spitze zum Unterrock, bis zur dicken Wolle für warme Winter-Hausschuhe. Ich benütze noch viele Methoden, die ich bei Frl. Wacker lernte.
Später besuchte ich die Mädchen-Oberrealschule. Ich wurde von nichts ausgeschaltet, beteiligte mich an Sport, Musik und der Schuloper.

Schlußwort

Inzwischen sind 50 Jahre vergangen, meine Schwester Lotte und ich haben geheiratet und Kinder in die Welt gesetzt. Wir haben uns einen Platz auf dieser Welt geschaffen und unseren Einfluß dort geltend gemacht. Wir haben einen neuen Wirkungskreis gefunden, nehmen am Gemeindeleben teil, wie wir es in unserem Elternhaus vor uns gesehen haben. Dieses Land (USA) hat uns aufgenommen und uns die Gelegenheit gegeben, einen Lebensunterhalt in Freiheit zu verdienen. Dafür sind wir sehr dankbar.

Es ist nicht zu vermeiden, daß wir das »Erbe der Väter« an unsere Kinder und Enkel weitergeben wollen – und sollen, warum auch nicht? Warum sollen wir nicht stolz auf unsere Ahnen sein, bloß weil sie Deutsche waren, bloß weil eine Epoche in der deutschen Geschichte eine Auswanderung erzwungen hat? Keinesfalls. Diese Geschichte der Familie soll dazu beitragen, die Ehre der meinigen zu retten und der Nachwelt die Tatsachen zu unterbreiten, welche der deutschen Geschichte fehlen.



Anneliese Wallersteiner, 1938.



Elsie Moos, Gertrude Bergmann, Anneliese und Lotte Wallersteiner (von vorn).

48 ELSE MOOS

Geb. 1921 in Ulm; Eltern: Carl und Hilda Moos; 1939 Emigration in die USA; 1944 Heirat mit Jerry Hirsch; Bruder von Henry Moos (Nr. 31).

Meine Eltern, mein Bruder und ich wurden alle in Ulm geboren. Mein Vater, Carl Moos, am 26. Januar 1880, meine Mutter, Hilda Hirsch Moos, am 7. April 1892, mein Bruder, Heinz Moos, am 29. Dezember 1912 und ich am 6. April 1921. Mein Vater diente von 1914 bis 1918 als Offizier in der in Frankreich stationierten deutschen Armee.
Ich besuchte die Mädchenoberrealschule in der Frauenstraße. Bis 1933 erinnere ich mich nur an schöne Zeiten. Als die Nazis an die Macht kamen, wurde alles anders. Kurze Zeit darauf durften meine besten Freundinnen, die in dem Nachbarhaus wohnten, nicht mehr mit mir spielen. Das tat mir sehr weh. Bald konnten wir auch nicht mehr ins Kino und schließlich an keinen öffentlichen Ort mehr gehen, weil wir um unsere Sicherheit fürchten mußten. Bis 1937 hatte sich die Situation so verschlechtert, daß die Familie anfangen mußte, an Aus-

wanderung zu denken. Am 9. November, der »Kristallnacht«, wurde mein Vater, der damals 60 Jahre alt war, mitten in der Nacht abgeholt und nach Dachau gebracht. Zu diesem Zeitpunkt nahmen wir zu unserem Verwandten in den USA, Prof. Albert Einstein, Kontakt auf und baten ihn um Hilfe. Er antwortete sofort und schickte die Papiere, die meine Familie benötigte, um in die USA einwandern zu können. Aufgrund dieser Papiere wurde mein Vater aus Dachau entlassen. Meine Eltern und ich konnten noch im November 1939 auf einem holländischen Schiff die Reise antreten. Wir kamen mit 10 $ in unseren Taschen in New York an. Man hatte uns nicht erlaubt, mehr mitzunehmen. Wir blieben zwei Wochen in New York, wo uns der Jüdische Wohlfahrtsverband (Jewish Welfare Service) weiterhalf. Mein Bruder war schon ein Jahr vor uns in die USA gekommen. Er lebte in Portsmouth, Virginia, also gingen wir dorthin, um bei ihm zu sein. Wir waren sehr glücklich, wieder zusammenzusein.
Der Anfang war sehr schwer für uns, da wir die Sprache nicht verstanden. Wir mußten uns alle nach Arbeit umsehen. Mit Hilfe der jüdischen Gemeinde bekam ich Arbeit in einer Kleiderfabrik. Dort traf ich auf meinen Mann, Jerry Hirsch, der in Wien Medizin studiert hatte und seine Heimatstadt unter den gleichen Umständen wie wir hatte verlassen müssen und sich zufällig in der gleichen Stadt wie wir niedergelassen hatte. Wir heirateten im Februar 1944. Wir haben zwei schöne Kinder großgezogen und haben vier Enkelkinder. Meine Tochter lebt mit ihrer Familie in Californien. Mein Sohn lebt mit seiner Familie in Virginia Beach.
Ich bin froh, diese unglaublichen Zeiten überlebt zu haben, und hoffe nur, daß niemand auf dieser Welt jemals wieder so etwas erleben muß.

49 GERARD G. MOSS, früher MOOS

Geb. 1922 in Ulm; Eltern: Karl Julius und Grete Moos (Nr. 14); 1938 Emigration über Luxemburg nach Palästina (1940); 1947 Übersiedlung in die USA; 1949 Heirat mit Ruth Zeitlin, zweite Heirat mit Miriam Kovnat; Wirtschaftsprüfer; Bruder von Gabriele Gatzert (Nr. 51).

Mein Großvater Julius Rafael Moos wurde am 11. Februar 1849 in Buchau am Federsee geboren. Seine Urgroßeltern, Hayman Moos und Lea, geb. Heilbronner, kamen aus Hechingen nach Buchau-Kappel, wo sein Großvater, Heinrich Moos und Frau Verena im Jahre 1801 heirateten. Meine Urgroßeltern, Salomon Moos und Sofie, geb. Dreifuß, wohnten auch in Buchau.
Großvater Julius heiratete Ricke, geb. Nathan aus Laupheim, in Ulm im Jahre 1876. Er gründete dort ein Textilgeschäft an der Alten Eich, Hirschstraße 27.
Meine Großeltern Moos hinterließen 6 Kinder; der Älteste, Salo, wanderte erst im Jahre 1939 mit Tante Lise nach Argentinien aus. Ihr einziger Sohn, Fritz, starb im Alter von 14 Jahren. Onkel Salo führte nach dem Tode meines Großvaters im Jahre 1928 das Textilgeschäft weiter. Tante Flora Bayersdorfer wohnte in Neu-Ulm. Sie wurde im April 1942 nach Isbiza in Polen verschleppt und dort umgebracht. Tante Werra Schwarz und Onkel Hermann Schwarz (Sanitätsrat in München) wurden auch in Polen umgebracht. Onkel Felix Moos wurde ein

erfolgreicher Rechtsanwalt und wanderte schon 1933 via Belgien und England in die USA aus, und die Jüngste, Tante Wally Deutsch, wohnt jetzt in Neustadt an der Weinstraße, wo ihr verstorbener Mann, Ferdinand Deutsch, früher Fabrikant war.

Mein Vater, Karl Julius Moos, geboren 1885 in Ulm, ging als junger Mann nach Gera in Thüringen in die Lehre. Als junger Textilkaufmann reiste er oft mit dem Fuhrwerk in das hohenzollersche Killertal. Im Ersten Weltkrieg war er Feldwebel in der Kgl. Württembergischen Feldartillerie und wurde an der französischen Front schwer verwundet. Er war auch sehr stolz auf einen silbernen Pokal von seiner Kompanie und auf das Eiserne Kreuz.

Meine Mutter Grete, geb. Lebrecht, kam im Jahre 1896 als Tochter von Gisela Lebrecht (geb. Gutmann aus München) und des Lederfabrikanten Gustav Lebrecht in Ulm zur Welt. Sie hatte zwei Brüder, Otto und Fritz Lebrecht. Meine Mutter war eine sehr begabte Klavierspielerin. Ich sehe sie noch heute vor mir am Flügel in unserer Wohnung beim täglichen Üben, und sie gab noch bis vor fünf Jahren Konzerte im Heim Augustinum.

Meine Eltern lernten sich im Saalbau kennen und heirateten 1921 in Ulm. Sie zogen dann in ihr Haus, König-Wilhelm-Straße 7. Frau Lauterwein wohnte im zweiten Stock und Professor Kleinfeld mit Frau im dritten. Ich arrivierte im Mai 1922, und Schwesterchen Gabriele, verh. Gatzert, kam im Jahre 1926 an. Unser Kinderarzt war der bekannte Dr. Hugo Neuhaus, der mit seinem Hanomag auf der Karlstraße herumfuhr.

Mein Vater begann die Fabrikation elektrischer Heizkissen mit Firmennamen »GEA« (Gesellschaft Elektrischer Apparate) in der Hirschstraße 27 Anfang der 20er Jahre. Er stellte auf der Leipziger Messe aus und lieferte an die größten Kaufhäuser und Firmen in ganz Deutschland. Soviel ich mich erinnere, war die Firma Falschebner einer seiner Konkurrenten.

Meine ersten Erinnerungen waren die Großeltern Julius und Ricke Moos am Charlottenplatz. Ich war sechs Jahre alt, als ich meinen Großvater verlor. Urgroßmutter Julie lebte im alten Lebrechthaus in der Langestraße. Sie saß immer am Fenster und strickte, oder sie wurde mit dem Auto zu Onkel Wilhelm und Tante Rosel in die Steinhövelstraße abgeholt. Dort gab es immer etwas Gutes, schöne Träubchen oder Stachelbeeren im Garten, wo ich mit Vettern Curt, Walter, Hans und Heiner spielte. Oder Gabriele und ich waren bei Großmutter Gisela in der Eythstraße.

Grundschule begann in der Keplerschule mit Lehrer Ostertag aus Jungingen für zwei Jahre, und dann gings in die Blauschule. Später kam ich ins Gymnasium an der Olgastraße, wo Dr. Walter Reichle mich mit Latein zu belehren versuchte. Dies und etwas Griechisch halfen mir als Grundlage im späteren Leben mit verschiedenen anderen Sprachen. Kantor Adler lehrte mich die Basis des Hebräischen, was mir später sehr geholfen hat. Im Jahre 1935 mußte ich dann das Gymnasium verlassen. Ich ging dann ein Jahr in das Jüdische Landschulheim Herrlingen. Dies war dann das Ende meiner humanistischen Erziehung.

Anschließend war ich zwei Jahre im »Instituto Tecnico Industriale Pietro Paleocapa« in Bergamo in der Lombardei und dann einige Wochen in der Jüdischen Gewerbeschule in München bis zum 10. November 1938. Dort hatte ich ein kleines Zimmer im fünften Stock bei Familie Steinberg. Ich wurde von der

Schule nach Hause geschickt, und Herr Steinberg war schon verhaftet. Mich holten sie dann am Nachmittag ab und schickten mich via Wittelsbacher Palais nach Dachau. Mein Vater kam ja aus Ulm auch nach dort. Er war nicht sehr erfreut, mich dort zu treffen.
Im Dezember 1938 wurde ich entlassen und ging dann für ein Jahr nach Luxemburg. Meine Schwester ging im Alter von 13 Jahren mit einem Kindertransport nach England. Meine Eltern folgten mir im Jahre 1939 nach Luxemburg nach. Nach Kriegsbeginn im September 1939 konnte ich es kaum erwarten, Luxemburg (zwischen Maginot- und Siegfried-Linie) zu entfliehen. Ich war glücklich, im Februar 1940 mit einem französischen Truppentransport endlich nach dem damaligen Palästina, nach Haifa, zu entkommen.
Dort war ich in einer technischen Hochschule, im Technion, um das Schlosserhandwerk zu erlernen. Nach dem 10. Mai 1940 wurden meine Eltern, noch immer in Luxemburg, meine größte Sorge. Im Spätsommer 1940 gelang es ihnen, mit einem Transport nach Vilar-Formoso in Portugal zu fliehen. Dank der Hilfe von Onkel Fritz Lebrecht kamen sie dann 1941 nach Rochester, USA. Mein Vater fing dann im Alter von 56 Jahren wieder von vorne als Fabrikarbeiter an. Meine Mutter machte Hausarbeit und gab Klavierunterricht. In der Zwischenzeit war ich dann fünf Jahre in der englischen Armee, bei den Royal Engineers (Pioniere), zuerst in Israel und in Ägypten, dann auf den Dodekanesischen Inseln in Griechenland, wo ich es, wie mein Vater, auch zum Feldwebel brachte. Im Jahre 1947, nach neun Jahren, vereinte sich unsere Familie dann wieder in Rochester, N. Y.
1949 heiratete ich Ruth Zeitlin in Rochester, und wir zogen 1950 nach Tulsa, Oklahoma. Meine Frau arbeitete als Buchhalterin. Ich nahm Kurse und absolvierte ein Abendstudium an der dortigen Universität. 1955 erhielt ich mein Zeugnis als C. P. A. (Wirtschaftsprüfer und -berater). In der Zwischenzeit kam 1954 unsere älteste Tochter Judith Ann dort an. Mit meiner Frau Ruth und Kind zogen wir dann 1958 nach Miami, Florida, wo ich dann 1961 in North Miami meine eigene C. P. A. Firma gründete. Auch 1961 bekamen wir unser Töchterchen, Laura Beth, die heute als Chemikerin in Tucson, Arizona, lebt. Nach 24 Jahren verlor ich meine Frau Ruth. Tochter Judith Ann ist heute Ernährungswissenschaftlerin in New York. Mein Sohn, Joel Steven, ist noch in der Schule.
Seit 11½ Jahren bin ich wieder glücklich mit meiner Frau Miriam, geb. Kovnat, verheiratet, und wir haben noch zwei erwachsene Söhne, Yaki und Avi. Miriam unterrichtet Krankenschwestern und ist noch sehr aktiv in ihrem Beruf.
Meine Eltern reisten in den 60er Jahren wieder oft nach Ulm zurück, wo mein Vater 1967 starb. Meine Mutter zog dann in das schöne Heim Augustinum in Stuttgart. Fast jedes Jahr reisten Miriam und ich nach Stuttgart zur Mutter. Einer der Höhepunkte unserer Reisen war im Jahr 1988 die Einladung der Stadt Ulm. Obwohl ich schon einige Male vorher dort war, fühlte ich mich bei diesem Treffen zum ersten Mal wieder als früherer Ulmer. Das Treffen dort, dank Oberbürgermeister Ernst Ludwig und der gesamten Stadtverwaltung, war ein einmaliges Erlebnis. Wir trafen auch Familien und sogar Schulfreunde, die wir seit 50 Jahren nicht gesehen hatten.
Meine Mutter, Grete Moos, starb im Alter von 93 Jahren in Stuttgart, im November 1989.

50 BERNARD H. ECKSTEIN

Bernard Eckstein
Geb. 1923 in Ulm; Eltern: Hugo und Hedwig Eckstein; 1937 Emigration über Großbritannien in die USA (1939); 1958 Heirat mit Sheila Rubin; Chemiker.

Er berichtet auch über seinen Bruder:

Otto Eckstein
Geb. 1927 in Ulm; Eltern: Hugo und Hedwig Eckstein; 1938 Emigration über Großbritannien in die USA (1939); 1954 Heirat mit Harriett Mirkin; Wirtschaftswissenschaftler; 1984 gest.

Bernard H. Eckstein

An meine frühen Jahre in Ulm habe ich sehr wenig Erinnerung. Meine Eltern hielten die Ereignisse der Nazi-Ära von mir fern so gut sie konnten. Dennoch war ich mir der Situation im großen und ganzen bewußt. Im September 1937 wurde ich zu der Schwester meines Vaters nach London geschickt. Sie brachte mich in der New Herrlingen School unter, einer Internatsschule, deren Schülerschaft hauptsächlich aus Flüchtlingskindern bestand. Meine Eltern kamen im April 1939 nach England, nachdem mein Vater aus einem KZ entlassen worden war und unsere ganze Familie immigrierte am 27. Dezember 1939 in die Vereinigten Staaten. Wir erreichten die USA an einem bitterkalten Tag mit nichts als unserem Handgepäck und sehr wenig Geld. Die erste Zeit war sehr hart. Ich ging zur High School und arbeitete nach der Schule in einem Laden. Im Juni 1941 machte ich die Abschlußprüfung an der Newtown High School in Elmhurst in Staate New York.
Obwohl wir uns der Bedeutung eines höheren Schulabschlusses vollauf bewußt waren, konnten meine Eltern es sich zu jener Zeit einfach nicht leisten, mich aufs College zu schicken. Da ich damals schon ein großes Interesse an der Chemie hatte, fühlte ich mich glücklich, als ich im Untersuchungslabor der General Printing Ink Company (jetzt Sun Chemical Corporation) eine Anstellung als Labortechniker bekam. Ich hatte dort erst wenige Monate gearbeitet, als mir der Direktor des Labors vorschlug, ich solle in Abendkursen Chemie studieren, und die Gesellschaft würde für jedes Fach, für das ich die Bewertung A oder B erhielt, die Studienkosten übernehmen. Also schrieb ich mich für Abendkurse an der New York University ein. Ich arbeitete tagsüber und studierte abends, bis ich dann am 20. März 1943 in die US-Armee eintrat. Mir blieb zu nichts anderem mehr Zeit als zur Arbeit und zum Studieren, und ich weiß nicht, wie weit ich meine akademischen Ziele unter diesen Bedingungen verfolgt hätte.
Die Armee brachte mich schließlich als Funker bei der Feldartillerie unter. Im Oktober 1944 ging meine Einheit nach Europa, zunächst nach Wales und dann nach Belgien an die Front (Battle of the Bulge). Wir kamen im Januar 1945 nach Belgien, und ich war einer der ersten, der die Brücke von Remagen überschritt, wo US-Streitkräfte einen Brückenkopf über den Rhein errichtet hatten. Bei Kriegsende befand ich mich in Hersbruck in Bayern. Von dort aus konnte ich im

Juni 1945 für einen Tag nach Ulm fahren und mir dort ansehen, welchen Tribut der Krieg gefordert hatte. Unser Haus war völlig zerstört.
Nach meiner Entlassung aus der Armee besuchte ich die Princeton University in Princeton, New Jersey, was mir mit Hilfe eines Ausbildungsförderungsprogramms für Kriegsteilnehmer (GI Bill of Rights) möglich gemacht wurde. Ich machte dort im Juni 1948 den Bachelor's degree (den Ersten akademischen Grad). In Princeton lernte ich noch einen anderen ehemaligen Ulmer kennen, Prof. Albert Einstein. Ich besuchte ihn bei sich zu Hause und erzählte ihm von meinem Besuch in Ulm und daß ihm zu Ehren die Einsteinstraße wieder ihren alten Namen erhalten habe. Seine Antwort lautete: »Bis der nächste Hitler kommt.« Während meines zweiten Jahres in Princeton kam mein Bruder Otto als Studienanfänger nach Princeton, und wir teilten zusammen ein Zimmer. Er hatte zwei Jahre in der Armee gedient und war gerade aus Japan zurückgekommen. Von Princeton aus ging ich an die Cornell University in Ithaca, NY, wo ich im Sommer 1952 meine Doktorarbeit in physikalischer Chemie abschloß. Es folgten zwei der schönsten Jahre meines jungen Lebens, Jahre, die ich als postdoctoral fellow (zugewähltes graduiertes Mitglied) für Polymerphysik bei Prof. Peter J. W. Debye verbrachte, dem Nobelpreisträger für Chemie von 1936 und früheren Direktor des Kaiser-Wilhelm-Instituts (jetzt Max-Planck-Institut) in Berlin. Unser Forschungsauftrag war, eine neue, absolute Methode zur Bestimmung von Molekulargewichten und Molekulargewichtsverteilungen in Polymeren zu entwickeln.
Ich setzte meine Arbeit in Polymerphysik fort, während ich vom Juni 1954 bis Mai 1957 für die E. I. DuPont de Nemours Co., in der Nylonforschungsabteilung der DuPont Experimentierstation in Wilmington, Delaware, arbeitete. Im Mai 1957 verließ ich DuPont, um meine Arbeit für die Union Carbide Corporation in deren neu eröffnetem Technischen Zentrum in Parma, Ohio, einer Vorstadt von Cleveland, aufzunehmen. Ich war von Prof. E. R. VanArtsdalen, meinem Doktorvater von Cornell, eingestellt worden, der zum Vize-Direktor und Leiter der chemischen Abteilung der National Carbon Research Laboratories in Parma ernannt worden war. Ich arbeitete auf vielen verschiedenen Gebieten, bis ich am 1. April 1986 in den Ruhestand ging. Seitdem bin ich weiterhin als Berater auf dem Gebiet der hochentwickelten Kunststoffe tätig.
Der größte Teil meiner Arbeit in Parma, die in vielen Berichten und zahlreichen wissenschaftlichen Abhandlungen dokumentiert ist, bezog sich auf das Gebiet der Kunststoffe.
Ich begann damit, chemische Reaktionen an heißen Fasern zu untersuchen, beschäftigte mich dann mit chemischen und elektrochemischen Vorgängen in geschmolzenen Salzen, arbeitete an Raketenprojekten und schließlich an der Entwicklung, Herstellung und Anwendung von Kohlenstoff-Fasern und Kohlenstoff-Faserzusammensetzungen. Da diese Materialien hauptsächlich beim Flugzeug- und Raumschiffbau Anwendung finden, arbeitete ich auf Gebieten, die am Rande der gegenwärtigen Technologie liegen, Gebieten, in denen sich ständig neue, faszinierende Entwicklungen auftun und wo wirkliche Fortschritte erzielt werden. Ich habe dies sehr genossen.
Mein Privatleben verlief stets sehr glücklich und in ruhigen Bahnen. Seit dem 19. Juni 1958 bin ich glücklich mit Sheila verheiratet, einer sehr begabten Aqua-

rellmalerin. Wir haben keine Kinder. Zu den vielen Dingen, die wir gerne tun, gehören Musik genießen, tanzen, wandern, reisen und Kunst. Ich hoffe, wir können dies alles noch lange genießen.
Aber ich habe mein Leben nicht nur mit Wissenschaft und Spaß verbracht. Wir waren beide in verschiedenen Gemeindeprojekten aktiv, besonders in unserer Synagoge, der ich als Vorstand und als Erster Vizepräsident diente, während Sheila seit mehr als 30 Jahren als ehrenamtliche Bibliothekarin tätig ist. Unter anderem war ich viele Jahre der Direktor und Präsident einer Kreditgenossenschaft und habe bei Programmen zur Verbesserung des naturwissenschaftlichen Unterrichts an höheren Schulen mitgewirkt. Sheila hat sich an einer Reihe von Kunstgruppen beteiligt. All dies bereitete uns viel Freude.

Otto Eckstein

Otto Eckstein verließ Ulm im September 1938, da er die öffentlichen Schulen nicht mehr besuchen durfte. Zum Glück lebte die Schwester unseres Vaters in England, so daß Otto – wie ich – die New Herrlingen School besuchen konnte. Er kam im Dezember 1939 mit der restlichen Familie in die USA und machte im Februar 1946 die Abschlußprüfung an der Stuyvesant High School in New York. 25 Jahre später ehrte ihn die Stuyvesant High School mit dem »Distinguished Alumnus Award«, dem Preis für herausragende ehemalige Schüler. Ottos Militärdienst im US Army Signal Corps brachten ihn u.a. nach Japan, wo er 15 Monate lang bei der Besatzungsarmee tätig war. Nach seiner Entlassung aus der Armee schrieb er sich an der Princeton Univesity in Princeton, New Jersey, ein, wo er sein Bachalor's Degree (Erster akadem. Grad) in Wirtschaftswissenschaft summa cum laude ablegte.
Otto war eigentlich direkt von der High school in Princeton aufgenommen worden, und aus diesem Grund hatte auch ich mich dort beworben, während ich noch in der Armee war, damit wir zusammensein könnten. Aber drei Tage nachdem ich heimkam, ging Otto zur Armee, so daß wir weiterhin getrennt blieben. Schließlich konnten wir aber doch während meines zweiten und seines ersten Jahres in Princeton ein Zimmer teilen. Während dieses Jahres stellte ich ihn Prof. Albert Einstein vor, der ihn fragte, was er zu studieren vorhabe. Als Otto antwortete: »Wahrscheinlich Wirtschaftswissenschaft«, sagte Einstein: »Das ist ein großer Schwindel!« Aber dieser Kommentar hielt Otto nicht von seinen Plänen ab.
1955 erwarb Otto den Doktorgrad in Wirtschaftswissenschaft an der Harvard University in Cambridge, Massachusetts. Seine Dissertation gewann die Auszeichnung, 1958 von der Harvard University Press unter dem Titel »Water Resource Development: The Economics of Project Evaluation« veröffentlicht zu werden. Es war seine erste große Studie über Regierung und Wirtschaft und die erste von seinen vielen bahnbrechenden Buchpublikationen, Studien und wissenschaftlichen Arbeiten.
1955 wurde Otto an die Fakultät von Harvard berufen. Schnell erklomm er die akademische Erfolgsleiter und erhielt den Paul-Warburg-Lehrstuhl für Wirtschaftswissenschaft. Anfang des Jahres 1959 bereitete er einen der ersten systematischen Entwürfe für das amerikanische Haushaltsbudget für das Komitee

für wirtschaftliche Entwicklung vor. Es trug den Titel »Trend der öffentlichen Ausgaben im nächsten Jahrzehnt«. Danach ließ er sich zum ersten Mal von Harvard beurlauben und wurde 1959/60 zum Technischen Direktor des »Joint Economic Comitee« des US-Congresses.
Seinen nächsten Arbeitsauftrag von der Regierung bekam Otto 1964/66, wo er Präsident Johnson als einer von drei Wirtschaftsberatern diente. Zu diesem Zeitpunkt hatte sich Otto bereits den Ruf eines zuverlässigen Beraters in den Bereichen des öffentlichen Finanzwesens und wirtschaftlicher Prognosen erworben. In ihm verband sich eine breite Kenntnis der Wirtschaft mit einem guten Instinkt für das politisch Machbare, eine Kombination, die ihn zu einem wertvollen Mitglied des Beraterstabs des Präsidenten machte.
Diese beiden Lebensabschnitte, in denen er im Rampenlicht der Öffentlichkeit stand, führten dazu, daß er für den Rest seines Lebens oft gebeten wurde, in beratenden Ausschüssen und Kommissionen teilzunehmen, vor verschiedenen Kongreß-Komitees Rede und Antwort zu stehen und in Radio- und Fernsehsendungen, wie z. B. Wall Street Week, aufzutreten.
Im akademischen Leben befaßte sich Otto mehr und mehr mit dem Aufstellen von Wirtschaftsmodellen, dem Gebrauch von Computern zur Prognose wirtschaftlicher Trends und verwandter Themen. Auch als Berater war er sehr gefragt. Das führte ihn dazu, 1968 zusammen mit Donald B. Marron die Data Resources, Inc. (DRI) aufzubauen. DRI wurde schnell zu Amerikas größter und erfolgreichster Firma auf dem Gebiet wirtschaftlicher Prognosen und Beratung.
In Ottos Nachruf schrieb der »Boston Globe«, daß Otto »ein Pionier der Computer-gestützten Wirtschaftsprognosen« gewesen sei, der »die Art und Weise, wie die Welt ihre Wirtschaftspolitik erörtert, verändert hat... was Ford für die Automobilindustrie war, war DRI für wirtschaftliche und statistische Techniken, indem sie die Art und Weise veränderte, wie Vorhersagen über wirtschaftliche Leistung im allgemeinen vorgenommen wurden. Es gab andere, die einen Weg bahnten... Aber Eckstein nahm noch unentwickelte Techniken, quantitative ›Wenn-dann-Aussagen‹ (oder Modelle, wie die Ökonomen sie nennen) und gab sie zusammen mit einer Masse von Informationen in einen Computer ein, machte daraus überzeugende anwendbare Modelle für die Fachwelt, die sich schließlich auf sie verließen.«
Die »Washington Post« rechnete ihm als Verdienst an, daß er den Ausdruck »core inflation« geprägt hatte, um die zugrundeliegende Preisentwicklung zu beschreiben. Er hat auch ein Buch mit dem gleichlautenden Titel veröffentlicht. Dies war ein Teil von Ottos lebenslangem Interesse an der Inflation und dem allgemeinen Einfluß der Regierungsausgaben und der Steuerpolitik auf den Wirtschaftsverlauf.
Neben diesen vorreiterischen und forschenden Tätigkeiten blieb Otto ein hingebungsvoller und gewissenhafter Lehrer. Zu einer Zeit, wo viele berühmte Akademiker ihre Lehrtätigkeit nur noch in fortgeschrittenen oder Graduiertenkursen an führenden Universitäten aufnahmen, beharrte Otto darauf, daß auch die Einführungsveranstaltungen in allen Fächern von engagierten, gut vorbereiteten Professoren geleitet werden sollten, da für sehr viele Studenten die Einführungskurse für ein Fach möglicherweise die einzigen Kurse seien, die sie je in diesem Fach besuchten.

Deshalb hielt er lange die Einführungsveranstaltungen für Wirtschaftswissenschaft in Harvard ab. Seine Veranstaltungen waren in der Regel die größten und beliebtesten der Universität. Unter seinen Hörern waren zwei seiner eigenen Kinder.

Als Otto erfuhr, daß er schwer krank war und daß seine Tage gezählt waren, führte er dennoch seine Lehrtätigkeit fort. Noch im Januar 1984 bereitete er eine detaillierte Beurteilung der wirtschaftlichen Lage für die Reagan-Administration vor. Solange er körperlich dazu in der Lage war, lehrte er. Während seines letzten Monats, den er im Massachusetts General Hospital verbrachte, führte er weiterhin Gespräche mit seinen Studenten und Geschäftspartnern, bearbeitete und verbesserte Texte und beriet andere. Eines seiner letzten Gespräche führte er mit einem seiner Studenten über die Konzeption einer Seminararbeit.

Eine seiner größten Gaben war, von allem stets den Kern, das Wesentliche zu sehen, und keine Energie auf Nebensächlichkeiten zu verschwenden. Er hatte ein ausgezeichnetes Urteilsvermögen und einen scharfen Verstand; oftmals erkannte er wichtige Entwicklungen so früh, daß es beinahe an Prophetie grenzte. Er konnte auch mit den unterschiedlichsten Leuten zusammenarbeiten, da er jeden akzeptierte. Er konnte das Einzigartige und Interessante an jedem einzelnen Menschen und dessen persönliches Potential erkennen, und er übervorteilte niemanden. Für viele war er ein guter und treuer Freund.
Auch außerhalb seines Berufes hatte Otto viele Interessen. Er war Treuhänder des Radcliffe College, der Belmont Hill School und der »Combined Jewish Philanthropies of Greater Boston«. Er war der Direktor mehrerer (Aktien)Gesellschaften. Seine zahlreichen beruflichen Auszeichnungen und Preise beinhalten Ehrendoktorwürden von der Princeton University, Colby College und der Freien Universität Brüssel. In Harvard wurde der Otto-Eckstein-Lehrstuhl in angewandten Wirtschaftswissenschaften eingerichtet.
Auch Ottos Privatleben war glücklich und erfüllt; seine Familie bedeutete ihm sehr viel. 1954 heiratete er Harriett Mirkin. Harriett machte 1955 ihr Bachelors Degree in Wirtschaftswissenschaften in Radcliffe. Sie hatten drei Kinder. Warren, 1960 geboren, machte 1982 sein Examen in Harvard und bekam, nachdem er einige Jahre gearbeitet hatte, von Harvard den Titel eines M. B. A. (Master of Business Administration) verliehen. Felicia, geboren 1963, erwarb sich in den Jahren 1984 bis 1988 dieselben Titel in Harvard. June, geboren 1966, machte ihr Examen 1988 in Princeton und arbeitet gerade an ihrer Doktorarbeit in Psychologie an der York University in Toronto, Canada. Sie alle bereiteten Otto viel Freude.

51 GABRIELE GATZERT, geb. MOOS

Geb. 1926 in Ulm; Eltern: Karl Julius und Grete Moos (Nr. 14); 1939 Emigration über Großbritannien in die USA; 1950 Heirat mit Ernest H. Gatzert; Sekretärin; Schwester von Gerard G. Moss (Nr. 49).

Ich beginne mit dieser Niederschrift, kurz nachdem meine Mutter im Augustinum in Stuttgart entschlafen ist. Eine weitere Generation hat uns verlassen. Ich bin oft nach Deutschland gereist, um meine Mutter zu besuchen. Unsere Familie wird kleiner. Und doch, so traurig die Tage in Stuttgart auch waren, benutzten mein Bruder Gerard Moss und ich die Gelegenheit, auf den Spuren der Vergangenheit zu wandeln, an den Ort unserer Kindheit zurückzukehren und ihn meiner Tochter Susan, die uns begleitete, zu zeigen. Susan war sich meiner Vergangenheit schon immer sehr bewußt, und als wir zum Friedhof gingen, um all die Gräber der Familien Lebrecht und Moos zu besuchen, machte sie Photos und war sehr bewegt. Meine ganze Familiengeschichte ist auf dem Ulmer Friedhof zu finden.
Ich weiß, daß Sie soviel wie möglich von meiner Vergangenheit und meiner Familie erfahren möchten. Da ich aber erst 12 Jahre alt war, als ich Deutschland verlassen habe, erinnere ich mich nur an meine kindlichen Erlebnisse.
Wir wohnten in der König-Wilhelm-Straße. Bis 1933 wuchs ich auf wie jedes andere Kind, ich hatte lange Zöpfe, spielte gern mit meinen Schulfreundinnen und ging zur Auschule. Meine Eltern hatten zu Hause ein Telefon, und ich erinnere mich daran, daß ich im Arbeitszimmer meines Vaters Anrufe entgegennehmen durfte, was damals eine große Ehre war. Aber als das Jahr 1933 kam, wurde alles anders. Wir hatten einen jungen Lehrer, der ein Nazi war, und wie sehr ich mich auch anstrengte, meine Aufgaben zu erledigen, waren sie doch nie richtig und wurden stets von ihm bemängelt. Momente, in denen ich glücklich war, waren z.B., wenn ich auf Rollschuhen meinem Vater entgegenlief, der gerade aus seinem Auto stieg, oder wenn wir Sonntag morgens zu seiner Fabrik gingen, um die Post zu holen, oder die wöchentlichen Besuche bei meiner Großmutter machten, wo es Grießbrei mit Himbeersaft gab, was meine Tochter und ich bis heute noch gerne essen.
Doch ab 1933 durften meine deutschen Freundinnen nicht mehr mit mir verkehren. Ich erinnere mich an die Verdunkelungspraktiken; weil wir Juden waren, hatte ich so schreckliche Angst, daß auch nur der kleinste Lichtschimmer durch eines unserer Fenster dringen könnte. Ich mußte zur jüdischen Schule neben der Synagoge gehen, und auf dem Schulweg hatte ich Angst. Oft riefen Leute etwas aus ihren Fenstern, etwas darüber, daß wir Juden waren. Ich durfte nicht mehr Schwimmen gehen, nicht mehr ins Kino – all das hat einen bleibenden Eindruck in mir hinterlassen. Für kurze Zeit ging ich auch nach Herrlingen zur Schule, kann mich aber kaum mehr daran erinnern.
Ich erinnere mich aber daran, daß, als ich in die jüdische Schule ging, meine polnischen Freundinnen eines Tages fehlten, und ich erfuhr, daß sie gehen mußten. Wir hatten aber keine Ahnung, was mit ihnen geschehen war.
Obwohl ich noch ein Kind war, mußte ich mich auf der Polizeiwache registrieren und meine Fingerabdrücke nehmen lassen. Ich mußte damals den Namen



Gabriele Gatzert mit Vater Karl Julius Moos, 1938.

Sara als zweiten Namen annehmen, damit man, falls ich in ein Verbrechen verwickelt würde, wüßte, daß ich Jüdin sei.
Dann kam der 10. November. Am Abend zuvor hatte mein Vater nicht zu seinem Stammtisch gehen dürfen – er wartete auf einen Brief von jemanden, der sein Geschäft aufkaufen wollte. Als es um 4 Uhr morgens klingelte, dachte er, es sei der Briefträger. Er ging mit Schlafanzug und Hausschuhen bekleidet zur Tür, und die Nazis nahmen ihn mit. Sie erlaubten ihm nicht, sich wärmere Kleidung anzuziehen. Irgend etwas hatte mich aus dem Schlaf gerissen; ich blickte aus dem Fenster und sah, wie diese jungen Nazis meinen Vater abführten. Meine Mutter besuchte ihn im Ulmer Gefängnis, und ich hörte, daß er übel zugerichtet worden sei. Mein Vater kam dann nach Dachau, wo er meinen Bruder traf, der im Alter von 16 Jahren in München verhaftet worden war.
Dies alles brachte meine Mutter zu der Überzeugung, daß ich so schnell wie möglich Deutschland verlassen mußte. Doch die große Frage war: Wohin sollte ich gehen und wie dorthin gelangen? Ich saß mit meiner Mutter in unserem Wohnzimmer in Ulm, und plötzlich erinnerte sie sich an eine enge Freundin – die Schwester von Anna Essinger – die Rektorin der »New Herrlingen School«, die von Deutschland nach Großbritannien verlegt worden war. Meine Mutter wandte sich an sie und erreichte, daß ich in diese Schule aufgenommen wurde.
Die einzige Möglichkeit für mich, Deutschland zu verlassen, war über den »Kindertransport«, und wir bewarben uns sofort dafür. Da es meiner Mutter nicht gutging – sie sorgte sich um meinen Vater, der im KZ war – kaufte ich mir alle Kleider für England selbst und mußte auch die Namensschildchen selbst annähen.

In der Zwischenzeit kam ein Anruf von meinem Bruder, daß er aus Dachau entlassen worden sei. Meine Mutter fragte ihn, was er essen wolle, wenn er nach Hause käme, und ich werde das nie vergessen – er sagte »Schupfnudeln«. Er ißt sie heute noch gerne.
Mein Bruder sah schrecklich aus. Können Sie sich einen 16jährigen Jungen mit kahlrasiertem Kopf vorstellen? Mein Onkel schickte ihm ein Visum, und er ging gleich darauf nach Luxemburg. Bevor er uns verließ, sah er meinen Vater noch einmal, der auch aus Dachau herausgekommen war, weil er ein Visum hatte und ein Veteran des Ersten Weltkriegs war. Nach seinen Erlebnissen im KZ konnte mein Bruder nicht oft genug betonen, wie wichtig es für meine Eltern und mich sei, das Land zu verlassen.
Mein Vater mußte sein Geschäft aufgeben und es verkaufen. Er erwähnte Dachau nie, da er befürchtete, wieder abgeholt zu werden, wenn er darüber sprechen würde. Jeden Tag wartete ich auf Post, auf den Brief, der es mir ermöglichen würde, Deutschland zu verlassen. Zu allem Überfluß brach ich mir im Januar 1939 noch das Bein an mehreren Stellen. Zum Glück kam der Bescheid erst am 13. Juni, als ich wieder gehen konnte.
Da wir Ulm so unauffällig wie möglich verlassen wollten, fuhren wir erst am Abend. Ich konnte mich von niemandem verabschieden, denn ich durfte meine ehemaligen, nichtjüdischen Freunde ja nicht besuchen und hatte allen Kontakt zu ihnen verloren. Mein Vater bat eine seiner Angestellten, uns zu begleiten. Meine Eltern begleiteten mich im Zug bis nach Stuttgart. Dort stellte sich für uns das Problem, wohin wir gehen sollten, während wir auf meinen Anschlußzug nach Frankfurt warteten. Wir konnten nur ein Restaurant finden, das ein großes Schild mit der Aufschrift »Juden unerwünscht« aushängen hatte, und ich fürchtete mich, doch wir hatten keine andere Wahl, als dort bis ca. halb zwei Uhr nachts sitzenzubleiben in der Hoffnung, nicht als Juden erkannt zu werden. Meine Eltern und ich verabschiedeten uns auf dem Stuttgarter Hauptbahnhof, und ich fuhr mit der Angestellten meines Vaters nach Frankfurt weiter. Der Abschied war sehr schmerzlich, da wir ja nicht wußten, ob wir uns jemals wiedersehen würden. Mein Bruder hatte Deutschland bereits verlassen, nach seinem KZ-Aufenthalt war ihm das Warten unmöglich geworden.
In Frankfurt traf ich mit vielen anderen Kindern zusammen, die ebenfalls Deutschland verließen. Dieses Bild werde ich nicht vergessen, solange ich lebe, und was mich damals am meisten berührte, war ein hübsches, kleines Mädchen mit lockigen Haaren, das von seiner Mutter zum Abschied geküßt wurde. Ich weiß nicht, was aus diesem Mädchen geworden ist, ob sie ihre Familie jemals wiedergesehen hat.
Ich verabschiedete mich mitten in der Nacht von der Angestellten meines Vaters. Die nächste Station war Bremen, wo nochmals viele Kinder aus ganz Deutschland zu uns stießen. Unser Schiff war die »Europa«, eines der größten deutschen Schiffe. Meine Eltern hatten einen kleinen Handkoffer gekauft, den ich der Freundin meiner Mutter als Geschenk mitbringen sollte. Es war nicht erlaubt, irgend etwas Neues mitzunehmen. Der Koffer war mit Lebensmitteln vollgestopft; ich erinnere mich vor allem an die Würste, die er enthielt. Wir wurden alle durchsucht und mußten alles öffnen, was wir mit uns trugen, aber ich wurde übersehen und mußte den Koffer nicht öffnen.

Was weiß ich noch von der Überfahrt? Ich war schrecklich seekrank und konnte die ganze Zeit über meine Kabine nicht verlassen. Zu allem Überfluß hörte ich, daß jemand an Bord an Scharlachfieber erkrankt war. Was bedeutete das? Ich konnte nicht nach New Herrlingen gehen, da ich möglicherweise ansteckend war. Stundenlang saßen wir in London in der Victoria Station, bis schließlich entschieden wurde, daß ein großer Teil von uns zunächst in Quarantäne geschickt wurde. Dies war keine schöne Begrüßung, das versichere ich Ihnen. Nach etwa drei Wochen im Krankenhaus kam ich schließlich in der New Herrlingen School in Kent an. Als der Krieg begann, mußten wir evakuiert werden. Ich war damals sehr traurig, denn ich hatte jeglichen Kontakt zu meiner Familie verloren. Mein Bruder, mein Vater und später meine Mutter verließen Deutschland zu verschiedenen Zeiten und trafen in Luxemburg zusammen. Mein Bruder ging dann nach Palästina, wo er sich der British Army anschloß. Meine Eltern flohen aus Luxemburg, als die Deutschen dort einfielen, und ich hörte schließlich über einen Onkel in den USA wieder von ihnen. Sie wußten auch nicht, wo ich war. Sie waren zu der Zeit in Portugal und warteten darauf, in die USA einwandern zu können, was ihnen schließlich 1942 auch gelang.

Ich verließ das Internat und kam im Alter von 16 Jahren schon völlig selbständig für meinen Lebensunterhalt auf. Ich war ursprünglich unter der Bedingung nach England eingereist, daß ich dort niemals arbeiten würde, aber dieses Gesetz wurde während des Krieges wegen Arbeitskräftemangels geändert, und ich leistete Kriegsarbeit, indem ich Schreibarbeiten für die Regierung erledigte. Ich wohnte in verschiedenen Unterkünften und konnte mir weder Kleidung noch einen Zahnarztbesuch leisten, weil mein ganzer Lohn gerade für die Miete reichte.

Nach dem Krieg folgte ich meinen Eltern in die USA. Sie lebten dort unter den ärmlichsten Bedingungen, meine Mutter arbeitete als Kindermädchen, mein Vater als Packer, und ich nahm eine Arbeit im Büro an, um die Familie zu unterstützen. Wir lebten in Rochester, New York. Meine Eltern hatten den Ort gewählt, weil dort die Eastman School of Music war. Mutter nahm dort Klavierstunden, sie gab auch Klavierunterricht.

1950 heiratete ich Ernest H. Gatzert, der ursprünglich aus Köln kam, und von dort nach Belgien ausgewandert war und dort die Hotelfachschule besucht hatte. Er dachte sich, daß er, wenn er Koch lernen würde, immer etwas zu essen hätte, denn auch er hatte Deutschland mittellos verlassen. Er folgte seinen Eltern in die USA und verbrachte die Kriegsjahre in der Armee der Vereinigten Staaten. Wir hatten ursprünglich zwei Kinder, Sharon Lynn und Susan Joanne. Wir verloren Sharon, als sie 16 Jahre alt war. Mein Mann war Elektrotechniker, und seines Berufes wegen zogen wir von Rochester nach L. A., zurück nach Rochester, von dort nach Chicago und dann in die Gegend von Washington D. C. Mein Mann starb gleich, nachdem wir in die Gegend von Washington gezogen waren. Meine Tochter ist Krankenschwester in der Psychiatrie. Sie ist mit Barry Snyder verheiratet, der kürzlich an der Harvard University in Chemie seinen Doktor gemacht hat.

Das Treffen, das wir 1988 in Ulm hatten, war einer der Höhepunkte meines Lebens. Es war wunderschön, Menschen zu treffen, die man seit 50 Jahren nicht mehr gesehen hat, besonders einige meiner Schulfreundinnen. Die Stadt Ulm

überschlug sich fast, um uns jegliche Art von Gastfreundschaft zu erweisen. Besonders interessant fand ich, was die Ausstellung über die Geschichte der Juden in Ulm zeigte. Ich erfuhr, was meine Familie und die jüdische Gemeinde zur Geschichte der Stadt Ulm beigetragen haben.

52 MARIANNE BLUMENTHAL, geb. LEITER

Geb. 1926 in Ulm; Eltern: Charles (Sally) und Auguste Leiter; 1939 Emigration in die USA; verh. mit Fritz F. Blumenthal.

Ich heiße Marianne Blumenthal und bin 1926 in Ulm a.D. geboren als Tochter von Charles (ehemals Sally) Leiter und seiner Frau Auguste. Verheiratet bin ich mit dem Arzt Fritz F. Blumenthal und wohne in Middletown, N.Y. Zwei Kinder, John und Stephanie. Ich habe einen Bruder, Max Leiter, der 1922 ebenfalls in Ulm geboren wurde. Er ist verheiratet mit Susie Kasper. Auch er hat zwei Kinder, Richard und Steven.
Mein Vater Charles S. Leiter ist 1893 als Sohn von Ernestine und Eduard Leiter in Stuttgart geboren. Er hatte einen jüngeren Bruder Max, der im Ersten Weltkrieg fiel. Mein Vater lernte in der Textilfirma Wolf Söhne, bis er 1914 einrückte. Er wurde mit dem Eisernen Kreuz 1. Klasse ausgezeichnet. Nach der Rückkehr aus dem Feld heiratete er Auguste Braun, und sie ließen sich in Ulm nieder.
Meine Mutter ist in Niederstetten als Tochter von Sophie und Samuel Braun 1903 geboren. Sie wuchs in Niederstetten auf und ging später an das Konservatorium in Stuttgart, um ihre Stimme auszubilden. Dort lernte sie meinen Vater kennen.
Bei der Ansiedlung in Ulm kaufte mein Vater zusammen mit seinen beiden Vettern Albert und Julius Sanger einen Textilherstellungsbetrieb mit dem Firmennamen Heinrich Glaeser Nachfolger GmbH. Meine Eltern wohnten einige Jahre in Söflingen; nach der Geburt ihres Sohnes zogen sie nach Ulm. Vier Jahre später wurde ihre Tochter geboren. Meine Eltern hatten viele Freunde und pflegten ihre musikalischen Interessen. Vater spielte Geige und hatte regelmäßig seine Kammermusikabende, Mutter sang weiterhin und trat bei den verschiedensten Gelegenheiten auf. Beide waren aktive Gemeindeglieder und Angehörige des Kulturbundes. Mein Bruder und ich gingen in örtliche Schulen, bis die Nazis auf der Szene erschienen. 1937 wurden wir von den deutschen Schulen verwiesen, worauf die jüdische Gemeinde ihre eigene Schule eröffnete. Dorthin ging ich bis zu unserer Auswanderung 1939. Mein Bruder wurde auf eine Schweizer Privatschule geschickt.
In der berühmten Kristallnacht wurde mein Vater bei Morgengrauen von der Gestapo verhaftet, ins Gefängnis und dann für vier Wochen nach Dachau gebracht. Nur weil er eine Quota-Nummer für die Auswanderung hatte, wurde er freigelassen.
Im Oktober 1939 verließen wir Deutschland und kamen über England in die Vereinigten Staaten. Wir hatten kein Geld, unsere ganze Habe, einschließlich Möbel und Kleider, wurden von den Nazis beschlagnahmt. Zuerst hausten wir bei Freunden, bis wir eine Wohnung in Washington Heights fanden. Mein Vater eröffnete mit einem früheren Kollegen ein kleines Textilgeschäft, jeder in der Familie arbei-

tete. 1945 wurden wir amerikanische Bürger. Mein Bruder war eingezogen und diente in Übersee.
Nach Kriegsende konnte mein Vater sein Geschäft und Eigentum in Deutschland zurückverlangen. Er baute es wieder auf, bis es 1979 verkauft wurde. In den Jahren zwischen 1950 und 1978 reisten meine Eltern jedes Jahr nach Deutschland. Mein Vater starb 1979, meine Mutter lebt in New York, 35-3585 Street, Jackson Heights, N. Y.

53 SUSAN ROSEN, geb. HIRSCH

Geb. 1926; Eltern: Leopold und Dora Hirsch; 1939 Emigration in die USA; 1945 Heirat mit Harry Rosen(feld); Krankenschwester; Tochter von Leopold Hirsch (Nr. 10).

Über Hamburg kamen wir am 1. April 1939 nach New York. Wir, das waren meine Mutter Dora Hirsch, geb. Elsas von Ludwigsburg, mein Vater Leopold, meine Schwester Irene und ich selbst, Suse, jetzt Susan Rosen. Wir zogen direkt nach New Orleans, Louisiana, wo ein Onkel (der Bruder meiner Mutter, Walter Elsas) sich niedergelassen hatte. New Orleans war auch das Zuhause der Familie von Victor Elsas, die uns unterstützte. Die ersten Jahre waren unglaublich schwierig: Wir mußten eine Sprache lernen, eine Kultur kennenlernen und – was noch schwieriger war – unseren Lebensunterhalt verdienen. Mein Vater konnte als Jurist in den Vereinigten Staaten keine Zulassung erhalten; so machte er das einzige, was er tun konnte: Er wurde Buchhalter und verkaufte Schreibwaren. Weder vom einen noch vom anderen hatte er Kenntnisse, doch lehnte er finanzielle Hilfe seitens seines Bürgen ab. Meine Mutter trug durch das Backen von Cookies und Kuchen in dieser Zeit zu unserem Lebensunterhalt bei. Als meine Schwester und ich heranwuchsen, nahmen wir verschiedene Jobs an, um selbst für unsere Bedürfnisse aufzukommen und dies nicht unseren Eltern aufzuhalsen. Mein Vater war mit seiner Arbeit nie zufrieden und fand erst Erfüllung, als sich sein Englisch gebessert hatte und er an Gruppen teilnehmen konnte, die intellektuelle Anregung boten.
Nach Abschluß der High School wurde ich Krankenschwester. Mir war ein Stipendium an einer medizinischen Hochschule angeboten worden, doch konnten wir unseren Vater nicht davon überzeugen, daß dies kein Almosen war. 1945 heiratete ich Harry Rosen(feld) aus Stuttgart. Ich habe einen Abschluß als Krankenschwester und als Beraterin für die Pflege von Kleinkindern, und mein Mann hat einen M. A. als psychiatrischer Sozialarbeiter. Wir haben drei Kinder – der älteste ist wie sein Großvater väterlicherseits Arzt – und fünf Enkel.
Meine Schwester Irene ist eine medizinisch ausgebildete Sozialarbeiterin. Sie hat nie geheiratet, und erst kürzlich hat sie ihr Amt beim Staat Louisiana niedergelegt.
Sowohl meine Mutter als auch mein Vater sind inzwischen verstorben.
Mein Mann und ich verbrachten zweieinhalb Jahre in dem Friedenscorps im Busch von Zaire in Afrika, wo wir als freiwillige medizinische Helfer arbeite-

ten. Wir leben nun im Ruhestand und haben uns erneut um weitere freiwillige Dritte-Welt-Arbeit beworben.
Irene widmet ihren Ruhestand ebenfalls intensiv der freiwilligen Arbeit.

54 ANDREW J. EINSTEIN

Geb. 1969 in West Orange/USA

Er berichtet über seine Familie:
Mit der Aufnahme meines Ahnen Baruch Moyses Ainstain in die freie Reichsstadt Buchau am 16. März 1665 beginnt die Geschichte meiner Familie. In Buchau gab es bereits vor 1659 eine bedeutende jüdische Gemeinde, doch war Baruch Moyses der erste Jude, der dort nach dem Dreißigjährigen Krieg in den städtischen Schutz aufgenommen wurde. Laut Ratsprotokoll wurde ihm zugesichert, daß er koscheres Fleisch erhalten konnte und daß er mit Pferden handeln durfte; dafür mußte er 12 Gulden jährlich an die Stadt zahlen. Allem Anschein nach wohnte er in der Judengasse, denn vor 1822 durften Juden ihren Wohnort innerhalb der Stadt nicht frei wählen.
Das änderte sich erst mit der Emanzipationsgesetzgebung des 19. Jahrhunderts. 1809 wurden die Berufsbeschränkungen der Juden weitgehend aufgehoben; so wählten nun viele den Beruf eines Metzgers, Bäckers, Schneiders, Buchbinders und Schuhmachers. Da Buchau nun zu Württemberg zählte, wurden ihnen durch das Emanzipationsedikt vom 25. April 1828 weitere Rechte zugesichert. Dieses Edikt stellte die Juden ökonomisch gesehen ihren nichtjüdischen Nachbarn gleich; ihr sozialer Aufstieg begann. Da die jüdische Gemeinde stark anwuchs, wurde 1838 eine neue Synagoge erbaut. Sie kostete 23000 Gulden; 800 Gulden spendete König Wilhelm I., 300 Gulden Fürst Maximilian von Thurn und Taxis. Da Wilhelm I. mit den jüdischen Bräuchen nicht vertraut war, spendete er auch eine Glocke; so gelangte die Synagoge zu einiger Berühmtheit als die einzige Synagoge in Deutschland mit einem Glockenturm. Bis zu ihrer Zerstörung in der Kristallnacht war die Synagoge das Zentrum der jüdischen Gemeinde in Buchau. Neben der Synagoge in der Hofgartenstraße stand das Haus des Rabbiners und neben dem Haus des Rabbiners das meines Urgroßvaters Salomon Jakob Einstein. Vier Haustüren weiter lebten Hermann und Pauline Einstein, die Eltern von Albert Einstein.
Die Industrialisierung und wachsende wirtschaftliche Möglichkeiten in den Städten veranlaßten viele Juden, die kleineren Städte zu verlassen. Buchau war da keine Ausnahme – die jüdische Bevölkerung, die dort während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts beständig anwuchs, erreichte um 1860 ihren Höhepunkt und nahm dann während der nächsten 70 Jahre kontinuierlich ab. Mein Großvater, Arthur Einstein, verließ Buchau erst, als er 1936 meine Großmutter heiratete, doch viele seine Cousins lebten an Orten wie Ulm, Stuttgart und Augsburg. Die Familie meiner Großmutter zog um 1870 von Laupheim nach Ulm, wo die jüdische Bevölkerung von 12 im Jahre 1834 auf 667 im Jahre 1885 emporschoß.

Der Großvater meiner Großmutter, Heinrich Guggenheimer, wurde 1815 in Laupheim geboren. Als junger Mann war er in die Fußstapfen seines Vaters getreten und hatte wie dieser den Beruf des Webers gelernt. Doch hatte dieser Beruf infolge der Industrialisierung keine Zukunft. So nutzte er die erworbenen Kenntnisse, um mit Textilien zu handeln. Heinrich zog mit seiner Familie um 1868 nach Wiblingen. Seine Gründe waren typisch für jeden Juden jener Zeit: Die geschäftlichen Möglichkeiten waren in einer Stadt größer, es gab dort bessere Schulen, und seine Frau war mit meinem Urgroßvater Jakob Guggenheimer schwanger. Heinrich wollte, daß sein Sohn in einer jüdischen Gemeinde mit jüdischen Freunden aufwachsen sollte. Doch gab es keine Juden in Wiblingen, so zog er zwei Jahre später direkt nach Ulm.
1898 heiratete Jakob Guggenheimer Helene Feigenbaum, die ebenfalls von einer kleineren Stadt, von Binswangen in Bayern nach Ulm gezogen war. 1899 wurde ihr erster Sohn, Henry (Heinrich), geboren, und im darauffolgenden Jahr ein weiterer, Lothar. Meine Großmutter Irene Guggenheimer Einstein wurde 1902 in Ulm geboren.
Jakob Guggenheimers Geschäft blühte, und 1910 konnte er sich ein Vier-Familien-Haus in der Olgastraße kaufen. Oma sollte dort mehr als 25 Jahren leben. Außer ihren Eltern und Brüdern lebte dort ihre Großmutter mütterlicherseits bis zu ihrem Tod im Jahre 1910. Oma erinnerte sich, wie gern sie kochte und backte, so daß Jakob und Helene sie oft aus der Küche holen mußten, damit sie der Familie im Wohnzimmer Gesellschaft leiste. Als es Zeit für die Schule wurde, besuchte Oma die Mädchenrealschule, während ihre Brüder das Realgymnasium besuchten. Mädchen besuchten die Schule nur bis zu ihrem 16. Lebensjahr, doch war die Bildung, die sie erhielten, wahrscheinlich besser als die des heutigen amerikanischen High-School-Abschlusses. Oma lernte vor allem Französisch und Englisch. Dies war ein großer Fortschritt im Vergleich zur Bildung, die ihre Mutter eine Generation zuvor erhalten hatte. In den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts besuchten Mädchen keine Hochschulen, sie gingen statt dessen zu Verwandten und lernten Fähigkeiten, die sie brauchten, um einen Haushalt führen zu können, wie etwa Nähen und Kochen. Helene z.B. wurde von ihrer älteren Schwester in Stuttgart unterrichtet. Omas Brüder erhielten eine moderne Bildung. Während Jakob Guggenheimer nach Augsburg und Dillingen hatte ziehen müssen, um lernen zu können, blieben Henry und Lothar zu Hause, besuchten das Ulmer Realgymnasium, wo sie Latein, Französisch und Englisch lernten. Nach dem Gymnasium wollten die Jungen eher eine praktische Ausbildung absolvieren als zur Universität gehen. Obwohl die schwäbischen Juden im 19. Jahrhundert zahllose Rechte erhalten hatten, wurden sie weiter diskriminiert, was es schwierig machte, eine gute Stelle nach der Universität zu erhalten; dies und die hohen Kosten einer Universitätsbildung bewogen Henry und Lothar, diesen Bildungsgang nicht einzuschlagen. Meiner Großmutter kam es nicht einmal in den Sinn, das Abitur zu machen und an die Universität zu gehen, da dies für Mädchen als unerhört galt. Nach dem Abschluß der Mädchenrealschule half sie im Geschäft ihres Vaters aus. Jakob trat nun in die Fußstapfen seines Vaters und Großvaters, indem er in das Webwaren-Geschäft einstieg – er kaufte sie in Elsaß-Lothringen und verkaufte sie in der Umgebung von Ulm – doch nach dem Ersten Weltkrieg, als Elsaß-Lothrin-

gen ein Teil Frankreichs war, wechselte er zum Verkauf hochwertiger Seile und Schnüre über. Sie wurden meistens an Bauleute verkauft und zum Gerüstbau verwendet. Oma erinnert sich, daß er nur Seile bester Qualität verkaufte, da er glaubte, nicht mit geringerer Qualität handeln zu können, wenn Menschenleben auf dem Spiel standen.
Mit der Vereinigung Deutschlands nach dem französisch-preußischen Krieg erhielten die jüdischen Männer das Wahlrecht. So war es nicht verwunderlich, daß sie während des Ersten Weltkrieges eingezogen wurden, und in der Tat kämpften die deutschen Juden loyal an der Seite ihrer christlichen Landsleute. Arthur Einstein, mein Großvater und Omas künftiger Ehemann, wurde im Alter von 18 Jahren eingezogen und sah, wie der Soldat an seiner Seite getötet wurde. Insgesamt wurden fünf Buchauer Juden und 18 Ulmer Juden getötet. Während des Krieges lebte Henry bei Freunden jenseits der Donau in Neu-Ulm, um zur Bayerischen Armee zu kommen, die nicht so hart wie die württembergische Armee war. Schon bald wurde er im Kampf verwundet und konnte nicht mehr eingesetzt werden. Lothar, glücklicherweise nicht vor 1900 geboren, kam erst an der Front an, als der Krieg zu Ende war, und seine einzige »Verletzung« waren die Läuse, die er sich von einigen ungarischen Soldaten holte. Es waren schwierige Zeiten während des Krieges, und Oma erinnert sich, daß Brot knapp war. Nahrungsmittel wurden ihnen durch ihren Onkel Max Guggenheimer verschafft, der ebenfalls in der Armee diente und durch einige Soldaten Verbindungen zu Bauern hatte.
Während all dieser Jahre blühte die jüdische Gemeinde in Ulm. Nach der Vertreibung der Juden von Ulm 1499 bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts, als die Industrialisierung und Emanzipation Heinrich Guggenheimer und viele andere in die Stadt gezogen hatte, bestand keine Gemeinde mehr dort. 1871 wurde der jüdische Friedhof eröffnet. 1873 lebten genug Juden in Ulm, um eine Synagoge zu bauen, und 1888 wurde ein selbständiges Rabbinat errichtet. Juden nahmen teil an der Verwaltung ihrer Stadt, mehrere waren im Gemeinderat. Etwa 62,3 % der Juden waren selbständig, 22,5 % arbeiteten als Angestellte, die restlichen waren Tagelöhner. Selbst während der Depression am Ende der Weimarer Republik erfreuten sich die Ulmer Juden eines gewissen Wohlstandes; 1933 gab es immer noch viele Geschäfte, Fabriken und Warenhäuser, die Juden gehörten, ebenso gab es sechs jüdische Ärzte und neun jüdische Rechtsanwälte. Die Einkünfte aus seinem Geschäft und die Mieteinnahmen ermöglichten Jakob Guggenheimer seiner Familie einen hohen Lebensstandard zu sichern.
Das Ende zeichnete sich bereits früh im Jahr 1933 ab, als es Adolf Hitler gelang, den Haß und die Frustration, die sich bei den Deutschen angesammelt hatten, aufzustacheln, um seine teuflische Maschine in Gang zu setzen. Zu dieser Zeit war meine Großmutter noch unverheiratet und lebte mit ihrem seit kurzem verwitweten Vater zusammen. Am 1. April begann der Judenboykott. Schilder wie: »Wer beim Juden kauft, ist ein Feind des Vaterlands!« wurden aufgehängt und läuteten so ein neues Zeitalter des virulenten Antisemitismus ein. Der Haß eskalierte und eskalierte, bis es keine Buchauer Juden, keine Laupheimer Juden und keine Ulmer Juden mehr gab.
Eine Woche nach dem Boykott verloren die Juden das Recht, Staatsbeamte zu sein, die Theater wurden von Juden »gesäubert«. Jüdische Ärzte verloren ihre

Praxen. Jüdische Viehhändler wurden als »Blutsauger« bezeichnet, und Deutsche durften keine Geschäfte mehr mit ihnen abschließen. Im Badischen wurde ein Bürgermeister seines Amtes enthoben, weil er eine einzige Kuh an einen Juden verkauft hatte. Das Jahr 1935 brachte die Nürnberger Gesetze. Die Juden in Deutschland wurden zu rechtlosen Leuten, vergleichbar den Schutzjuden des 16. bis 18. Jahrhunderts. Heiraten zwischen Juden und Ariern wurden verboten. Juden verloren das Wahlrecht. 1936 verbot die Ulmer Gestapo jüdischen Händlern ihre Stammkundschaft zu duzen und verpflichtete alle Ulmer den »Heil-Hitler-Gruß« auszuführen. Juden wurden nicht mehr gegrüßt. Darüber hinaus waren Freundschaften mit Juden verboten. Dies alles führte – nach einem schwäbischen Chronisten – zu einer Ghettoatmosphäre ohne wirklichem Ghetto. Zu alledem wurde noch der alte jüdische Friedhof geschändet.

Für meine Oma war das Jahr 1936 persönlich ein sehr wichtiges Jahr. Am 5. Juli heiratete sie meinen Großvater, dessen erste Frau im Jahr zuvor an Krebs gestorben war. Sie richteten sich im Hause meines Urgroßvaters ein. Über ihnen wohnte Robert Scholl mit seiner Frau und fünf Kindern. Zwei von ihnen, Hans und Sophie, sollten später die Weiße Rose, eine gegen die Nazis gerichtete Organisation, gründen, wofür sie geköpft wurden. Herr Scholl war ein selbständiger Denker und ein anständiger Nichtjude, der oftmals seine eigene Sicherheit aufs Spiel setzte, um meinem Urgroßvater und meinen Großeltern, die seine Nachbarn und Freunde waren, zu helfen.

Mein Vater, Fritz Salomon Einstein, wurde am 3. November 1937 geboren, und Jakob Guggenheimer starb eines natürlichen Todes im Juni 1938. Die Zeiten verschlechterten sich, und der Druck, das Haus in der Olgastraße, nun in Adolf-Hitler-Ring umbenannt, zu verkaufen, verstärkte sich. Bald nach Jakobs Tod mußten meine Großeltern das Haus an einen Nazi verkaufen. Der Nazi bot einen lächerlich geringen Preis, worauf mein Opa schlagfertig erwiderte: »Sind Sie der Jude oder ich?«. Nichtsdestotrotz verkaufte er das Haus, und meine Großeltern und Vater mußten umziehen. Nach dem Krieg klagten wir auf Rückgabe des Hauses, und dank Robert Scholls Zeugnis, daß es unter Druck verkauft worden war, wurde es meinen Großeltern zurückgegeben. Sie verkauften es bald danach.

Im Herbst des Jahres 1938 verloren die letzten jüdischen Ärzte und Rechtsanwälte ihre Titel. Zwar wurde es einigen gestattet, ihre Berufe weiterhin auszuüben, jedoch unter einer anderen Bezeichnung. So wurde z.B. der Titel »Arzt« ersetzt durch »Jüdischer Krankenbehandler«. Am 28. Oktober wurden in Deutschland lebende polnische Juden wieder nach Polen umgesiedelt. Und am 9. November stürzte das Gebäude des deutschen Judentums buchstäblich zusammen. Auslösendes Moment war die Ermordung Ernst vom Raths in Paris und die darauffolgende Anordnung von Goebbels, gewaltsam gegen die Juden vorzugehen. Dann folgte die Reichskristallnacht. Ihre Folgen für die schwäbischen Juden waren verheerend. Die Synagogen in Ulm, Buchau und Laupheim wurden alle zerstört. In anderen nahegelegenen Städten, wie z.B. Schwäbisch Hall, wurden auch Wohnhäuser zerstört. In Ulm wurden alle jüdischen Männer mitten in der Nacht zusammengetrieben und nach Dachau gebracht, wo sie einen Monat bleiben mußten. Ein Cousin meines Großvaters zog sich Asthma zu, das ihn für den Rest seines Lebens quälte, als er – nur mit einem Pyjama

bekleidet – in der kalten Novembernacht regungslos stehen mußte, und ihm nicht einmal erlaubt wurde, auszutreten. Glückliche Umstände ersparten meinem Großvater diese Hölle. Offenbar hatten die für die Verhaftung der Juden verantwortlichen Nazis seine neue Adresse noch nicht und konnten ihn deshalb nicht finden. Ein Jahr später hatte er weniger Glück. Zum ersten Jahrestag der Kristallnacht beschloß der Naziführer von Württemberg, sich bei der Nazi-Regierung beliebt zu machen, indem er die Juden wieder festnehmen ließ. Zu dem Zeitpunkt hatte die Gestapo seine neue Adresse festgestellt, und Opa wurde ins Stadtgefängnis gebracht. Dachau blieb ihm nur deshalb erspart, weil er zu diesem Zeitpunkt bereits ein Ausreise-Visum für die Vereinigten Staaten hatte.

In dem dazwischenliegenden Jahr war viel geschehen. Nach den Ausschreitungen der Kristallnacht waren 18 Synagogen in Württemberg niedergebrannt und ein weiteres Dutzend zerstört worden. Hinzu kam, daß 15 Juden gestorben waren (zwei von ihnen hatten Selbstmord begangen) und 878 waren festgenommen worden, einzig und allein weil sie Juden waren. Sofort wurden ihnen noch weitere Rechte entzogen. Juden durften nicht mehr in Kinos oder Theater gehen, ihre Führerscheine wurden konfisziert, die Benutzung der Bibliotheken wurde ihnen verboten, sie wurden von den deutschen Schulen gewiesen und durften nur die drei noch vorhandenen jüdischen Schulen besuchen. Zusätzliche Einschränkungen folgten: kein Telefon, keine Haustiere, keine Schreibmaschinen, keine Titel.

Ab Januar 1939 mußten alle Juden den Zusatznamen Israel bzw. Sara annehmen, soweit sie keinen eindeutig jüdisch klingenden Vornamen hatten. Die Nazis hielten den Namen Salomon nicht für jüdisch genug; darum hieß mein Vater von da ab Fritz Israel Einstein, ungeachtet Omas und Opas Bitten, davon abzusehen.

Vor der Reichskristallnacht hatten wenige schwäbische Juden die Ausreise aus ihrem Heimatland beantragt. 1939 wurde eine Flut von Anträgen gestellt und jeden Monat verließen etwa 200 Juden ihre Heimat. Es war schwierig, ein Visum zu bekommen. Man brauchte dazu einen Bürgen, der gewillt war, die finanzielle Verantwortung zu übernehmen. Oma und Opa entschlossen sich erst nach der Kristallnacht Deutschland zu verlassen. Oma schrieb an Karl Laemmle, einen Freund ihrer Schwiegermutter aus Laupheim, der in die USA ausgewandert war und dort in der sich gerade entwickelnden Filmindustrie erfolgreich wurde und die Universal Studios gründete. Trotz seines großen Erfolges war der Produzent von »Im Westen nichts Neues« seinen Wurzeln treugeblieben; er kehrte jedes Jahr nach Laupheim zurück und versorgte die dortigen Juden mit Arbeit. Laemmle war nicht in der Lage, meine Großeltern zu unterstützen, weil das State Departement seine Bürgschaften nicht mehr akzeptierte – er hatte bereits etwa 380 Bürgschaften ausgestellt, die meisten davon für ihm völlig fremde Personen – aber er schrieb an den Cousin meiner Großmutter, B. J. Feigenbaum, einen jungen Rechtsanwalt in San Francisco, der sich bereitwillig für sie verbürgte. Die Bürgschaft in Händen machten sich Oma, Opa und Papa auf zum Amerikanischen Konsulat in Stuttgart, wurden aber abgewiesen, weil mein Vater, der noch keine zwei Jahre alt war, während der langen Wartezeit für die ärztliche Untersuchung weinte. Ihrem zweiten Versuch war dank eines

verständnisvolleren Arztes Erfolg beschert, und meine Großeltern bereiteten sich auf die Ausreise vor.
Der Bruder und die Schwester meines Großvaters und deren Ehegatten hatten weniger Glück. Sie konnten keine Bürgen finden, saßen in Deutschland in der Falle und starben schließlich in Konzentrationslagern, als gegen Ende des Jahres 1941 die schwäbischen Städte von Juden »gereinigt« wurden. Omas, Tanten und Onkel wurden auf gleiche Weise deportiert und schließlich umgebracht.
Am 1. September 1939 brach in Europa Krieg aus und brachte für die Juden unter anderem eine Ausgangssperre nach 20 Uhr mit sich. Im November 1939 erhielten meine Großeltern ein Telegramm aus Rotterdam, daß ihr Schiff früher als erwartet eingetroffen sei. Sie verließen Ulm, fuhren nach Wiesbaden, wo sie Omas Onkel, Max Guggenheimer, zum letzten Mal sahen, und reisten über Köln weiter nach Rotterdam. Als sie dort ankamen, erfuhren sie, daß das Schiff noch gar nicht angekommen war. Das Telegramm war nur ein Schachzug der jüdischen Gemeinde in Rotterdam gewesen, die ihre Glaubensbrüder ein wenig früher in Sicherheit bringen wollte. Die Juden in Rotterdam unterstützten meine Großeltern und meinen Vater einige Wochen lang, während sie auf ihr Schiff warteten. Ohne holländisches Geld wäre es schwierig gewesen, die Zeit zu überbrücken. Am 10. Dezember 1939 verließ die S. S. »Veendam« Rotterdam und kam 12 Tage später in Hoboken an.
Das Leben in Amerika war anfangs schwierig, aber – wie die deutschen Juden sich oft bewußt machten – »Aller Anfang ist schwer«. Was sie in Deutschland zurückließen – Judensterne, Viehwaggons nach Riga und Theresienstadt, irrationalen Haß – machte ihnen die schmerzliche Entscheidung zu gehen leicht. Amerika gab Oma und Opa die Chance eines Neubeginns.
1968 endete mein schwäbisches Erbe mit dem Tod meines entfernten Cousins Siegbert Einstein in Buchau. Das war im Jahr vor meiner Geburt und 303 Jahre nach der Ankunft von Baruch Moyses in Buchau. Schwaben ist für mich jetzt ein fremdes Land und seine Bewohner sind nicht meine Landsleute. Letzten Sommer hatte ich die Gelegenheit, Süddeutschland zusammen mit meinem Vater als Teilnehmer eines Programms zum Gedenken der Reichskristallnacht vor 50 Jahren zu besuchen. Ulm, wo wir untergebracht waren, hat sich nicht sehr verändert, seit meine Oma dort aufgewachsen ist. Wenig deutet auf die dort begangenen Grausamkeiten und die Verwüstungen des Krieges hin. Aber dennoch werden die Erinnerungen an das abgrundtief Böse im Menschen weiterhin an der malerischen Fassade nagen. Sie werden mich immer betrüben.

Dokumente zur Geschichte der Juden in Ulm

Projektleitung:
Prof. Dr. Hans Eugen Specker

Ausstellung

Recherchen, Texte und Gestaltung:
Dr. Maja Fassmann, Tübingen;
Dr. Gebhard Weig, Stadtarchiv Ulm;
Myrah Adams-Rösing, Ulm
(Beiträge zum kulturellen Leben);
Prof. Dr. Hans Eugen Specker

Fotoarbeiten:
Wolfgang Adler, Stadtarchiv Ulm

Technische Ausführung:
Josef Merk, Stadtarchiv Ulm;
Gerhard Lorenz, Münsterbauhütte Ulm;
Sparkasse Ulm

Schreibarbeiten:
Angelika Heitzer, Stadtarchiv Ulm

Katalog

Dr. Maja Fassmann, Tübingen;
Gisela Rotermund, Archivpädagogin,
Dr. Uwe Schmidt, Dr. Gebhard Weig,
Prof. Dr. Hans Eugen Specker
(alle Stadtarchiv Ulm)

EINFÜHRUNG

Anläßlich des 50. Jahrestages der Reichspogromnacht zeigte das Stadtarchiv Ulm in der – an Stelle der 1938 zerstörten Synagoge errichteten – Kundenhalle der Sparkasse Ulm eine am Abend des 9. November 1988 eröffnete Ausstellung zum Thema: »Die Geschichte der Juden in Ulm. Bürger – Verfolgte«. Die Ausstellung fand großes Interesse, und immer wieder wurde von verschiedenen Seiten der Wunsch nach einer Veröffentlichung der dort gezeigten und erläuterten Dokumente vorgetragen. Wir hatten zunächst gezögert, waren wir uns doch bewußt, daß die Auswahl der Dokumente unter ausstellungstechnischen Gesichtspunkten erfolgt war, d. h. es konnten auf knappem Raum nur Exponate präsentiert werden, die sowohl die Forderung nach exemplarischer Aussage als auch nach optischer Anschaulichkeit erfüllten. War schon dadurch ein enger Rahmen vorgegeben, so wurde dieser darüber hinaus noch durch thematische Überlegungen beeinflußt. Zwar war es Anliegen der Ausstellung, die Geschichte der Juden in Ulm im Längsschnitt ihrer Entwicklung aufzuzeigen, weil vor dem Hintergrund der – mühsam genug errungenen – rechtlichen und wirtschaftlichen Gleichstellung und der schließlichen Teilnahme an allen Bereichen des täglichen und öffentlichen Lebens die Verfolgungen in der nationalsozialistischen Zeit mit ihren sich bis zur Deportation und Mord steigernden Schrecken um so schärfer hervortraten. Aber es galt doch zugleich auch, des Anlasses der Ausstellung, der Erinnerung an die Reichspogromnacht, zu gedenken, und daher wurde mit der Dokumentation der damit zusammenhängenden Ereignisse ein besonderer Schwerpunkt gesetzt. Daß abschließend auch Dokumente des ernsthaften Bemühens um Versöhnung in die Ausstellung aufgenommen werden durften, verdanken wir ermutigenden Gesprächen anläßlich der Begegnungswochen mit ehemaligen jüdischen Mitbürgern in Ulm.

Geplant war zunächst, eine Auswahl der Dokumente in der vom »Arbeitskreis Schule und Archiv in Ulm« herausgegebenen Reihe der »Quellen zur Ulmer Stadtgeschichte, Materialien für den Geschichtsunterricht« zu publizieren. Die mit großem persönlichem Engagement verfolgte Anregung von Herrn Otto Hilb (Tel Aviv), »Lebenszeugnisse« ehemaliger jüdischer Mitbürger zu sammeln und zu edieren, bot dann aber die Möglichkeit, in diesem Rahmen auch Dokumente der Ausstellung einem größeren Kreis zugänglich zu machen. Eine didaktische Aufarbeitung der Materialien für den Geschichtsunterricht wird gesondert erscheinen.

Eine umfassende Darstellung zur Geschichte der Juden in Ulm kann die hier vorgelegte Dokumentation freilich nicht bieten. Diese bleibt ein Desiderat. Immerhin liegt jedoch – in der Auswahlbibliographie aufgeführt – eine Reihe

von Einzeluntersuchungen vor, die sich in den bereits im vorigen Jahrhundert erschienenen Arbeiten von Friedrich Pressel und – allerdings sehr einseitig – Eugen Nübling und vertiefend mit der Dissertation von Hermann Dicker (1937) vorwiegend mit der Geschichte der Juden im Mittelalter beschäftigen. Für die Frühe Neuzeit und die Entwicklung der jüdischen Gemeinde in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts kann neuerdings auf die Untersuchungen von Peter Thaddäus Lang und die Magisterarbeit von Andrea Engel zurückgegriffen werden, und einen – freilich sehr knappen – zusammenfassenden Überblick hat Walter Schmidlin bereits 1941 geboten. Ein ähnlicher Überblick findet sich auch in der zwanzig Jahre später erschienenen, im übrigen aber einem anderen Anliegen gewidmeten, mit akribischer Sorgfalt von Heinz Keil zusammengestellten »Dokumentation über die Verfolgungen der jüdischen Mitbürger in Ulm«. Den danach einsetzenden Leidensweg schildern, unmittelbare Betroffenheit auslösend, die von Silvester Lechner und Alfred Moos herausgegebenen Erinnerungen von Resi Weglein: »Als Krankenschwester im KZ Theresienstadt«.

Zur Vorbereitung der Ausstellung wurden über die genannten Publikationen hinaus umfangreiche Archivstudien unternommen, deren Ergebnisse nur zum geringeren Teil dokumentiert werden konnten. Es entspricht der Tradition des Stadtarchivs Ulm, daß größere Projekte als Gemeinschaftsleistung realisiert werden, und daher darf zugleich auch allen namentlich nicht genannten Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Stadtarchivs gedankt werden. Über die Dauer der Ausstellung hinaus hat die Archivpädagogin des Stadtarchivs, Frau Gisela Rotermund (Schubart-Gymnasium Ulm), in zahlreichen Führungen für Schüler und Besuchergruppen, u.a. auch ehemalige jüdische Mitbürger, die in der Außenstelle Pionierkaserne des Stadtarchivs verwahrten Dokumente erläutert und wachsendes Interesse für dieses Thema zu wecken verstanden. Es bleiben die Hoffnung und der Wunsch, daß die hier vorgelegte Auswahl zur weiteren Beschäftigung mit der Geschichte der Juden in Ulm anregen möge.

Ulm, im Juli 1991 — Hans Eugen Specker

Die Ulmer Judengemeinde bis zu ihrer Ausweisung 1499

MITTELALTERLICHE JUDENGEMEINDEN

Bereits vor der Völkerwanderung im 5./6. Jahrhundert gab es zum Teil bedeutende jüdische Gemeinden in Mitteleuropa. Sie scheinen die Zeit der Völkerwanderung jedoch nicht überdauert zu haben. Durch Einwanderung bildeten sich im Mittelalter erneut jüdische Niederlassungen entlang der großen Verkehrsstraßen an Mosel, Rhein und Donau. In Speyer, Worms und Mainz bestanden um 1000 n. Chr. berühmte Talmud-Hochschulen. Vor Beginn des ersten Kreuzzuges im Jahr 1096 sind insgesamt 15 jüdische Gemeinden innerhalb der Grenzen des späteren Deutschen Reiches bezeugt[1]. Für das heutige Baden-Württemberg sind jüdische Niederlassungen vor 1250 in 14 Städten nachzuweisen, u. a. in den Reichsstädten Ulm, Heilbronn, Schwäbisch Hall und Konstanz[2].

Die mittelalterlichen Juden waren zunächst Fernhändler, die den Warenaustausch mit Italien, Byzanz und dem Orient aufrechterhielten. Seit dem 11. Jahrhundert traten sie mehr und mehr im Geldgeschäft auf. Nach dem vierten Laterankonzil (1215), das das kanonische Zinsverbot bekräftigte, wurden die Dienste der Juden als Geldverleiher von Adel, Geistlichkeit und Städten verstärkt in Anspruch genommen.

Während des Mittelalters bildeten sich in vielen Städten blühende jüdische Gemeinden. Die Juden unterstanden dem besonderen Schutz des Königs und der Städte, die dafür jährliche Judensteuern, den goldenen Weihnachtspfennig sowie zahlreiche Sonderabgaben einzogen.

Innerhalb der Städte war die rechtliche Situation der Juden genau definiert. Dabei wurde unterschieden zwischen der Gemeinde als Rechtskörper und dem einzelnen jüdischen Bewohner.

Eine Assimilierung an die christliche Mehrheit fand nicht statt. Von Übertritten wird kaum berichtet, obwohl beispielsweise Juden, die sich taufen ließen, von allgemeinen Judenverfolgungen nicht betroffen waren. Phasenweise lebten christliche Mehrheit und jüdische Minderheit friedlich nebeneinander. Es gibt Beispiele dafür, daß sich Vertreter der beiden Bevölkerungsteile geschätzt und konstruktiv zusammengearbeitet haben.

[1] *Germania Judaica*, Bd. 1, Breslau 1934, Ndr. Tübingen 1963, Anhang.

[2] *Joseph Kerkhoff* (Bearb.), Jüdische Einwohner in Baden-Württemberg, 3 Teilkarten 1973, in: Historischer Atlas von Baden-Württemberg, Karten VIII, 13 mit Erläuterungen von *Paul Sauer*.

Im Laufe des 15. Jahrhunderts verschlechterte sich die wirtschaftliche Situation der Juden, insbesondere seit vermehrt auch Christen – trotz des Zinsverbots – als Geldgeber auftraten. Bei den Juden liehen Bargeld gegen Hinterlegung von Pfändern nun vor allem kleine Handwerker und Bauern. Die fiskalische Bedeutung der Juden verringerte sich, hohe Sondersteuern konnten von ihnen nicht mehr eingetrieben werden. Das Interesse von Kaiser und Fürsten am Schutz der Juden erlahmte. Der Kaiser erteilte nun den Reichsstädten gegen hohe Zahlungen das Privileg der »Judenfreiheit«. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts hatten nahezu alle Reichsstädte die jüdische Einwohnerschaft ausgewiesen.

ERSTE ZEUGNISSE DER ULMER JUDENGEMEINDE

Die frühesten Nachrichten über die Existenz einer jüdischen Gemeinde in Ulm stammen aus dem 13. Jahrhundert. Als ältester Beleg darf wohl eine zwischen 1236 und 1238 gefertigte, illuminierte hebräische Bibel gelten[3], die im Auftrag eines Yosef bar Moshe, vermutlich aus Ulm, entstand und damit eine gewisse kulturelle Blüte der jüdischen Gemeinde in diesen Jahren bezeugt.
Erstmals urkundlich erwähnt wurde die jüdische Gemeinde Ulms im Reichssteuerverzeichnis von 1241[4], in dem die Bürger- und Judenschaft jeweils getrennt veranlagt wurde. Die Höhe der Steuersumme erlaubt einen vergleichenden Blick auf die Größe und Finanzkraft der Städte. In Ulm hatte die Bürgerschaft 80, die jüdische Gemeinde 6 Mark zu zahlen. 6 Mark entsprachen zu dieser Zeit 1400 Gramm Feinsilber. Die großen Judengemeinden in Straßburg und Worms wurden mit 200 bzw. 130 Mark veranlagt. Die Reichssteuer der Ulmer Juden wuchs im Laufe des folgenden Jahrhunderts beträchtlich; Größe und Wohlstand der Gemeinde nahmen zu.

1 Frühe jüdische Grabsteine[5] (Ev. Gesamtkirchengemeinde Ulm).

Nach der Vertreibung der mittelalterlichen jüdischen Gemeinde (vgl. Nr. 14) wurden die Grabsteine des jüdischen Friedhofs als Baumaterial verwendet, teilweise auch beim Bau des Münsters. Im späten 19. oder frühen 20. Jahrhundert wurden dann einzelne Grabsteine in das Münster verbracht, wo sie auch die Jahre des Nationalsozialismus 1933–1945 überdauerten und noch heute aufbewahrt werden.

[3] *Biblioteca Ambrosiana Mailand*, MS. B 32, JNF fol. 136r; Abbildung in: *Miriam Magall*, Kleine Geschichte der jüdischen Kunst, Köln 1984, S. 149.
[4] Reichssteuerverzeichnis von 1241: *Monumenta Germaniae Historica*, Constitutiones, Bd. III, bearb. von Jakob Schwalm, Hannover 1904/06, S. 1–6.
[5] Vgl. *M. Brann*, Jüdische Grabsteine in Ulm, in: Festschrift zum 70. Geburtstage des Oberkirchenrats Dr. Kroner, hg. v. Württembergischen Rabbiner-Verein, Breslau 1917, S. 162–188.





Katalog-Nr. 1

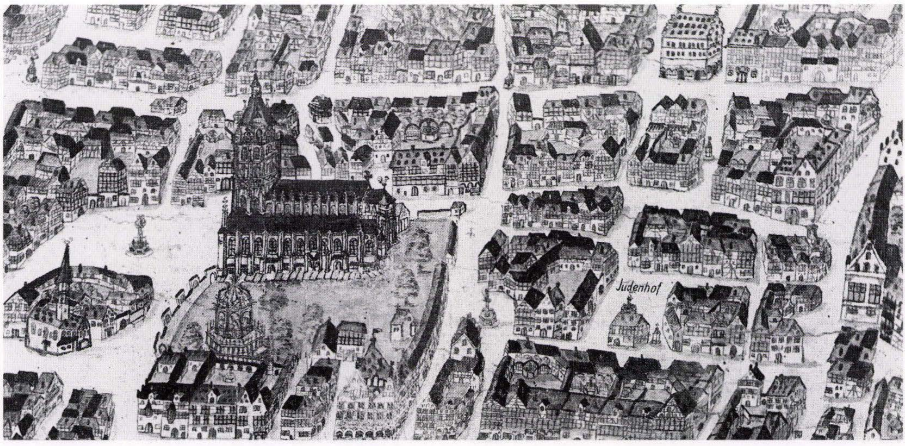
2 Ulmer Judenfriedhöfe im Mittelalter.

Einen Hinweis auf das Alter und die Bedeutung der jüdischen Gemeinde in Ulm bietet die Existenz eines eigenen Friedhofs (1281). Er lag am späteren Neutor, im Bereich der heutigen Kelter-, Wengen- und Sterngasse. Nach der Stadterweiterung von 1316 wurde der Friedhof in das Gebiet der heutigen Hauptpost verlegt. Für das Neutor war zeitweise die Bezeichnung »Judentor« gebräuchlich.

ANSIEDLUNG, EINRICHTUNGEN UND ÄMTER DER JÜDISCHEN GEMEINDE IN ULM

3 Früheste Darstellung des Bereichs »Judenhof« auf dem ältesten Stadtplan von Ulm, dem sogenannten Vogelschauplan, um 1597 (Ausschnitt).

Die jüdischen Bürger wohnten zwar abgesondert von den christlichen Bewohnern in einem eigenen Viertel östlich des Münsters, vor allem in der Judengasse und am Judenhof, ein abgeschlossenes Ghetto gab es jedoch nicht. Mehrfach



Katalog-Nr. 3

läßt sich in diesem Viertel auch Gebäudebesitz von christlichen Ulmer Bürgern und Patriziern, wie z. B. der Familien Krafft und Roth, nachweisen.

Gemeindeeinrichtungen

Die jüdische Gemeinde Ulms, die ihren kulturellen Höhepunkt in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts erreichte, besaß zahlreiche Gebäude. Bezeugt sind die Synagoge, eine Mikwe (rituelles Bad), ein Gemeindebackofen, ein Tanzhaus (für Hochzeiten) und ein Spital. Im Gebäude »Judenhof 1« könnte sich auch ein mittelalterlicher Gebetsraum befunden haben.

4 Erste urkundliche Erwähnung der Ulmer Synagoge, 1353 (Stadtarchiv Ulm, A Urk. 1353 März 14).

Die Ulmer Judengemeinde besaß zweifellos schon vor 1353 eine Synagoge als Mittelpunkt ihres religiösen Lebens. Nach dem zeitgenössischen Synagogenbau darf man wohl auch für die Ulmer Synagoge ein zweischiffiges Gebäude mit einem für Frauen reservierten Teil annehnen.

5 Bemalte Wandnische (Judenhof 1, 2. Stock), die vermutlich zur Unterbringung eines Thoraschreins gedient hatte, entstanden um 1480, 1987 freigelegt bei Restaurierungsarbeiten (Foto: Privatbesitz).



Katalog-Nr. 5

6 Blick auf das Gebäude Judenhof 1 von Osten, um 1913 (Stadtarchiv Ulm, F3fa, Judenhof).



Katalog-Nr. 6

Gemeindeämter

An der Spitze der Gemeinde stand der Rabbiner. Zu den bedeutendsten Rabbinerpersönlichkeiten der Ulmer jüdischen Gemeinde bis zu ihrer Ausweisung 1499 gehörte zweifellos der Geschäftsmann, Arzt und Gelehrte Seligmann, der von 1440 bis ca. 1457 der Gemeinde vorstand. Er wurde von dem Ulmer Bürgermeister Hans Ehinger, genannt Oesterreicher, hoch geschätzt und verschaffte seiner Gemeinde weit über die Grenzen der Stadt hinaus hohes Ansehen.

Als Gemeindeämter waren dem Rabbiner zu- und nachgeordnet:
Der Schulklopfer (Synagogendiener); ihm oblag es, die Gemeindemitglieder zu den täglichen Betstunden in die Synagoge (Schule) durch Klopfen an die Haustüren einzuladen.
Die Pfleger; aus den Vornehmsten der Gemeinde gewählt, waren sie mit der Verwaltung der Synagoge und des Gemeindevermögens betraut.
Die Schreiber; das Abschreiben der Thorarollen war ihre wichtigste Aufgabe.

RECHTLICHE STELLUNG DER JUDEN IN DER STADT UND IHR VERHÄLTNIS ZUR CHRISTLICHEN BÜRGERSCHAFT

Nach dem Ulmer Stadtrecht von 1274, in der Fassung der Stadtrechtsmitteilung von 1296, waren die Juden rechtlich gesehen eine privilegierte Darleihergenossenschaft. Damit waren sie aus dem reichsstädtischen bürgerlichen Verband herausgehoben. Die Juden besaßen für ihre Angelegenheiten eine eigene Gerichtsbarkeit, bei schwerwiegenden Streitfällen zog man angesehene auswärtige Rabbiner hinzu. So entschied der hochgelehrte Jakob Weil aus Augsburg die langjährigen Streitigkeiten zwischen den Ulmer Rabbinern Seligmann und Simlin in den Jahren 1431–1440. Für Rechtsstreitigkeiten zwischen Juden und christlichen Bürgern waren jedoch die öffentlichen Gerichte zuständig. Zwar war es den Juden möglich, das Bürgerrecht zu erwerben, eine Gleichstellung mit ihren christlichen Bürgern war damit aber nicht gegeben. Schon bei der Aufnahme hatten jüdische Neubürger eine im Vergleich zu christlichen Neubürgern erhöhte Einschreibungsgebühr zu entrichten. Der Zugang zu den Zünften der Handel- und Gewerbetreibenden blieb ihnen verwehrt, ein deutlicher Beleg dafür, daß Juden nicht das volle Bürgerrecht besaßen.

7 Erste urkundliche Erwähnung eines Juden als »Bürger ze Ulme«, 1366 (Stadtarchiv Ulm, A Urk. 1366 August 24).

Mit Fiflin von Memmingen, dem die jüdische Gemeinde den Erwerb eines Hauses bei der Synagoge gestattete, wurde erstmals ein Jude im Ulmer Bürgerrecht urkundlich genannt. Da die jüdische Gemeinde kein Siegel führen durfte, wurde die Urkunde von drei patrizischen Stadtrichtern und mit dem Geheimsiegel der Stadt beglaubigt.

8 Dienstvertrag der jüdischen Gemeinde mit einem christlichen Bürger von 1386 (Stadtarchiv Ulm, A Urk. 1386 Januar 22).

Der Ulmer Bürger Heinz Walle, ein Christ, wurde von der jüdischen Gemeinde als Kirchhofdiener und Hausknecht angestellt. Es ist dies ein Beleg dafür, daß in jenen Jahren Arbeitsverträge zwischen der jüdischen Gemeinde und christlichen Bürgern von der Stadt noch toleriert wurden.

JÜDISCHE FINANCIERS

9 Namenszug des Jakob bar Juda, genannt Jäcklin (*Ulmisches Urkundenbuch*, Bd. 2, T. 2, S. 873).

Der Ulmer »Stadtbankier« Jakob bar Juda, genannt Jäcklin, ist für 1375 erstmals bezeugt. Wiederholt nahm die Reichsstadt hohe Darlehen bei ihm auf. Im Krieg Karls IV. gegen den Schwäbischen Städtebund (1376) baute Ulm auf seine Finanzkraft. In Verbindung mit seinen Söhnen und Schwiegersöhnen in Nürnberg, Straßburg und Reutlingen konnte Jäcklin kurzfristig große Summen bereitstellen. Kaiser Karl IV. verhängte gegen Jäcklin die Reichsacht. Ulm verweigerte jedoch die Auslieferung seines kapitalkräftigen Geldgebers. Erneut in Anspruch nahm Ulm die finanziellen Dienste Jäcklins, als 1377 der Ulmer Rat mit dem Erwerb der Stadt Langenau zielstrebig den Ausbau seines Territoriums begann[6].



Katalog-Nr. 9

[6] Karte des Ulmer Territoriums veröffentlicht bei *Gerold Neusser*, Das Territorium der Reichsstadt Ulm im 18. Jahrhundert. Verwaltungsgeschichtliche Forschungen (Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm, Bd. 4), Ulm 1964.

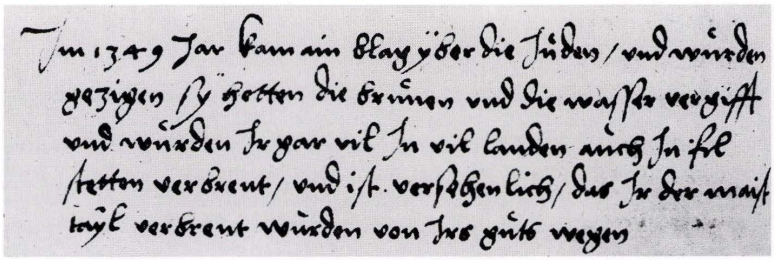
10 Heinrich und Konrad von Werdenberg verkauften am 31. August 1377 die Stadt Langenau an Ulm (Kopialüberlieferung, Hauptstaatsarchiv München, Ulm, Reichsstadt Lit. 48).

Die hochverschuldeten Grafen von Werdenberg hatten ihre Stadt Langenau an jüdische Financiers verpfänden müssen. Einer ihrer Hauptgläubiger war Jäcklin. Da die Grafen Heinrich und Konrad ihr Pfand nicht auslösen konnten, verkauften sie am 31. August 1377 Langenau um ca. 10000 Gulden an Ulm. Die Reichsstadt wurde damit Schuldnerin bei den Juden. In den folgenden Jahren konnte Ulm zwar seine Schulden abtragen, mußte aber für eine kleinere Restsumme die Torzölle an Jäcklin verpfänden.

VERFOLGUNG UND UNTERDRÜCKUNG

Im Mittelalter wurden Juden wiederholt Opfer grausamer Verfolgungen. Nach den Massakern im Umkreis der Kreuzzugsheere löste der Vorwurf der Brunnenvergiftung während der Pestepidemie von 1348/49 erneut Pogrome aus. In Straßburg, Worms und Frankfurt a. M. starben viele den Flammentod.
Wie in anderen Städten war auch in Ulm die Pest nur der Anlaß zur Austragung eines Konflikts, der nicht zuletzt sozio-ökonomische Ursachen hatte. Als die Pest herannahte, versicherten sich die Juden der Unterstützung der Grafen von Helfenstein und der Reichsstadt. Jüdische Schutzgelder sollten dem weiteren Ausbau der Stadt zugute kommen. Die Bemühungen der Juden waren jedoch erfolglos: Am 30. Januar 1349 kam es zu Verfolgungen. Wahrscheinlich wurde damals das Tanzhaus zerstört; Synagoge und Friedhof nahm die Stadt in ihren Besitz.

11 Bericht aus der Chronik des Ulmer Schuhmachers Sebastian Fischer (1513 bis ca. 1560) über die Judenverfolgung von 1348/49 (Bayerische Staatsbibliothek München, Cgm 3091).


Im 1349 Jar kam ain klag über die Juden / und wurden
gezigen sy hetten die brunnen und die wasser vergift
und wurden ir gar vil in vil landen auch in ir
stetten verbrent / und ist. verschenlich / das ir der maist
tayl verbrent wurden von ires gůts wegen

Katalog-Nr. 11

Im Text wird deutlich, daß die »Brunnenvergiftung« nur ein Vorwand für die Enteignung jüdischen Vermögens war: »Im 1349 Jar kam ain Blag yber die Juden und wurden gezigen, sy hetten die Brunnen und die Wasser vergifft und wurden ir gar vil in vil Landen auch in fil Stetten verbrent, und ist versehenlich, das ir der maist Tayl verbrent wurden von ihrs Guts wegen.«

12 Judenverfolgung von 1348/49. Holzschnitt aus der »Weltchronik« von Hartmann Schedel, Nürnberg 1493 (Stadtbibliothek Ulm, Schad 7070).



Katalog-Nr. 12

Nach den Ausschreitungen von 1348/49 begann sich die Gemeinde neu zu konsolidieren und gelangte in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts im Zuge des politischen und wirtschaftlichen Aufstiegs der Reichsstadt selbst zu neuem Wohlstand. Erneut kam es 1385 zu antijüdischen Maßnahmen, als am 12. Juni 1385 38 süddeutsche Städte in Ulm eine sog. »Judenschuldentilgung« vereinbarten, die am 2. Juli von König Wenzel bestätigt wurde. Die jüdischen Geldgeber wurden gezwungen, ihre Schuldbriefe den Städten zu übergeben und erhielten nur ein Teil ihrer Darlehen zurück. König und Städte zogen aus dieser Transaktion riesigen Gewinn. Allein König Wenzel erhielt 40000 Gulden in Gold.

13 Liste jüdischer Schuldbriefe, 1385 (Zusammengestellt aus: *Friedrich Pressel*, Geschichte der Juden in Ulm, Ulm 1873, S. 33–38).

Entsprechend der Vereinbarung vom 12. Juni 1385 (vgl. S. 188) mußten auch die Ulmer Juden ihre Schuldbriefe der Stadt überantworten. Die erhaltene Liste jüdischer Schuldbriefe zeigt, daß drei jüdischen Kreditgebern, die sich bei größeren Darlehen teilweise zusammengeschlossen hatten, 82 Schuldner mit einem Schuldenbetrag von rund 17000 Gulden gegenüberstanden. Auswärtige Schuldner waren u.a. die Grafen von Württemberg und von Helfenstein, die Freiherren von Stain, der Konvent des Klosters Neresheim sowie Bürger verschiedener Städte.

VIII.

Judenschuldbriefe.

1385.

	fl.	kr.	lb.	sh.
Jud Smaryon Pfefferkorn, Bürger zu Ulm, übergibt nachstehende Schuldbriefe: [1]				
Friz von Westerstetten, Wilhelms sel. Sohn . .	50	—	—	—
Heinrich von Freiberg von Leipheim der Lange und Heinrich von Freiberg d. j., sein Bruder	50	—	6	—
Hans von Ufenloch	56	—	—	—
Videl der Jud Mosis Sohn von Ehingen und Juta Mosseny seine Mutter, Bürger zu Ulm, übergeben nachstehende Schuldbriefe: [2]				
Graf Ulrich von Wirtemberg, Graf Konrad von Kirchberg und Stadt Leipheim	770	—	350	—
Graf Eberhard von Wirtemberg und Ulrich sein Sohn, Graf Konrad von Kirchberg und Stadt Kirchheim	1050	—	—	—
Hans Bayer, Ulrich Lang und Konrad Tischinger, Bürger zu Ulm	60	—	6	15
Konrad Leninger und Hildebrand Kirßner, Bürger zu Ulm	45	—	4	8

	fl.	kr.	lb.	sh.
Heinrich Schulhin	75	—	—	—
Konrad Schwaiz Kirßner und Katharina Pflegerin seine Schwester, Bürger zu Ulm . . .	20	—	—	—
Ott Kraft der Kurze, Bürger zu Ulm	100	—	12	4
Hildbrand Kirßner und Hans Schropp, Büttel, Bürger zu Ulm	5	1/2	—	—
Hans Egenburg und Margarete seine Hausfrau und Ulrich Bader genannt Amman, Bürger zu Ulm	10	—	2	10
Hans Schweizer, Goldschmid, Bürger zu Ulm .	14	—	—	—
Heinrich Schetter, Kirßner, Anna seine Hausfrau und Konrad Schwaiz, Bürger zu Ulm . . .	13	—	—	—
Mose der Jud Maigers des Juden von Windsheim Tochtermann, Abraham und Manne Gebrüder, des letzteren Söhne, Bürger zu Ulm, übergeben nachstehende Schuldbriefe: [3]				
Graf Ulrich von Wirtemberg und Graf Konrad von Kirchberg	1200	—	—	—
„	500	—	—	—
„	172	—	—	—
„	375	—	—	—
„ und Peter von Lamberg . .	500	—	—	—
Ludwig von Hornstein Ritter, Ludwig sein Sohn und Eberhard von Freiberg von Achstetten .	840	—	110	—
Die Grafen Ludwig und Friedrich von Oettingen und der Convent zu Neresheim	2630	—	—	—
„ „	400	—	—	—
Herr Conrad von Stein von Reichenstein, Berchtold Falb und Hans Füssinger, zwei Bürger zu Ulm	160	—	20	—
Graf Conrad von Helfenstein, Pfaff Hans Eggenler Kirchherr zu Scharenstetten, Albrecht Eggenler sein Vater und Anna seine Hausfrau	104	—	—	—

AUSGRENZUNG UND AUSWEISUNG AM ENDE DES SPÄTMITTELALTERS

Im 15. Jahrhundert wurde der Handlungsspielraum der jüdischen Bürger durch den Rat der Stadt zunehmend eingeengt. Die Obrigkeit begann, den Kontakt zwischen christlichen und jüdischen Bürgern stärker zu reglementieren. Verboten wurde das Pfandleihen an unbekannte Personen, die Einstellung christlicher Dienstboten (1418); der Handel mit Nahrungsmitteln (1421); das Schmelzen und Brennen von Gold und Silber (1425) und das Beleihen von Baum- und Schafwolle (1425). Schächtungen sollten nur noch im Judenschulhof vorgenommen werden. Seit 1474 wurden Juden nicht mehr als Bürger, sondern nur noch als Beisitzer auf Widerruf in die Stadt aufgenommen.

Die Vertreibung der Juden von 1499 kam daher nicht plötzlich, sondern war die Folge einer konsequenten Ratspolitik. Die Ursachen für dieses Vorgehen lagen wohl nicht so sehr in Konkurrenzneid und den in jenen Jahren ohnehin unbedeutenden Leihgeschäften der Juden, sondern wohl eher in dem ansehnlichen Immobilienvermögen der jüdischen Gemeinde. Um diesen Besitz zu erlangen, bedurfte es der Zustimmung des Königs.
Um 1493 beschloß daher der Ulmer Rat, »bei der königlichen Majestät [...] allerunterthänigst zu bitten, daß alle Juden aus der Stadt hinweggetrieben und auch ihre Synagoge und Kirchhof abgebrochen werden möchten« (Stadtarchiv Ulm, Repertorium 5, Bd. 1, fol. 480^{v}). 1499 gab dann König Maximilian I., dessen Erwartungen auf erhöhte Judensteuereinnahmen sich wegen der schlechten wirtschaftlichen Lage der Gemeinde nicht erfüllt hatten, dem Drängen der Stadt nach und stellte am 6. August 1499 die Vertreibungsurkunde für Ulm aus.

14 Urkunde König Maximilians I. über die Ausweisung der Ulmer Juden vom 6. August 1499 (Staatsarchiv Ludwigsburg, B 207, 454).

König Maximilian befahl der Stadt Ulm, die Juden zu vertreiben, ihre Häuser, Gemeindeeinrichtungen und alle liegenden Güter dem Vogt zu Geislingen zu überantworten und keine Juden mehr in die Stadt aufzunehmen. Gleichzeitig bat er, an allen Quatembern zu seinen Lebzeiten besonders in den »reformierten Mannsklöstern« für ihn zu beten und nach seinem Ableben Totengedächtnisse zu begehen.
Zur Durchführung der einzelnen Maßnahmen folgten nun in den Augusttagen mehrere königliche Mandate. Über den Inhalt dieser königlichen Briefe wurde die jüdische Gemeinde – nach einem zeitgenössischen Vermerk zur Vertreibungsurkunde vom 6. August – am 4. September 1499 informiert. Bürgermeister und Rat begaben sich zu den in der Synagoge versammelten Juden, um ihnen die königlichen Mandate öffentlich vorzulesen. Dabei wurde ihnen mitgeteilt, daß sie zusammen mit ihren Familien und ihrer beweglichen Habe Ulm innerhalb von fünf Monaten zu verlassen hätten. Ihre Liegenschaften wurden

von König Maximilian eingezogen und später an die Reichsstadt Ulm für die respektable Summe von 5000 Gulden verkauft.
Damit war das Ende der mittelalterlichen jüdischen Gemeinde in Ulm besiegelt.

15 Judenausweisungen im 15. und 16. Jahrhundert[7].

1401 Freiburg/Br.
1405 Speyer
1424 Köln, Breisach, Freiburg/Br., Zürich
1427 Bern
1429 Ravensburg
1430 Überlingen
1436 Heilbronn, Zürich
1438 Mainz
1440 Augsburg
1449 Rothenburg
1453 Nördlingen
1458 Erfurt
1469 Schwäbisch Gmünd
1471 Reutlingen
1475 Schaffhausen
1495 Oppenheim, Reutlingen
1499 Nürnberg, Ulm
1500 Colmar
1501 Schwäbisch Gmünd
1507 Oberehnheim (Obernai), Nördlingen
1518 Donauwörth
1519 Regensburg
1520 Rothenburg, Weißenburg
1545 Landau
1554 Schweinfurt
1576 Gelnhausen

[7] Übersicht nach *Markus J. Wenninger*, Man bedarf keiner Juden mehr. Ursachen und Hintergründe ihrer Vertreibung aus den deutschen Reichsstädten im 15. Jahrhundert, Wien 1981, bes. S. 248 f., Abb. 12.

Juden zwischen 1500 und dem Ende der Reichsstadtzeit 1802

Für mehr als drei Jahrhunderte versuchte Ulm, Juden den Aufenthalt auf städtischem Gebiet zu verbieten. Eine Vielzahl von Ratsprotokollen, Verordnungen und Aktenvermerken belegt jedoch, daß Juden vereinzelt auch weiterhin in der Stadt tätig waren.

Gegen hohe Abgaben und strenge Auflagen gestattete der Rat jüdischen Familien, sich im Ulmer Territorium niederzulassen, vor allem in Leipheim, Langenau und Albeck. Die Aufenthaltserlaubnis konnte ihnen jedoch jederzeit wieder entzogen werden. Verboten war ihnen u. a. das Beleihen liegender Güter. Der Zutritt zur Stadt Ulm war ihnen nur mit einer Sondergenehmigung möglich. Beim Betreten mußten sie einen »Leibzoll« entrichten.

16 Judenzoll am Herdbruckertor, 1636 (Stadtarchiv Ulm, U 6052).

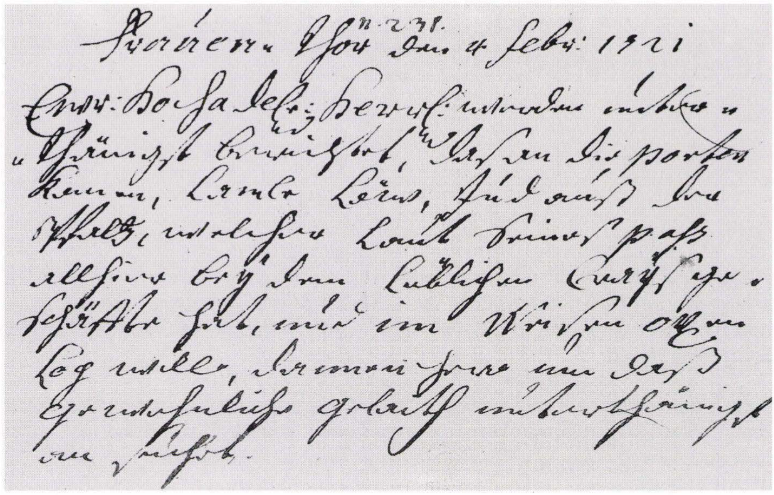
Ebenso wie das Tragen eines Judenzeichens wurde auch der Judenleibzoll als Herabwürdigung empfunden. Die Vorschrift an den Torwächter bestimmte, von jedem Juden 1 Kreuzer 4 Heller und für den »todten Jud« 23 Kreuzer 4 Heller zu verlangen.

Während der Tagungen des Schwäbischen Reichskreises zeigte sich der Rat meist großzügig, wenn jüdischen Agenten Aufenthaltsgenehmigungen ausgestellt werden sollten. Einreisenden Juden, die im Auftrag des Kreiskonvents tätig waren, wurde gestattet, sich mehrere Wochen in der Stadt aufzuhalten.

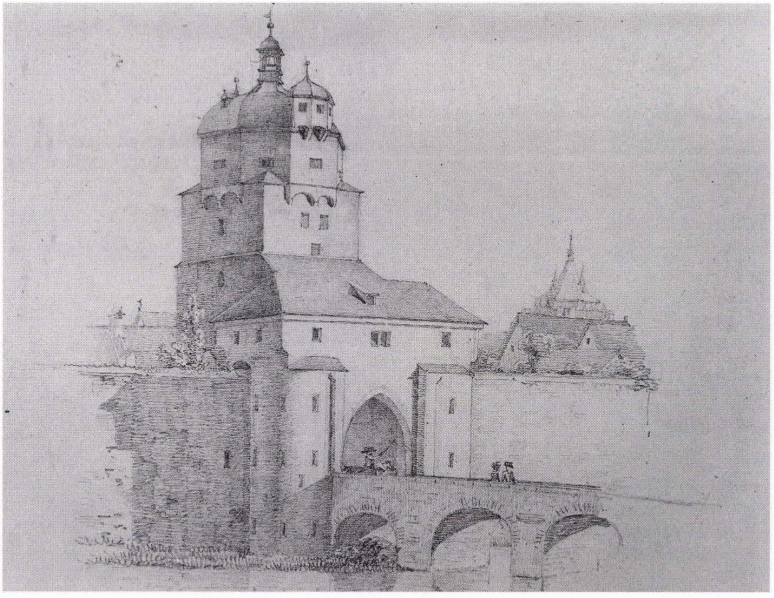
17 Torzettel des Frauentorschreibers vom 4. Februar 1721 für den beim Schwäbischen Kreiskonvent tätigen Juden Lemle Löw (Stadtarchiv Ulm, A 3909, Nr. 231).

Bestätigt wurde, daß Lemle Löw einen entsprechenden Paß vorgelegt habe, im Weißen Ochsen zu logieren beabsichtige und um das erforderliche Geleit nachgesucht habe.

18 Frauentor mit Vorwerk und Steinbrücke über den Stadtgraben, 1829 (Stadtarchiv Ulm, F 3, Ans. 263).



Katalog-Nr. 17



Katalog-Nr. 18

19 Weinhof 19 (1940): Der frühere Gasthof »Weißer Ochse«, in dem der Jude Löw übernachtete, vgl. Nr. 17 (1869 bis etwa 1880 wohnte hier die Großmutter Albert Einsteins). (Stadtarchiv Ulm, F 3 fa, Weinhof 19).

Immer wieder suchte der Rat jedoch geschäftliche Beziehungen zwischen Ulmern und jüdischen Händlern und Pfandleihern zu unterbinden. Die folgende Auswahl von Verboten und Geboten soll dies veranschaulichen:

1528 Kein Jude soll über Nacht in der Stadt bleiben.
1529 Juden müssen in der Stadt ein Judenzeichen, einen gelben Ring, an der Kleidung tragen. Wiederholt wurde um Dispens von dieser Maßnahme gebeten.
1539 Jüdische Händler müssen sich in Ulm durch Anwälte vertreten lassen.
1541 Juden wird u. a. erneut aufgrund kaiserlichen Privilegs das Geldverleihen im Ulmer Territorium verboten.
1555 Juden dürfen nur noch an Donnerstagen die Stadt betreten.

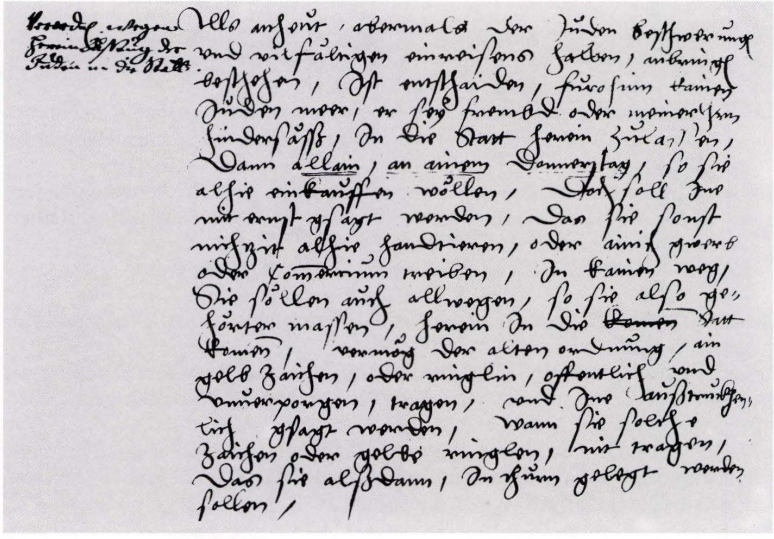
Am 15. Oktober 1557 erneuerte der Rat in Anlehnung an frühere Verordnungen folgende Bestimmungen (vgl. Nr. 20):

1. Juden müssen während ihres Aufenthaltes in der Stadt an ihrer Kleidung gut sichtbar das Judenzeichen (einen gelben Ring) tragen. Verstöße dagegen werden mit einer Turmstrafe geahndet.
2. Juden dürfen nur an Donnerstagen die Stadt betreten. Neu ist, daß Juden ab sofort nur noch zum Einkauf in die Stadt gelassen werden. Jegliche weitere Handelstätigkeit ist ihnen streng untersagt.



Katalog-Nr. 19

20 Ratsentscheid vom 15. Oktober 1557 über den Aufenthalt von Juden in der Reichsstadt Ulm (Stadtarchiv Ulm, A 3530; Ratsprotokoll, Bd. 25, fol. 107v), vgl. S. 195.



Katalog-Nr. 20

21 Darstellung eines Juden mit dem seit 1529 in Ulm vorgeschriebenen Judenzeichen, dem gelben Ring.
(Foto aus: *Thérèse Metzger,* Jüdisches Leben im Mittelalter. Nach illuminierten Handschriften vom 13.–16. Jahrhundert, Würzburg 1983).

In den folgenden Jahren wurden weitere Einschränkungen beschlossen:
1563 Juden müssen an den Stadttoren den Zweck ihres Aufenthalts angeben und sich in der Stadt von einem Büttel begleiten lassen.
1565 Der Rat verbietet das »Hin- und Wiedergehen« der Juden in der Stadt.
1570 Juden dürfen nur noch zum Durchfahren hereingelassen werden.

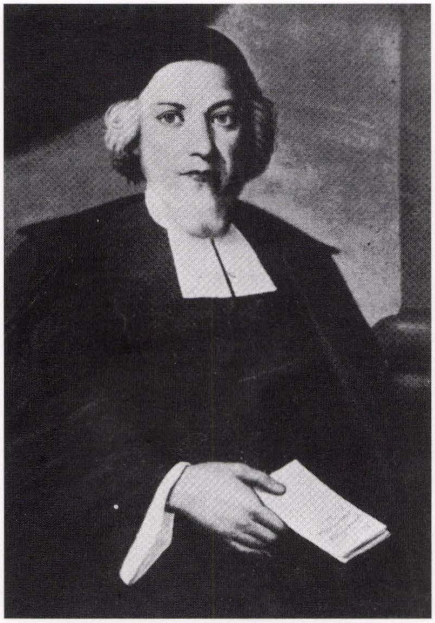
Die Überwachung der Juden erforderte einen hohen Verwaltungsaufwand, der von den Juden zu bezahlen war. Von diesen einschränkenden Bestimmungen ausgenommen blieben die jüdischen Hoffaktoren und Agenten, die im Dienste geistlicher und weltlicher Herren standen. Die Gebühren für das vorgeschriebene Geleit des Gassenknechts entfielen. Einige erhielten gegen Auflagen ein befristetes Aufenthaltsrecht. Zeitweilig gestattete der Rat auch die Einrichtung einer jüdischen Metzgerei für große Hoffaktoren und deren Gefolge.



Katalog-Nr. 21

22 Bildnis des Wiener Hofjuden Samuel Oppenheimer (1630–1703). (Foto aus: *Encyclopaedia Judaica*, Bd. 12, 1971, Sp. 1432).

Durch gewagte Finanzoperationen bewahrte Samuel Oppenheimer die Habsburger Monarchie vor dem Staatsbankrott. Mehrfach war er in Ulm als Agent des Kaiserlichen Hofes tätig.



Katalog-Nr. 22

Als läßt Hochbesagt Ein Hoch-Edler Rath, in Conformität der vorberührten heilsamen Reichs-Constitutionen, und der erlangten besonderen Kayserlichen Privilegien, verfaßter Statuten, und darüber vormaligen publicirten Vorhälten, krafft diß nicht allein Seiner lieben Burgerschafft, sondern auch allen Seinen Unterthanen und Angehörigen, nicht weniger auch denen in das Ulmische wandlenden Juden, zu wissen machen, daß alle zwischen denen Ulmischen Burgern, Unterthanen und Angehörigen eines und andern Theils denen Juden, ohne Obrigkeitliches Vorwissen und Consens vornehmende und errichtende Handlungen, Contract, Obligationen, Cessionen, um Geld und Gut, es mag Namen haben, wie es wolle, (die an denen gewöhnlichen Roß-Märckten vorgehende Roß-Käuff und Täusch ausgenommen,) vor null, nichtig und unkräfftig dergestalt hiemit erklärt und declarirt werden, daß bey weiterm Ubertretten das

Katalog-Nr. 24

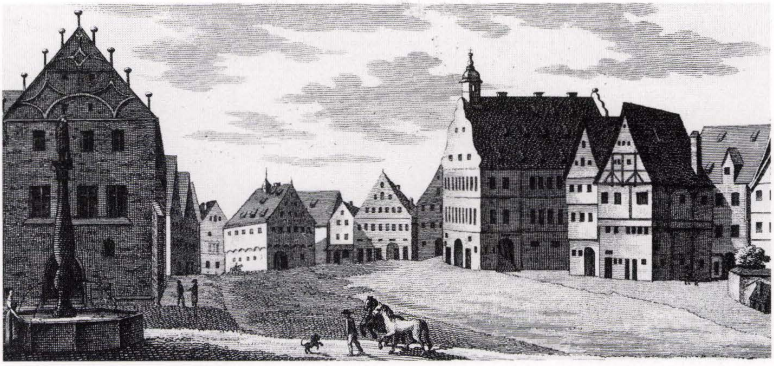
23 Kaiser Leopold I. verwendet sich beim Ulmer Rat für Samuel Oppenheimer, 18. Juli 1685 (Stadtarchiv Ulm, A 3909, Nr. 33).

Leopold bat, die Lieferungen des Samuel Oppenheimer für die in den Türkenkriegen eingesetzten Truppen (»pro bono communi et publico zur Rettung der Christenheit«) von Zoll-, Maut- und Geleitgeld zu befreien.

Während des 18. Jahrhunderts gelang es jüdischen Geschäftsleuten verstärkt im Pferdehandel tätig zu werden, was den Ulmer Rat zu einer Reihe von Ausnahmeregelungen des strikten Handelsverbots mit Juden veranlaßte. Die jüdischen Pferdehändler waren für den Rat von solcher Bedeutung, daß er sogar bei der Terminierung des Roßmarktes auf jüdische Feste Rücksicht nahm (vgl. Nr. 26).

24 Ratsdekret vom 1. Oktober 1732, das den Handel mit Juden verbietet. Ausgenommen von diesem Verbot ist der Roßhandel, Ausschnitt (Stadtarchiv Ulm, A 3696, Nr. 456).

25 Ansicht des Weinhofs (1825), auf dem im 18. und 19. Jahrhundert der Roßhandel stattfand (Stadtarchiv Ulm, F3, Ans. 382).



Katalog-Nr. 25

26 Bekanntmachung vom 19. Januar 1779 über die Verlegung des »Großen Frühlings-Roßmarkts« in Ulm zu Gunsten einer Beteiligung jüdischer Händler, Ausschnitt (Stadtarchiv Ulm, A [2777], Nr. 99).

Avertiſſement.

Demnach vor gegenwärtiges Jahr die Gedächtniß-Feyer des Apoſtels Matthias auf Mittwoch den 24. Februar. 8. Tage nach Faſtnacht - der Juden Faſtnacht aber auf die hernach folgende Woche verfällt, mithin in der erſten Woche die Chriſten - in der zweyten aber die Juden verhindert würden, dem allhieſigen großen Frühlings-Roßmarkt anzuwohnen; Als hat ſich **Ein Hochlöbl. Magiſtrat** allhier veranlaßt gefunden, zu Ausweichung aller Colliſion die Abhaltung des dißjährigen ſogenannten **Faſten-Markts** weiter hinaus zu ſetzen, und ſolche ſtatt 8 Tage nunmehro 3 Wochen nach Faſtnacht, nemlich den 9. und 10. Merz, in Vorgang kommen zu laſſen;

Katalog-Nr. 26

Bürgerliche Emanzipation und Integration im 19. Jahrhundert

RECHTLICHE GLEICHSTELLUNG DER JUDEN

Mit der 1802/03 erfolgten Mediatisierung der Reichsstadt Ulm durch Eingliederung in das Kurfürstentum (seit 1806 Königreich) Bayern verloren die kaiserlichen und reichsstädtischen Gesetze ihre Rechtskraft. Maßgebend wurden jetzt zunächst die bayerischen und nach dem Übergang Ulms an Württemberg (1810) die vom Königreich Württemberg erlassenen Verordnungen. Zu den ersten Maßnahmen der bayerischen Regierung gehörte eine statistische Erhebung der in den neu erworbenen Gebieten ansässigen Juden, auf die Ulm Fehlanzeige erstattete. Als weiterer Schritt folgte 1808 die Aufhebung des diskriminierenden Leibzolls.

27 Verordnung der Bayerischen Regierung zur statistischen Erfassung der im neu erworbenen Gebiet ansässigen Juden, 18. Januar 1803 (Stadtarchiv Ulm, A 3915).

28 Dekret zur Aufhebung des von Juden zu entrichtenden Leibzolls, 1. Juli 1808; vgl. Nr. 16 (Stadtarchiv Ulm, A 3916).

29 Bildnis Philipp Graf von Arco. Schabkunstblatt von Schleich nach einem Gemälde von Joh. Schreiber, um 1790 (Stadtarchiv Ulm, F 4 Bildn. 15).

Philipp Graf von Arco (1774–1805), Generalgouverneur der bayerischen Provinz Schwaben, setzte im September 1805 die Niederlassung Heinrich Harburgers als Schutzjude gegen den Widerstand der Ulmer Kaufleute durch. Die bayerische Landesdirektion in Ulm bestätigte Harburger sein Aufenthaltsrecht im Oktober 1806. Damit lebte seit 1499 zum ersten Male ein Jude wieder dauerhaft in der Stadt (vgl. Nr. 31).



Katalog-Nr. 29



Katalog-Nr. 32

30 »Gesetz in Betreff der öffentlichen Verhältnisse der israelitischen Glaubensgenossen« (sog. Emanzipationsgesetz).
(Aus: *Regierungs-Blatt für das Königreich Württemberg* vom 8. Mai 1828).

Im Frühjahr 1828 berieten die Abgeordneten des Württembergischen Landtags über das »Gesetz in Betreff der öffentlichen Verhältnisse der israelitischen Glaubensgenossen«, das König Wilhelm I. am 8. Mai 1828 erließ. Dieses sog. Emanzipationsgesetz, das außer den rechtlichen auch die kirchlichen Belange der württembergischen Juden regelte, verlangte u. a. die Annahme von Familiennamen (Art. 3) sowie den Gebrauch der deutschen Sprache und Schrift bei Rechtsgeschäften (Art. 4). Umgekehrt räumte es den Juden – mit gewissen Einschränkungen – das Recht der freien Berufswahl ein und öffnete ihnen den Zugang zu den »Landes-Anstalten« zur »Erlernung« der Künste und der Wissenschaften (Art. 22). Nach Maßgabe der gesetzlichen Voraussetzungen war jeder Jude auf sein Ansuchen »als Mitglied einer Zunft oder Innung« aufzunehmen (Art. 30). Bedeutsam war, daß nun jeder Jude das Recht auf freie Niederlassung im Königreich Württemberg in Anspruch nehmen konnte. Das aktive und passive Wahlrecht für Gemeinderat und Bürgerausschuß wurde jedoch erst 1835 gewährt (vgl. Nr. 38).
Gegen die Verabschiedung des Gesetzes hatte sich allenthalben Widerstand erhoben; u. a. versuchte auch der Ulmer »Handels- und Gewerbestand« durch eine Eingabe von 1828 – vergeblich – eine Modifikation des Emanzipationsgesetzes zu erreichen, da er schwere geschäftliche Einbußen befürchtete.

31 Ratsbescheid über die Aufnahme Isak Röders in das Ulmer Bürgerrecht, 15. September 1835 (Stadtarchiv Ulm, B 122/51, Nr. 31).

Obgleich Heinrich Harburger, der im Mai 1829 den Familiennamen Röder annahm, einen gesetzlichen Anspruch auf Aufnahme in das Bürgerrecht besaß, wurde ihm und seinem Sohn Leopold dieses vom Gemeinderat beharrlich verweigert. 1833 mußten sie sich mit dem Status von Beisitzern zufriedengeben. Erst Heinrichs zweitem Sohn, dem Arzt Isak Röder, gelang es, als erstem Juden seit dem Mittelalter zusammen mit seiner Verlobten Rebekka Liebmann gegen eine Aufnahmegebühr von 60 Gulden das Bürgerrecht der Stadt Ulm zu erhalten.

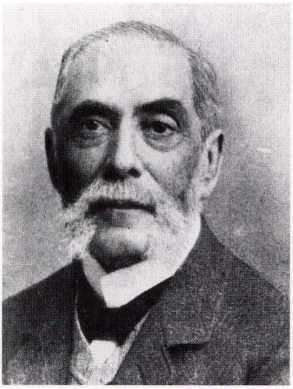
32 Porträtfoto von Dr. med. Isak Röder, um 1870 (Stadtarchiv Ulm, G 2).

WIRTSCHAFTLICHE, POLITISCHE UND SOZIALE INTEGRATION

Als Folge des Emanzipationsgesetzes zogen viele Juden aus Dörfern und Städten der näheren und weiteren Umgebung in die wirtschaftlich aufstrebende Stadt Ulm. Der Niederlassung jüdischer Geschäftsleute ging meist der Besuch der Ulmer Märkte und Messen voraus; dabei konnten Handelsbeziehungen angeknüpft werden, die die Gründung eigener Firmen in Ulm erleichterten. Eine wichtige Rolle dabei spielte, daß Großkaufleute und Fabrikanten nicht dem Zunftzwang unterlagen, denn in der Regel wehrten sich die Zünfte gegen die Niederlassung jüdischer Geschäfte. Zu den ersten gehörte die Firma Bernheimer, die, seit 1849 in Ulm ansässig, zu einem der bedeutendsten Geschäfte ihrer Branche und zum Königlich Bayerischen Hoflieferanten aufstieg.


Meß-Anzeige!
M. Bernheimer aus Buttenhausen
bezieht die diesmalige Messe wieder, mit einer Auswahl wie schon in vielen Jahren nicht mehr, und empfiehlt daher sein großes 809
Seiden-, Shawls- & Modewaarenlager
zu geneigter Abnahme.
Er macht, ohne alle marktschreierische Anpreisung seiner Waare, namentlich auf eine Masse Seidenzeuge, Shawls, Thibets ꝛc. ꝛc. aufmerksam, die er zu ungemein billigen Preisen abgibt.
Nur in der mit Firma versehenen Bude Nr. 2 auf dem hintern Münsterplatz.

Katalog-Nr. 33



Katalog-Nr. 34

33 »Meß-Anzeige« von M. Bernheimer anläßlich der Jacobi-Messe. Allgemeines Anzeigenblatt von und für Ulm, 13. Juni 1858 (Stadtarchiv Ulm, G 5/30).

34 Porträt von Kaufmann Leopold M. Bernheimer (1836–1910).
(Aus: *Ulmer Bilderchronik*, Bd. 3, S. 458).

35 Geschäftshaus der Firma Bernheimer am Münsterplatz, um 1900 (Stadtarchiv Ulm, F 3 fa, Münsterplatz 45).



Katalog-Nr. 35

36 Verzeichnis der in Ulm ansässigen »Israeliten männlichen Geschlechts, welche sich in selbständiger oder unselbständiger Weise« im einzelnen aufgeführten »Geschäftszweigen« widmeten, 4. Dezember 1860 (Stadtarchiv Ulm, B 377/02, Nr. 2).

Neben dem Handel betrieben neu zuziehende Juden aufblühende Fabrikationsstätten. Eine auf Veranlassung der Kreisregierung am 4. Dezember 1860 erstellte Liste zeigt, daß damals 56 jüdische Firmen mit insgesamt 33 Gehilfen und 21 Lehrlingen in Ulm ansässig waren. Der Schwerpunkt lag mit 25 bzw. 17 Geschäften im Groß- bzw. Detailhandel. Daneben waren sechs Juden als Advokaten und Ärzte tätig.

37 Die Entwicklung der jüdischen Gemeinde in Ulm im 19. und 20. Jahrhundert.
(Zusammengestellt nach: *Walter Schmidlin*, Die Juden in Ulm, in: Ulm und Oberschwaben 31 (1941), S. 86, und *Württembergische Gemeinde- und Bezirksstatistik*, Stuttgart 1935, S. 202 und 205).

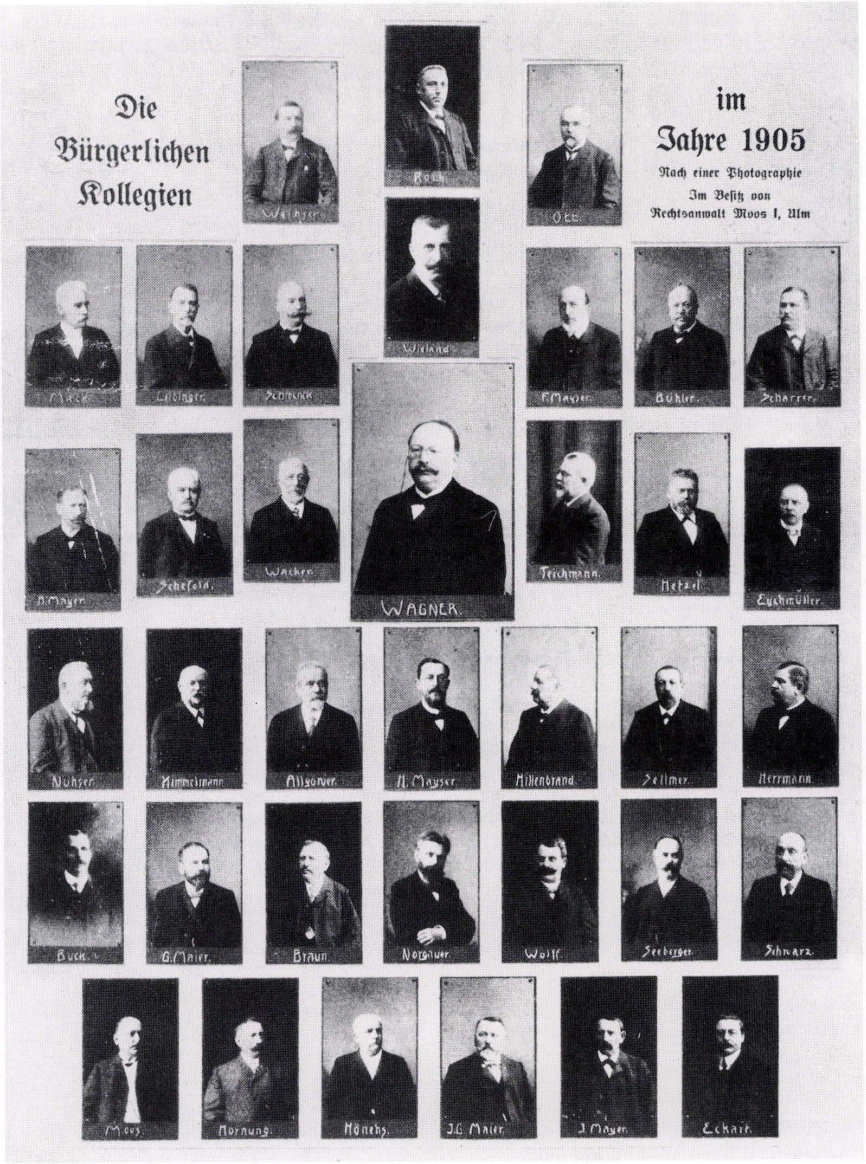
Jahr	Zahl der jüdischen Einwohner	%-Anteil an der Gesamteinwohnerzahl Ulms	Gesamteinwohnerzahl der Stadt Ulm
1834	12	0,09	15173
1846	57	0,3	20048
1858	261	–	–
1861	327	1,4	22736
1864	373	–	–
1867	394	–	–
1871 Dez. 1 (Volkszählung)	555	2,1	26214
1875 Dez. 1 (Volkszählung)	692	2,3	30222
1880	694	2,1	32777
1885	667	1,9	33610
1890	664	1,8	36191
1895	663	1,7	39110
1900	609	1,4	42985
1910	588	1,04	56106
1933 Juni 16 (Volkszählung)	516	0,8	62472

Nach 1880 nahm die Zahl der jüdischen Einwohner in Ulm ab, was insbesondere damit zusammenhing, daß die jüngere Generation die wachsende Mittelstadt Ulm verließ und neue Betätigungsfelder in den großen Städten fand.

Hand in Hand mit der wirtschaftlichen verlief die politische und soziale Eingliederung der Juden in Ulm, die seit 1835 das aktive und passive Wahlrecht für Gemeinderat und Bürgerausschuß besaßen.

38 Bildnisse der Bürgerausschußmitglieder, 1905.
(Aus: *Ulmer Bilderchronik*, Bd. 3, S. 338).

Die Integration der Juden ins politische Leben Ulms belegt die Wahl jüdischer Bürger in den Bürgerausschuß und später in den Gemeinderat. Als erster Jude gehörte Fabrikant Leopold Marx von 1861 bis 1863 dem Bürgerausschuß an.



Katalog-Nr. 38

Auch in der Folgezeit hatte meist ein Mitglied der jüdischen Gemeinde Sitz und Stimme im Bürgerausschuß, dessen Vorsitz von 1909 bis 1919 Rechtsanwalt Salomon Moos I (untere Reihe, links) übernahm.

39 Aufruf zur Wahl von Dr. Eduard Pfeiffer in das Zollparlament. Ulmer Schnellpost vom 21. März 1868 (Stadtarchiv Ulm, G 5/30).

Bereits im März 1868 hatten zahlreiche Ulmer, Juden wie Nichtjuden, den jüdischen Stuttgarter Bankier Dr. Eduard Pfeiffer durch einen Aufruf in der »Ulmer Schnellpost« bei seinem Wahlkampf zum Eintritt ins Zollparlament unterstützt. Pfeiffer unterlag, zog aber im Juli 1868 als Abgeordneter Ulms – und erster jüdischer Abgeordneter – in den Württembergischen Landtag ein. Er vertrat dort die nationalliberale Deutsche Partei, die für die Einigung Deutschlands eintrat.

Mitbürger!

Schon lange iſt es des deutſchen Volkes ſehnlichſter Wunſch geweſen, daß es durch **freigewählte Vertreter** über ſeine wichtigſten gemeinſamen Angelegenheiten berathe und beſchließe.

Hinſichtlich der wirthſchaftlichen Dinge geht dieſer Wunſch ſeiner Erfüllung entgegen. Zwar iſt die Competenz des Zoll-Parlaments bis jetzt noch auf ein enges Gebiet begränzt, aber es iſt durch ſeine Gründung **wenigſtens der Anfang gemacht zu einer volkswirthſchaftlichen Einigung** Deutſchlands, und Sache des Volks iſt es, ſolche Männer in das Parlament zu wählen, welche auf dem gegebenen Boden **freudig und ohne Hintergedanken** im Sinne einer gedeihlichen Weiterentwicklung zu wirken entſchloſſen ſind.

Es handelt ſich bei den bevorſtehenden Wahlen keineswegs um den alsbaldigen und bedingungsloſen Eintritt Süddeutſchlands in den norddeutſchen Bund, aber darum handelt es ſich, daß in das Zoll-Parlament Männer gewählt werden, **welche der neuen Geſtaltung Deutſchlands nicht feindlich gegenüberſtehen** und am liebſten den glücklich beſeitigten Bundestag wiederhergeſtellt haben möchten, ſondern Männer, welche **den durch den Prager Frieden geſchaffenen Rechtszuſtand anerkennen** und im Sinn der **Verſöhnung zwiſchen Nord und Süd** zu dem allmäligen friedlichen und freiheitlichen Ausbau einer neuen deutſchen Verfaſſung **ehrlich** und **aufrichtig** das Ihrige beizutragen und auf eine möglichſt innige Verbindung zwiſchen Oeſterreich und dem geeinigten Deutſchland hinzuwirken beſtrebt ſind.

Einen Mann von ſolcher Geſinnung haben wir in

Dr. Eduard Pfeiffer in Stuttgart

erkannt, der ſowohl durch ſeine gründlichen, allſeitig anerkannten **volkswirthſchaftlichen Kenntniſſe**, wie durch ſeine bewährte, ächt nationale Geſinnung alle Eigenſchaften eines tüchtigen Zollparlaments-Abgeordneten in ſich vereinigt.

Wir empfehlen ihn unſern Mitbürgern auf's Dringendſte. Möge Jeder, der ein Herz hat für **Deutſchlands nationale Einigung** am Wahltag ſeine Pflicht erfüllen.

Ulm, 21. März 1868.

Katalog-Nr. 39

Die zu Wohlstand gelangten Mitglieder der jüdischen Gemeinde engagierten sich vielfach in sozialen und karitativen Einrichtungen. Sie spendeten z. B. für die 1877 gegründete Krippe, die die Kinder berufstätiger Mütter betreute und dadurch der hohen Kindersterblichkeit entgegenzuwirken versuchte.



Katalog-Nr. 40

Schon früh wurden Juden im Ulmer Vereinsleben als gleichwertige Mitglieder akzeptiert. Bereits 1861 fungierte Rechtsanwalt Dr. Isak Lebrecht als Vorsitzender des Turnerbundes. Er wurde auch in die traditionsreiche, 1789 gegründete Museumsgesellschaft aufgenommen.

40 Vorsitzende des Turnerbundes Ulm mit Bildnis von Dr. Isak Lebrecht (Privatbesitz).

41 Statue des alttestamentarischen Propheten Jeremias im Ulmer Münster (Privatbesitz).

Mit Spenden unterstützten die Ulmer Juden den Ausbau des Münsters. Zum 500. Jahrestag der Grundsteinlegung zum Münster stiftete die israelitische Gemeinde Ulms für die Ausschmückung des Kirchenschiffes die Figur des alttestamentarischen Propheten Jeremias, die vom Ulmer Bildhauer Karl Federlin (1854–1938) geschaffen wurde. Die Statue mit Widmungsschrift befindet sich bis heute im Münster. Auch am feierlichen historischen Münsterfestzug beteiligten sich Mitglieder der jüdischen Gemeinde.



Katalog-Nr. 41



Katalog-Nr. 42

42 Ausschnitt aus dem historischen Münsterfestzug von 1877 mit Aquarellen von J. Füsslen und L. Braun mit einmontierten Portraitaufnahmen der Teilnehmer. Die Reichenauer Mönche wurden von dem jüdischen Kaufmann Neuburger als Abt des Klosters angeführt (Stadtarchiv Ulm, G9, G3, Nr. 28).

Die uneinheitliche Haltung der Nichtjuden zur Emanzipation und Integration der jüdischen Einwohner läßt sich an der Entwicklung der »Ulmer Schnellpost« ablesen. Als liberale Zeitung hatte sie bis in die 70er Jahre des 19. Jahrhunderts die Emanzipation der Juden befürwortet (vgl. Nrn. 56 und 57). Unter dem neuen Redakteur Hans Kleemann wurde sie 20 Jahre später zu einem Organ der antisemitischen Propaganda. Auf eine Beschwerde der israelitischen Gemeinde entzog der Gemeinderat am 24. September 1891 der Ulmer Schnellpost wegen ihrer Hetzartikel den Charakter eines Amtsblatts.

43 Auszug aus einem antisemitischen Artikel. Ulmer Schnellpost vom 22. September 1891 (Stadtarchiv Ulm, G 5/30).

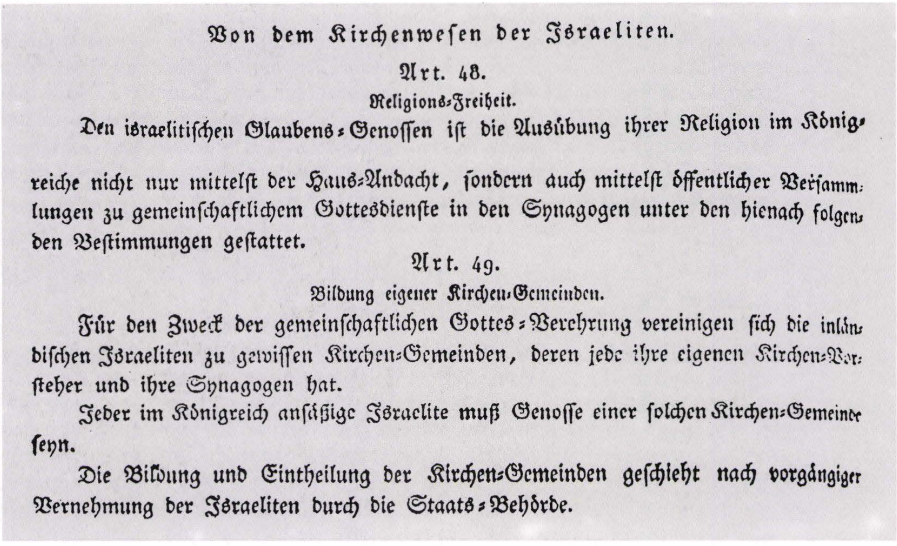
»Die Juden-Emanzipation war ein Fehlgriff, den kurzsichtige Politiker in einer vielbewegten, revolutionären Zeit aus Mißverständnis thaten. Sie glaubten stillschweigend annehmen zu können, daß ein Jude ein Deutscher sei oder werden könne. Man nahm an, daß die Juden ganz in unserem Volke aufgehen, sich mit ihm verschmelzen würden, – daß sie sich nach ihrem Verhältnis an der produktiven Arbeit beteiligen, an allen hohen und niedrigen, angenehmen und gefahrvollen Berufen des deutschen Volkes teilnehmen würden! Die Zeit hat gelehrt, was ein kluger Politiker voraussehen mußte. Der Jude hängt zäher als zuvor an dem Alten und kehrt seine Sonderstellung uns Deutschen gegenüber stolz zur Schau. Produktive Arbeit ist ihm ein Ekel; nur dem Hang zum Schachern geht er nach!«

44 Beschluß des Ulmer Gemeinderats zur Aberkennung des Titels »Amtsblatt« für die Ulmer Schnellpost, 24. September 1891 (Stadtarchiv Ulm, B 005/5, Nr. 87).

ISRAELITISCHE KULTUSGEMEINDE IM 19. JAHRHUNDERT

45 Auszug aus dem »Gesetz in Betreff der öffentlichen Verhältnisse der israelitischen Glaubensgenossen«.
(Aus: *Regierungsblatt*, wie Nr. 30).

Das Emanzipationsgesetz von 1828 gestattete nicht nur öffentliche jüdische Gottesdienste, sondern schrieb zugleich die Bindung aller Juden an bestimmte Kirchengemeinden vor. Die Gründung der Kirchengemeinden erfolgte im Einvernehmen mit der »Königlich-Israelitischen Ober-Kirchen-Behörde«.



Von dem Kirchenweſen der Israeliten.

Art. 48.

Religions-Freiheit.

Den israelitiſchen Glaubens-Genoſſen iſt die Ausübung ihrer Religion im Königreiche nicht nur mittelſt der Haus-Andacht, ſondern auch mittelſt öffentlicher Verſammlungen zu gemeinſchaftlichem Gottesdienſte in den Synagogen unter den hienach folgenden Beſtimmungen geſtattet.

Art. 49.

Bildung eigener Kirchen-Gemeinden.

Für den Zweck der gemeinſchaftlichen Gottes-Verehrung vereinigen ſich die inländiſchen Israeliten zu gewiſſen Kirchen-Gemeinden, deren jede ihre eigenen Kirchen-Vorſteher und ihre Synagogen hat.

Jeder im Königreich anſäßige Israelite muß Genoſſe einer ſolchen Kirchen-Gemeinde ſeyn.

Die Bildung und Eintheilung der Kirchen-Gemeinden geſchieht nach vorgängiger Vernehmung der Israeliten durch die Staats-Behörde.

Katalog-Nr. 45

46 Genehmigung der Königlichen Israelitischen Oberkirchenbehörde zur Einrichtung eines Filialgottesdienstes in Ulm und zur Berufung des Provisors Simon Einstein vom 3. Februar 1845 (Stadtarchiv Ulm, B 377/21, Nr. 4).

Da die zunächst geringe Zahl der Juden in Ulm die Konstituierung einer eigenen Gemeinde noch nicht zuließ, besuchten die Ulmer Juden den Gottesdienst in Laupheim. Erst 1845 gestattete die Israelitische Oberkirchenbehörde die Einrichtung einer Laupheim zugehörenden Filialgemeinde in Ulm; zum »Vorsänger-Amtsverweser« wurde der Provisor Simon Einstein berufen, unter der Bedingung, daß ein Raum für Gottesdienst und Religionsunterricht zur Verfügung stünde. Dieser Raum befand sich in der Gaststätte »Zum Schwanen« am Weinhof (vgl. Nr. 53), der bis 1873 Versammlungsstätte der Ulmer Juden war.

47 Jüdische Abteilung des Alten Friedhofs (Stadtarchiv Ulm, G 7 Öffentliche Gebäude und Anlagen, Alter Friedhof).

Seit 1852 besaßen die Ulmer Juden eine eigene Begräbnisstätte im nördlichen Teil des Alten Friedhofs; zuvor hatten sie ihre Toten meist in Buchau oder Laupheim bestattet.



Katalog-Nr. 47

Drei in den 40er und 50er Jahren gegründete jüdische Vereine sprechen für die gesellschaftlichen Aktivitäten der jüdischen Gemeinde: der Israelitische Frauenverein (gegründet 1847), der Israelitische Leseverein (gegründet 1855) und der Israelitische Wohltätigkeitsverein (gegründet 1857). Frauenverein und Wohltätigkeitsverein besorgten u. a. auch die rituellen Bestattungen. Der Israelitische Leseverein, als Ort des freien Meinungsaustausches gedacht, widmete sich der Pflege der jüdischen Tradition.

48 Israelitischer Frauenverein.
(Aus: *Ulmer Adreßbuch* 1891, S. 261).

49 Israelitischer Wohltätigkeitsverein.
(Aus: *Ulmer Adreßbuch* 1894, S. 293).

50 Israelitischer Leseverein.
(Aus: *Ulmer Adreßbuch* 1891, S. 255).

Als Versammlungsorte dienten den jüdischen Vereinen der Gasthof »Zum Mohren« am Weinhof und das Bahnhof-Hotel, seit ungefähr 1920 Vereinslokal des Israelitischen Lesevereins.

Israelitischer Frauen-Verein.
(Wohlthätigkeits-Verein.)
Gegründet: 1847.
Zweck: Unterstützung der Armen, Pflege der Kranken, Beistand bei Sterbefällen und Besorgung der Verstorbenen.
Vorsteherin: Frau Peßla Sänger. Kassiererin: Frau Mathilde Levi. Frau Fanny Gump. Ausschuß: Frau Jette Thalmessinger, Jul. Mayer, Anna Kuhn, Ricka Dreyfus, Jette Moos, Sophie Hilb. Schriftführer: Simon Einstein.

Israelitischer Wohlthätigkeitsverein.
Gegründet: 1857.
Zweck: Hier wohnende Israeliten in Krankheits- und Unglücksfällen zu unterstützen. — Bei Krankheits- und Sterbefällen für die rituelle Bewachung und Reinigung und Bekleidung zu sorgen, sowie für die Beerdigung aus der Vereinskasse.
Vorstand: Wolf Strauß. Kassier: Leopold Kahn. Beiräte: Moses Levi, Louis E. Einstein, Leopold Essinger.

Israelitischer Lese-Verein.
Gegründet: 1855.
Lokal: Gasthof zum Mohren, Weinhof A 108.
172.
Zweck: Anschaffung von Büchern und Zeitschriften, vorzugsweise solcher, welche israelitische Interessen berühren u. Besprechung dieser Interessen in regelmäßigen Zusammenkünften, ferner Veranstaltung geselliger Unterhaltungen.
Vorstand: Rechtsanwalt Mayer. Beisitzer: Rechtsanwalt Dr. Hirsch und Kaufmann Isidor Moos. Bibliothekar: Rechtsanwalt Moos. Kassier: Kaufmann J. Klein.

Katalog-Nr. 48 (oben links)

Katalog-Nr. 49 (oben rechts)

Katalog-Nr. 50 (links)

Katalog-Nr. 51 (unten)





Katalog-Nr. 52

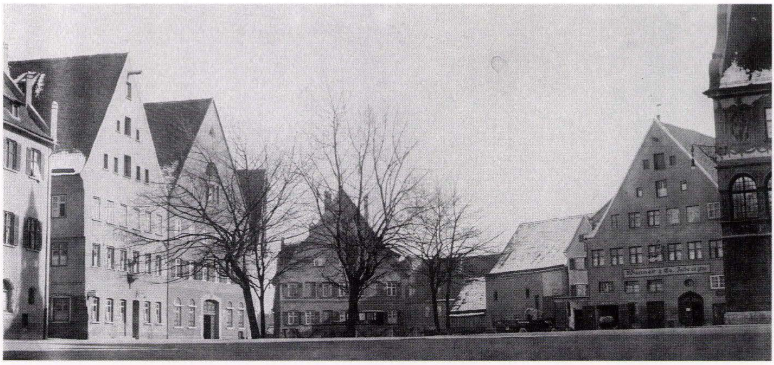
51 Gasthof zum Mohren, um 1940 (Stadtarchiv Ulm, F 3 fa, Weinhof 23).

52 Blick auf das Bahnhof-Hotel, um 1920 (Stadtarchiv Ulm F 3 fa, Bahnhofplatz).

BAU DER SYNAGOGE

Über Jahre hinweg wurde das Vorhaben eines Synagogenbaus am Weinhof verfolgt: 1867 erwarb die Gemeinde für 36 500 Gulden das Grundstück neben dem Gasthaus »Zum goldenen Adler«. Von 1870 bis 1873 wurde die Synagoge nach den Plänen des Stuttgarter Architekten Adolf Wolff im maurischen Stil errichtet. Mit einem Festakt weihte man am 12. September 1873 auf dem prächtig geschmückten Weinhof unter Anteilnahme der gesamten Bürgerschaft das neue Gotteshaus ein. Zahlreiche Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, Vertreter der christlichen Kirchen, der Generalität von Ulm und Neu-Ulm sowie viele angesehene Bürger nahmen an den Einweihungsfeierlichkeiten teil.

53 Blick auf die Südseite des Weinhofs mit dem Gasthof »Zum Schwanen« (rechts), dem ersten Versammlungslokal der jüdischen Gemeinde. Foto, um 1930 (Stadtarchiv Ulm, F 3 fa, Weinhof).



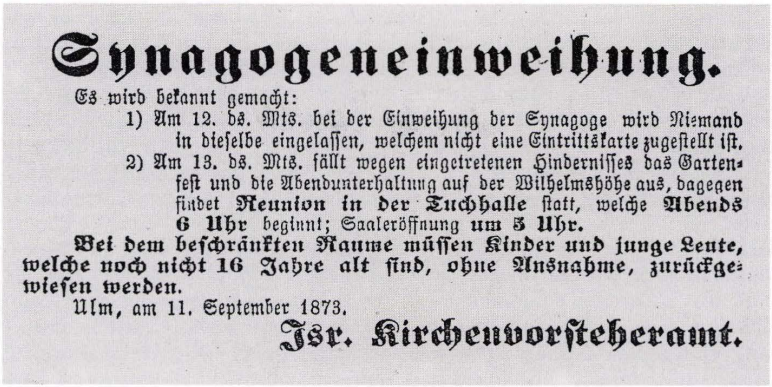
Katalog-Nr. 53

54 Ulmer Synagoge, um 1875 (Stadtarchiv Ulm, F 3 fa, Weinhof).



Katalog-Nr. 54

55 Einladung zur Synagogeneinweihung durch das Israelitische Kirchenvorsteheramt. Ulmer Tagblatt vom 12. September 1873 (Stadtarchiv Ulm, G 5/52).



Synagogeneinweihung.

Es wird bekannt gemacht:

1) Am 12. ds. Mts. bei der Einweihung der Synagoge wird Niemand in dieselbe eingelassen, welchem nicht eine Eintrittskarte zugestellt ist.
2) Am 13. ds. Mts. fällt wegen eingetretenen Hindernisses das Gartenfest und die Abendunterhaltung auf der Wilhelmshöhe aus, dagegen findet **Reunion in der Tuchhalle** statt, welche **Abends 6 Uhr** beginnt; Saaleröffnung **um 5 Uhr.**

Bei dem beschränkten Raume müssen Kinder und junge Leute, welche noch nicht 16 Jahre alt sind, ohne Ausnahme, zurückgewiesen werden.

Ulm, am 11. September 1873.

Isr. Kirchenvorsteheramt.

Katalog-Nr. 55

56 Auszug aus einem Zeitungsartikel zur Einweihung der Synagoge. Ulmer Schnellpost vom 13. September 1873 (Stadtarchiv Ulm, G 5/30).

»Heute ist ein Freudentag für unsere jüdischen Mitbürger in Ulm gekommen. Ihre Synagoge ist vollendet. Wir begreifen die Freude und fühlen sie mit, die heute am Tage der Einweihung jedes Mitglied der jüdischen Gemeinde in Ulm beseelt. Nicht als wäre der neue Tempel selbst ein Zeugniß der neuen humanen Zeit – es gibt da und dort der Synagogen gar manche, welche in finstern Zeiten, trotz schweren Druckes, unter welchem die Juden seufzten, trotz fanatischer Verfolgungen stattlich emporwuchsen – wohl aber ist die Theilnahme an dem Feste, die weit über die Kreise des Judenthums hinaus sich erstreckt und eine fast allgemeine ist, ein Zeugniß einer Zeit, die immer mehr in den Gegensatz tritt gegen den wahnsinnigen Fanatismus einer noch heute bisweilen als »guten alten« vergötterten Zeit. Wie überall, so gehen auch im Judenthum die Richtungen ziemlich weit aus einander, aber die Einen wie die Andern werden den Tag als Freudentag, das Fest als Freudenfest begrüßen, die Einen, weil ihrem Cultusbedürfnis fortan in ansprechenderer Weise gedient wird, die Andern, weil sie in der Gemeinsamkeit eines solchen Eigenthums eine freudige Genugthuung empfinden, Beide aber, weil sie zu einem Rückblick auf die vergangene Zeit und zu einer Vergleichung derselben mit der Gegenwart sich aufgefordert fühlen, deren Ergebniß sie zur innigsten Freude berechtigt. Was war die Judengemeinde hier vor fünfzig Jahren – was ist sie heute? Möge ihr heutiges Fest und ihre Festesfreude eine recht ungetrübte sein.«

57 Zeitungsartikel zur Einweihung der Synagoge. Ulmer Schnellpost vom 14. September 1873 (Stadtarchiv Ulm, G 5/30).

»Die jüdische Gemeinde hatte ihr Gebetlokal im Gasthaus zum Schwanen auf dem Weinhof; und da auch ihre neuerbaute Synagoge auf dem Weinhof steht, so blieb die Feier des Umzugs lediglich auf diesen Platz beschränkt. Der Weg war mit stattlichen Masten bezeichnet, an denen ein reicher Flaggenschmuck angebracht war. Sie selbst waren durch Guirlanden mit einander verbunden. Die Anwohner auf dem Weinhof hatten mitfeiernd ihre Häuser dekorirt und ihre Fahnen ausgehängt. Am schönsten war das Portal, das zur Synagoge führt, geschmückt. Während in dem alten Betlokal noch ein Abschieds-Gottesdienst stattfand, die Thora-Rollen ausgehoben und den Rabbinern und Vorsängern übergeben wurden, stellten sich die eingeladenen Gäste zum Zuge auf. Es nahmen die Mitglieder der Staats- und bürgerlichen Behörden, die evangelische und die katholische Geistlichkeit, der Prediger der deutschkatholischen Gemeinde, die Vorstände der höheren Lehranstalten sowie der Töchterschulen und eine größere Zahl der angesehensten Bürger an dem Zuge Theil. Auch die Generalität von Ulm und Neu-Ulm, begleitet von mehreren Offizieren, fand sich vor der Synagoge ein, unter deren Portal Baurath Wolff als Erbauer des herrlichen Bauwerks stand, umgeben von seinem Bauführer und den Werkmeistern der Synagoge, um mit Gruß und Glückwunsch die Synagogenschlüssel, die von drei Mädchen getragen worden waren, der Gemeinde feierlich zu übergeben. Prokurator Heß nahm sie mit Worten anerkennenden Dankes in Empfang. Nun ergriff Herr Levi aus Stuttgart das Wort und pries die Gemeinde, die in dem herrlichen Tempel ein schönes Zeugniß ihrer Frömmigkeit gestellt habe, worauf Albert Kuhn ihm gegenüber seinen Dank aussprach für die Förderung, die das Werk durch die Kultusbehörde erfahren habe. Dann sprach Oberbürgermeister v. Heim im Namen der Stadt der Gemeinde mit warmen Worten seinen Glückwunsch zu ihrer schönen Heimstätte aus, der von Kosman Dreyfus mit der Versicherung erwiedert wurde, daß jeder von ihnen in der Stadt Ulm seine geliebte Heimstätte sehe.
Hierauf begann der Zug in die Synagoge. Ueber dem Portal derselben glänzt auf hebräisch und deutsch das Wort des Propheten Jesaias (56, 7): »Mein Haus ist ein Bethaus für alle Völker«. Der Synagogen-Chor stimmte unter Orgelbegleitung den Begrüßungsgesang an: »Gesegnet sei, der da kommt im Namen des Herrn«. Ihm folgte der Festchor: »Hoch thut euch auf und öffnet eure Thore etc.« Während dieses Gesangs erschienen die Rabbiner, welche die Thora-Rollen trugen, und schritten bis zum Allerheiligsten, wo sie, nachdem der Kantor den 84. Psalm recitirt hatte, die Rollen aufstellen. Der Vorhang trägt unter einer goldenen Krone in einem goldenen Kranze auf Hebräisch die Worte: »Heil dem Ewigen«. Der Bezirksrabbiner Walder hielt die Festrede über den Spruch des Propheten Jesaias an der Eingangspforte und legte, indem er seiner berechtigten Freude über das schöne, nun vollendete Werk innigen Ausdruck verlieh, der Gemeinde dar, was dieser gemeinsame Tempel ihr sein kann und soll. Die Rede war von religiösem humanem Geist durchweht. Das Echt- und Allgemein-Menschliche bildete den wohlthuenden Grundzug derselben. Gebet und Fürbitte schloß die Rede, der Festgesang: »Halleluja« die schöne gemeinsame Feier.

Wir gratuliren der Gemeinde von Herzen zu dem stattlichen Tempel, der ebenso freundlich als würdig, ebenso anmuthig als kunstvoll zu herzinniger Andacht einladet.«

58 Bericht über die Einweihung der Synagoge. Allgemeine Zeitung des Judenthums vom 30. September 1873.



Allgemeine

Zeitung des Judenthums.

Ein unparteiisches Organ für alles jüdische Interesse.

Herausgegeben von

Rabbiner Dr. Ludwig Philippson in Bonn.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

37. Jahrgang. Leipzig, den 30. September 1873. № 40.

Ulm, 15. September. (Privatmitth.) Nach der feierlichen Einweihung unserer neuen Synagoge wurde Samstag den 13. Abends, seitens der Gemeinde ein Festmahl gehalten, an welchem viele Honoratioren der Stadt theilnahmen. Unter den vielen trefflichen Reden die dabei gehalten wurden, ist die des Stadtraths Dr. Ebener hervorzuheben, der im Namen der bürgerlichen Collegien den Dank und die Anerkennung der Stadt aussprach, daß es der Opferwilligkeit der Gemeindemitglieder gelungen sei, einen solchen Prachtbau herzustellen, an dem die Stadt gemeinsam mit ihren israelitischen Mitbürgern ihre Freude habe. Er sprach sich ferner dahin aus, daß die Israeliten Ulms durchaus keine Sonderstellung im staats- und gemeindlichen Leben einnehmen, sich vielmehr vor Allem als Deutsche, als Glieder des großen Ganzen fühlten, und im Kriege wie im Frieden in allen öffentlichen Angelegenheiten wie im Geschäftsleben zum Besten der Gemeinde mitgewirkt haben. Herr Dr. Ebener hat gewiß das allgemeine Urtheil unserer christlichen Mitbürger ausgesprochen und erachten wir ein solches Zeugniß von Bedeutung in einer Zeit, wo es von gewissen Seiten her an täglichen Schmähungen auf die Juden wieder nicht fehlt.

Katalog-Nr. 58

59 Mitteilung der Israelitischen Oberkirchenbehörde an das Oberamt Ulm über die Einrichtung eines Rabbinats, 2. Februar 1888 (Stadtarchiv Ulm, B 377/20, Nr. 1).



Die

K. Israelitische Ober-Kirchen-Behörde

an

das Königl. Oberamt Ulm.

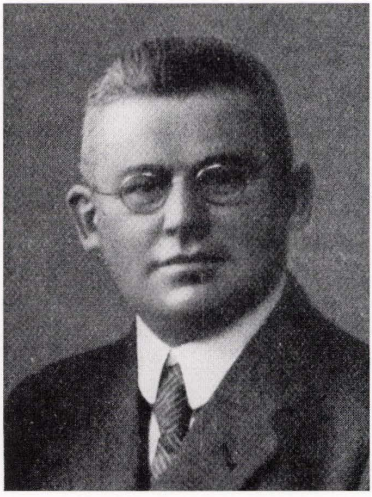
Katalog-Nr. 59

1888 fand die schrittweise, über Jahrzehnte dauernde Konstituierung einer selbständigen israelitischen Gemeinde ihren Abschluß. Mit einem Schreiben an das Oberamt Ulm teilte die Israelitische Oberkirchenbehörde die Einrichtung des Rabbinats Ulm mit. Erster Rabbiner wurde Dr. Salomon Fried.

60 Grabstein des Rabbiners Dr. Salomon Fried (1857–1906) auf dem israelitischen Teil des Neuen Friedhofs in Ulm (Stadtarchiv Ulm, G 7 Öffentliche Gebäude und Anlagen, Neuer Friedhof).



Katalog-Nr. 60



Katalog-Nr. 62

61 Rabbiner Jesaia Strassburger (Stadtarchiv Ulm, G 2).

62 Porträtfoto von Rabbiner Dr. Ferdinand Strassburger (Stadtarchiv Ulm, G 2).

Der aus Buttenhausen stammende Jesaia Strassburger (1871–1915) übernahm 1906 das Ulmer Rabbinat. Vorher hatte er bereits in Oberndorf und Göppingen erfolgreich gewirkt. Ihm folgte im Rabbinat sein Bruder Dr. Ferdinand Strassburger (1884–1927). Dieser, allgemein beliebt, pflegte gute Kontakte zu den christlichen Kirchen sowie zu den städtischen Behörden. Eines seiner zentralen Anliegen war, das Verständnis für das Judentum zufördern. So veranstaltete er Synagogenführungen für die christliche Schuljugend. Zeugnis für das gute Einvernehmen mit der Stadtverwaltung ist die Ansprache des damaligen Oberbürgermeister Dr. Emil Schwamberger bei der Trauerfeier.

63 Ansprache von Oberbürgermeister Dr. Emil Schwamberger bei der Trauerfeier für Rabbiner Dr. Ferdinand Strassburger, 21. Dezember 1922.
(Aus: *Gedenkschrift zur Erinnerung an die Brüder Jesaia Strassburger und Dr. Ferdinand Strassburger,* Ulm 1928, S. 29).

»Auch die Stadtverwaltung zählt zu den Leidtragenden über den Tod des so früh Dahingegangenen. Er war kraft seines Amtes Mitglied der Ortsfürsorgebehörde. Reiche Kompetenzen kommen dieser Behörde gerade in Ulm zu, insbesondere auf dem Gebiet der Fürsorge und Wohlfahrt. Wenn der Verstorbene sich in vornehmer Zurückhaltung weniger in ihre rein weltlichen Kompetenzen eingemischt hat, so ward ihm die Betrauung der Angelegenheiten der Bedürftigen und Armen ein großes Herzensbedürfnis. Hoch anzuschlagen ist ihm, daß er sich hierbei nicht auf den Kreis der ihm durch seinen konfessionellen Beruf besonders anvertrauten Personen beschränkte, sondern weit darüber hinaus ohne Vorurteil sich stets hilfs- und opferbereit erwiesen hat. Wir haben in ihm den Typ eines wahren Wohltäters kennengelernt. Darum wurden seine Besuche bei den städtischen Behörden auch immer angenehm empfunden. Als eine besondere Pflicht betrachte ich es als Vertreter des Allgemeinwohls, ihm noch Dank dafür auszusprechen, daß er sich stets als ein Hort des konfessionellen Friedens erwies und daß er den anderen Richtungen religiöser und kirchlicher Überzeugung stets das Verständnis und die Duldung entgegengebracht hat, die einem wirklich adligen Geiste ansteht. So sei mir gestattet, unserem Dank und unserer hohen Wertschätzung durch Niederlegung eines Kranzes Ausdruck zu verleihen.«

Erster Weltkrieg und Patriotismus

Bereits am Tag der »Erklärung des Kriegszustandes« (1. August 1914) appellierte der »Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens« an die Juden in Deutschland, sich »über das Maß der Pflicht hinaus dem Vaterland zu widmen!« Nach Erhebungen des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes Freiburg (Deutsche jüdische Soldaten 1914–1945, Herford/Bonn 1982, S. 28) folgten ca. 100000 (17,3 % der jüdischen Gesamtbevölkerung Deutschlands) diesem Aufruf. 80000 standen an der Front. Jüdinnen setzten sich im »Nationalen Frauendienst« und in Hilfsvereinen zur Betreuung von Soldaten und Verwundeten ein.

64 Erinnerung an den Fronteinsatz: Zweiter von links der Ulmer Kaufmann Julius Hilb als Feldwebel (Privatbesitz).

65 Jüdische Frauen – darunter Mitglieder der Familie Hilb – bei der Verpflegung der Truppen (Privatbesitz).



Katalog-Nr. 64



Katalog-Nr. 65

In patriotischer Begeisterung wurde am 10. Oktober 1914 unter Beteiligung des Malzfabrikanten Ziegler in Ulm eine Jugendwehr zur Vorbereitung für den Kriegsdienst gegründet. Vereinzelt kam es dabei zu antisemitischen Äußerungen, über die sich Heinrich Guggenheimer am 23. November 1914 bei dem Fabrikanten Ziegler beschwerte.

66 Auszug aus einem Schreiben von Heinrich Guggenheimer an Fabrikant Ziegler, 23. November 1914 (Stadtarchiv Ulm).

»Mein Sohn hat gestern die Übung der Jugendwehr nicht besucht, als Grund gab er mir, der ich ihn darum fragte, an, daß einer derjenigen, die seine Kameraden sein sollen, Anstoß an seiner Nase genommen und solche als ›Judenzinken‹ bezeichnet habe. An dieser Art von Kritik haben sofort einige Jugendwehrmitglieder vom Christlichen Verein junger Männer Anstoß genommen und ich glaube auch, daß solche nie ungeeigneter ist, als im gegenwärtigen Augenblick, in welchem unsere Brüder mit großen und kleinen, katholischen und evangelischen Nasen den gemeinsamen Feind in Ost und West bekämpfen. Mein Sohn hat nicht als Angehöriger der jüdischen Religion, davon er sich übrigens nicht im Geringsten zu schämen braucht, Ihrem Aufruf in den Blättern Folge geleistet, sondern als junger deutscher Staatsbürger auch seine schwachen Kräfte dem geliebten Vaterlande freudig in der von Ihnen gewünschten Weise« zur Verfügung gestellt.

Bereits während des Krieges wurden die jüdischen Soldaten der »Drückebergerei« bezichtigt und diffamiert. Nach dem Krieg wurde der große Einsatz jüdischer Kriegsteilnehmer statistisch belegt: Von 564 jüdischen Einwohnern Ulms waren 99 Frontsoldaten, von denen 20 gefallen sind und 26 verwundet wurden. 78 erhielten Auszeichnungen. 1918 wurde der »Reichsbund jüdischer Frontsoldaten« gegründet, dessen Vorsitz der Ulmer Arzt Dr. Franz Hirsch (1879–1932) innehatte.

67 Übersicht: Jüdische Soldaten aus Ulm, die im Ersten Weltkrieg gedient haben, mit Nennung ihrer Auszeichnungen und Verwundungen.
(Aus: *Verzeichnis der Jüdischen Frontsoldaten aus Württemberg und Hohenzollern.* Herausgegeben vom Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens, Stuttgart 1926, S. 56 ff.).

68 Gedenkstein für den Ulmer Arzt Dr. Franz Hirsch mit dem Zeichen »RjF« des Reichsbundes jüdischer Frontsoldaten (Stadtarchiv Ulm, G 7 Öffentliche Gebäude und Anlagen, Neuer Friedhof).

69 Kriegerdenkmal 1914–1918 auf dem israelitischen Teil des Neuen Friedhofs (Stadtarchiv Ulm, G 7 Öffentliche Gebäude und Anlagen, Neuer Friedhof).



Katalog-Nr. 68



Katalog-Nr. 69

Beiträge der jüdischen Gemeinde zum kulturellen Leben in der Weimarer Republik

70 Bild der Synagoge nach ihrem Umbau von 1929 (Stadtarchiv Ulm, F3fa, Weinhof 2).

1929 wurde die Synagoge umgebaut. Den orientalischen Stil, in dem sie 1873 vollendet worden war, empfand die jüdische Gemeinde nun als »fremdländisch«: Die Kuppeln der vier Ecktürme ersetzte man durch neoklassizistische Flachpyramiden, zugleich wurde die Fassade erneuert.



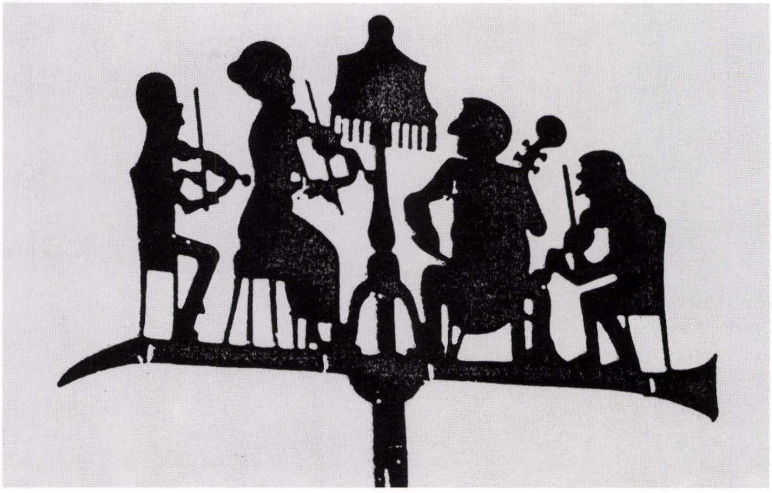
Katalog-Nr. 70

Die bürgerliche Emanzipation und der soziale Aufstieg ab Mitte des 19. Jahrhunderts führten dazu, daß Juden sich nicht nur verstärkt akademischen Berufen zuwandten, sondern auch als Berufskünstler, vorwiegend aber als kunstliebende Laien das kulturelle Leben der Stadt mit zu prägen begannen. Gerade in der Ausübung von Musik gelang ein selbstverständliches Zusammenspiel von

jüdischen und christlichen Musikfreunden, wurde Integration und Assimilation produktive Wirklichkeit. So zählten z. B. zu dem Kammermusikensemble, das der jüdische Lederfabrikant Wilhelm Lebrecht gegründet hatte, die Nichtjuden Else Lang-Höhne (erste Geige), Otto Wiegandt (zweite Geige) und Eugen Roth (Cello). Das Quartett bestritt in eigener Verantwortung Kammermusikabende und öffentliche Konzerte, es trat sowohl bei Synagogenkonzerten und Veranstaltungen der jüdischen Gemeinde als auch bei öffentlichen Konzerten und Festakten der verschiedenen Ulmer Vereine auf. Es wirkte zusammen mit dem Synagogenchor und Mitgliedern des Stadttheaters oder der Liedertafel, in der wiederum mehrere jüdische Mitglieder vertreten waren.

71 Windfahne auf der Lebrechtvilla in der Steinhövelstraße (Privatbesitz).

1925 hatte sich Wilhelm Lebrecht in der Steinhövelstraße ein großes Haus bauen lassen, zu dem in einem Anbau ein Musikzimmer gehörte, wo das Quartett seine Proben abhielt. Das Dach des Anbaus war mit einer Windfahne geziert, die Ludwig Moos (vgl. S. 227 ff.) entworfen hatte. Nach 1933 wurde die Windfahne abgenommen, nachdem man sich im NS-Blatt »Flammenzeichen« über die »Frechheit« erregt hatte, »daß ein Jude es fertigbrachte, daß Arier sich dort mit ihm im Winde drehten«.



Katalog-Nr. 71

72 Liedertafel-Orchester, 1926.
(Aus: *Festschrift der Liedertafel zur 60-Jahr-Feier*, Ulm 1926).

Dem Orchester der Liedertafel gehörten u. a. Wilhelm Lebrecht, zwei weitere Mitglieder seines Quartetts sowie der jüdische Rechtsanwalt Dr. August Nathan an (Nr. 73), der 1939 auswanderte. Zu den Tenören der Liedertafel zählten der jüdische Lehrer und Kantor Abraham Adler, geboren 1877, der 1937 in die USA auswanderte, und der 1880 in Berlin geborene Arzt Dr. Sigmar Ury (Nr. 73).

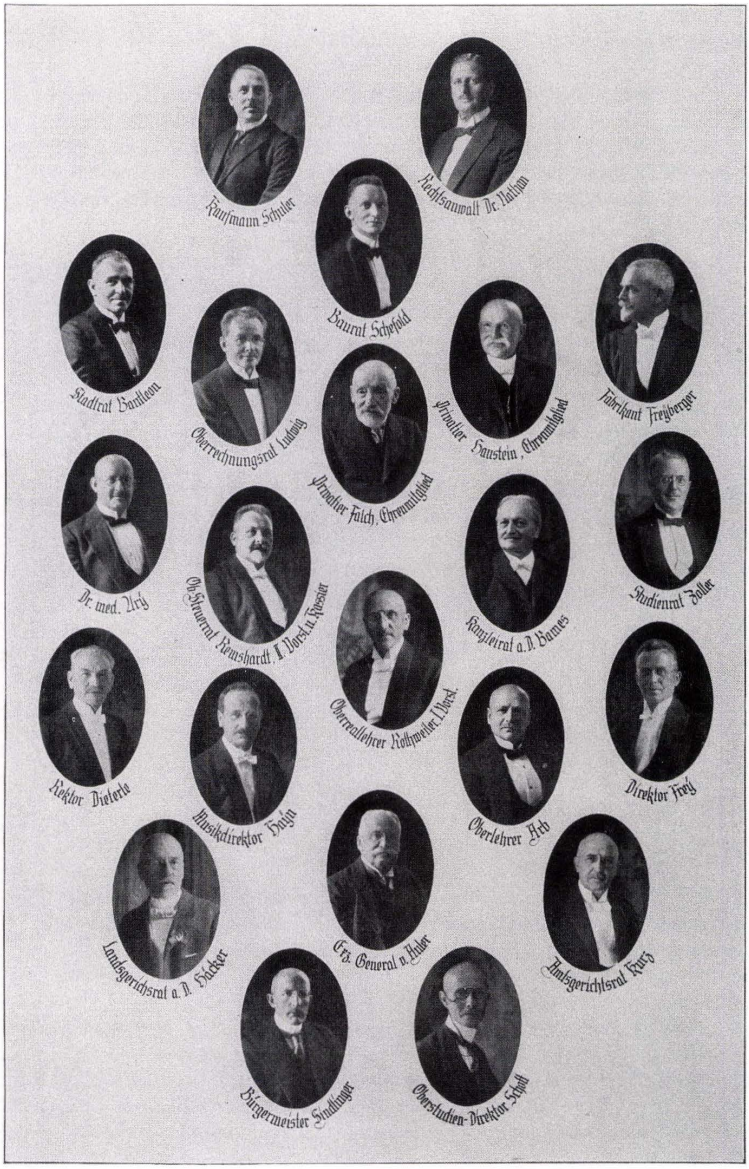


Hötsch, Glöckler, Brüstle, Mack, Seeberger, Hopff, Mattes, Reichert, Kaufmann, Hämmerle
Musikdirektor
Dr. Nathan, Nonnenberg, Schnell, Frl. Bauer, Bechh, Hayn, Lebrecht, Wiegandt, Weil, Feuchter, Frl. Mesmer, Smal, Frl. Zimmermann, Wunderlich
Huber von Langen, Frau Lang-Höhne, Ruckh, Frl. Roos, Frl. Zimmermann, Schuler, Frl. Stark, Frl. Hötsch

Katalog-Nr. 72

73 Ausschußmitglieder der Liedertafel, 1926. Links Mitte: Dr. med. Ury, Tenor; oben rechts: Rechtsanwalt Dr. Nathan, Bassist.
(Aus: *Festschrift der Liedertafel zur 60-Jahr-Feier*, Ulm 1926).

Einen festen Bestandteil des musikalischen Lebens in Ulm bildeten die Konzerte des Synagogen-Chors. Die liberale Einstellung der jüdischen Gemeinde belegt auch, daß sich in der Synagoge eine – von der orthodoxen Richtung streng abgelehnte – Orgel befand. Zum Organisten wurde 1927 der christliche Lehrer Adolf Kern (1906–1976) berufen, der zugleich als zweiter Organist am Ulmer Münster wirkte.



Katalog-Nr. 73

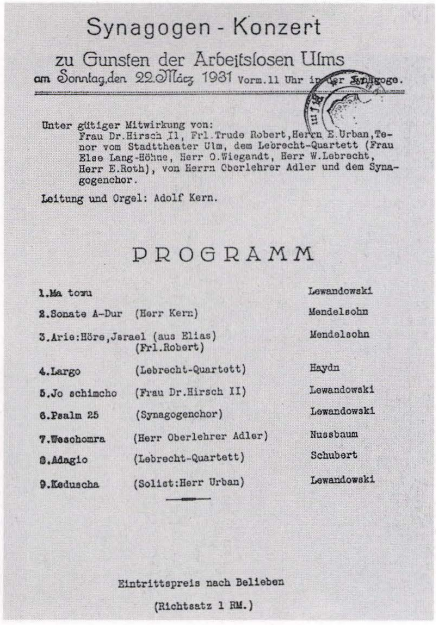
74 Porträtfoto des Organisten Adolf Kern (Privatbesitz, vgl. S. 225).

75 Programm eines Synagogenkonzerts vom 22. März 1931 zu Gunsten der Arbeitslosen Ulms (Privatbesitz).

Wiederholt fanden in der Synagoge Konzerte statt, an denen sich auch Mitglieder der Liedertafel und des Lebrecht-Quartetts (Nr. 71) beteiligten.



Katalog-Nr. 74



Synagogen - Konzert

zu Gunsten der Arbeitslosen Ulms

am Sonntag,den 22.März 1931 Vorm.11 Uhr in der Synagoge.

Unter gütiger Mitwirkung von:
Frau Dr.Hirsch II, Frl.Trude Robert,Herrn E.Urban,Tenor vom Stadttheater Ulm, dem Lebrecht-Quartett (Frau Else Lang-Höhne, Herr O.Wiegandt, Herr W.Lebrecht, Herr E.Roth), von Herrn Oberlehrer Adler und dem Synagogenchor.

Leitung und Orgel: Adolf Kern.

PROGRAMM

1.Ma towu		Lewandowski
2.Sonate A-Dur	(Herr Kern)	Mendelsohn
3.Arie:Höre,Jsrael (aus Elias)	(Frl.Robert)	Mendelsohn
4.Largo	(Lebrecht-Quartett)	Haydn
5.Jo schimcho	(Frau Dr.Hirsch II)	Lewandowski
6.Psalm 25	(Synagogenchor)	Lewandowski
7.Weschomru	(Herr Oberlehrer Adler)	Nussbaum
8.Adagio	(Lebrecht-Quartett)	Schubert
9.Keduscha	(Solist:Herr Urban)	Lewandowski

Eintrittspreis nach Belieben
(Richtsatz 1 RM.)

Katalog-Nr. 75

Zwei von Kunstliebhabern sehr geschätzte Maler, Ludwig Moos (1890–1967) und Leo Kahn (1894–1983), prägten in den 20er Jahren das Ulmer Kulturleben nachhaltig mit. Trotz gewisser Gemeinsamkeiten unterscheiden sich Moos und Kahn doch erheblich in Bezug auf Charakter und Werk: Moos, gebürtiger Ulmer aus angesehener und reichverzweigter Familie, war und blieb ein echter Schwabe, auch in der Emigration. Kahn, in Bruchsal geboren und erst 1925 nach Ulm gezogen, blieb auch danach fremden Einflüssen aufgeschlossen und unternahm zahlreiche Reisen, vor allem nach Südfrankreich. Beide absolvierten ein Kunststudium an der Akademie, Moos in München und Stuttgart, Kahn in Karlsruhe.

Moos' Studium war bereits vor dem Ersten Weltkrieg abgeschlossen. 1919 ließ er sich als freischaffender Künstler in Ulm nieder, wo er vor allem im Kreis der Künstlergilde und der Ulmer Schule viele Freunde besaß. Wiederholt wählte er heimatliche Landschaften und Stadtansichten zum Motiv. In der Karikatur, die ihn in Ulm besonders bekannt machte, konnten sich sein Stil, sein voller Schwung, seine Treffsicherheit entfalten.

76 Ludwig Moos, noch vor Aufnahme des Akademiestudiums in München, 1907 (Ulmer Museum).



Katalog-Nr. 76

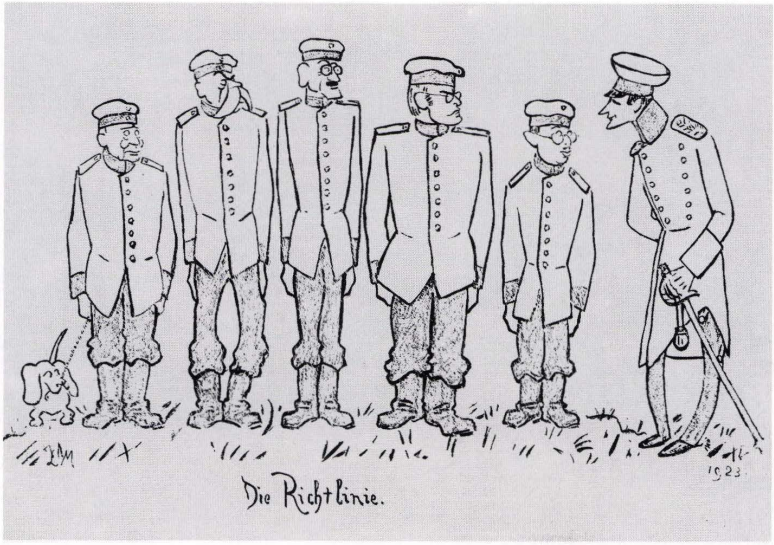


Katalog-Nr. 78

77 »Die Richtlinie«, Lithographie von Ludwig Moos, 1923 (Ulmer Museum).

Dargestellt von links nach rechts: Prof. Max Arthur Stremel (1859–1928), 1916 von München nach Ulm gezogener Maler; Albert Unseld (1879–1964) Regierungsbaumeister und Maler, wiederholt Gildemeister und nach 1945 Gemeinderatsmitglied; Architekt Karl Kraus (1880–1953), 1933 Vorsitzender des »Kampfbundes für deutsche Kultur« und später Leiter des Ulmer Museums; Karl Schäfer (1888–1957) Maler und Bildhauer, 1919 Mitbegründer der Künstler-

gilde Ulm und bis 1944 Leiter der Ulmer Schule, bis Anfang der 30er Jahre mit L. Moos befreundet; Ludwig Moos und Major Hofmann, der Leiter des Ulmer Verkehrsvereins in den 20er Jahren.



Katalog-Nr. 77

Leo Kahn zog erst 1925 nach Ulm. Auch er besaß in Ulm viele Freunde, vor allem unter den Zugereisten, wie Paul Kleinschmitt aus Berlin oder Otto Geigenberger aus München. Kahn, dessen Lehrer Albert Haueisen, Frankfurt a. M., ihn mit der Kunst Frankreichs bekannt gemacht hatte, vollzog in seinem späteren Werk eine Synthese von französischem Fauvismus und deutscher Expressivität.

78 Leo Kahn bei der Arbeit in der Bruchsaler Synagoge (Privatbesitz).

79 Landschaftsdarstellung (Tusche) von Leo Kahn auf einem Brief an Martin Bilger vom 11. November 1933 (Privatbesitz).

Im Hause der kunstliebenden Brüder Bilger verkehrten zahlreiche Persönlichkeiten des kulturellen Lebens, auch Kahn. Von seinen zahlreichen Reisen, besonders aus Südfrankreich, schickte Kahn an Martin Bilger verschiedene Kar-



Katalog-Nr. 79

ten und Briefe. Ein Brief vom November 1933 belegt, daß bereits zu dieser Zeit Kontakte nach Palästina existierten, wohin Kahn drei Jahre später auswanderte.

War der Kontakt zwischen Moos und Kahn in den 20er Jahren eher locker, so ließ der Druck der Anfeindungen durch den aufkommenden Nationalsozialismus sie enger zusammenrücken. Beide wanderten 1936 aus, beide nach Palästina, wo sie zumindest die ersten Jahre in engem Kontakt zueinander lebten, da Moos in der von Kahn gegründeten kleinen Textildruckerei arbeitete. Während Kahn nach dem Krieg wiederholt in Ulm weilte und auch verschiedene Ausstellungen hatte, waren Arbeiten aus Moos' Schaffenszeit nach der Emigration erstmals im Sommer 1988 in Ulm zu sehen.

Die jüdische Gemeinde im Nationalsozialismus

ERSTE BOYKOTTMASSNAHMEN

Die Etablierung der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft vollzog sich in Ulm ohne nennenswerten Widerstand. Im Laufe des Jahres 1933 wurden die politischen Gremien und die städtische Verwaltung »gleichgeschaltet«. Wenige Wochen nach der sog. Machtergreifung am 30. Januar forderte im Gemeinderat, dem erst seit 1932 sieben Nationalsozialisten angehörten, der NS-Reichstagsabgeordnete und Stadtrat Dreher – noch vergeblich – den unverzüglichen Rücktritt von Oberbürgermeister Dr. Emil Schwamberger. Schwamberger, der seit 1919 an der Spitze der Stadt stand, wurde schließlich am 17. März 1933 seines Amtes enthoben. Ihm folgte als Oberbürgermeister der bisherige Baurat Friedrich Foerster nach.

80 Hissung der Hakenkreuz-Fahne am Ulmer Rathaus am 8. März 1933 (Stadtarchiv Ulm, Chr. Zb. 1933. 3. 8. Nr. 1).

81 Aufforderung des Israelitischen Vorsteheramtes in Ulm an die Mitglieder der jüdischen Gemeinde, im Ausland gegen den Boykott des Deutschen Reiches einzutreten. Ulmer Tagblatt vom 30. März 1933 (Stadtarchiv Ulm, G 5/52).

Im NS-Blatt »Ulmer Sturm« waren am 13. März 1933 zum wiederholten Male Hetzparolen gegen jüdische Geschäfte in Ulm zu lesen. Um einer Eskalation der Gewalt vorzubeugen, forderten das Ulmer Rabbinat und das Israelitische Vorsteheramt ihre Gemeindemitglieder auf, mit Hilfe verwandtschaftlicher und persönlicher Beziehungen im Ausland möglichen Boykottmaßnahmen gegen Deutschland entgegenzuwirken. Bereits zwei Tage später, am 1. April 1933, fand reichsweit der von der NSDAP-Reichsleitung angeordnete und von der SA ausgeführte erste organisierte große Boykott jüdischer Geschäfte statt.

82 Boykottaktion vom 1. April 1933. Beschmierte Schaufenster des jüdischen Kaufhauses Volksbedarf (»Wohlwert«) an der Langen Straße 20 (Stadtarchiv Ulm, F 3 fa, Lange Straße 20a).

Katalog-Nr. 81

Aufforderung

Die Spitzenverbände der deutschen Juden:

Der Centralverein Deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens,

der Reichsbund jüdischer Frontsoldaten,

der Verband nationaldeutscher Juden u. A.

haben bereits mit allem Nachdruck gegen die verleumderische Behauptung von Greueltaten, die an Juden in Deutschland verübt worden sein sollen, protestiert.

Wir fordern hiedurch unsere Gemeindemitglieder auf, soweit sie Beziehungen verwandtschaftlicher oder sonst persönlicher Art zum Auslande haben, zu ihrem Teil durch Berichte dazu beizutragen, die Greuelpropaganda zu widerlegen und ihren Einfluß dahin aufzubieten, daß Boykottmaßnahmen oder sonstige Schädigungen der wirtschaftlichen Beziehungen zu Deutschland unterbleiben.

Rabbinat: (gez.) Dr. Cohn

Israel. Vorsteheramt: (gez.) Rechtsanwalt Gump.

Katalog-Nr. 82



GEHEN ODER BLEIBEN?

Bereits in der Weimarer Republik wanderten Juden, die sich in ihrem beruflichen Fortkommen beschränkt sahen, vor allem in die USA aus. Zu ihnen zählte der in Ulm geborene Dr. Wilhelm Gump (1897–1986), der, nachdem er als Jude vom IG-Farbenkonzern abgelehnt worden war, 1926 in die USA übersiedelte. Er entwickelte dort antibakterielle Wirkstoffe, für die er insgesamt 38 Patente erhielt. Die Entscheidung: »Gehen oder bleiben?« wurde nach den Boykottmaßnahmen 1933 dringlich, eine erste große Emigrationswelle setzte ein.

83 Auszug aus einem Brief von Otto Levi aus Pardess Hanna (Israel) an Otto Gaissmaier, 16. Dezember 1933 (Privatbesitz).

Levi, dessen Eltern 1942 ermordet wurden, nannte als einen wichtigen Grund für seine Auswanderung nach Israel die Ereignisse des Jahres 1933. Eindrücklich schildert er, der von zionistischem Gedankengut beeinflußt war, daß Juden sich als »Fremdlinge« in Deutschland fühlen müßten.

»Mein lieber Ottl!
Heute umgibt uns sabbatliche Stille, so recht dazu angetan, um ein wenig die Gedanken zu sammeln und sie über Vergangenem und Zukünftigem weilen zu lassen. [...]
Lieber Ottl, was sich in dem letzten Jahre ereignete, war ganz dazu angetan, uns aus der vorgefaßten Bahn herauszureißen. Es galt, neue Wege zu suchen. Und so sind wir auf dem Suchen nach diesem Wege befähigt, dem, was einmal war, endgültig und gründlich den Rücken zu kehren und uns dem zuzuwenden, was uns der Mühe wert scheint, dafür einzustehen und darum zu kämpfen. Du siehst, durch einen äußeren Druck wurde uns der Entschluß und vielleicht auch die Verantwortung für unseren Entschluß leichter gemacht. [...]
Du bist Dir immer noch nicht klar, daß ich der Heimat so leichten Herzens Valet sagen konnte. Ottl, daß ich ein tiefes Gefühl für Deutschland, für das Schwabenland und für Ulm habe, weißt Du. Habe ich doch die Jugend meines Lebens auf dieser Erde verlebt, und noch atmen meine Eltern und Anverwandten ihre Luft. Aber ich meine, die Ereignisse dieses Jahres haben mit aller Wucht dokumentiert, daß wir Fremdlinge in diesem Lande sind. Verstehst Du nicht den ewigen Schmerz des Wandernmüssens, die unmenschliche Erniedrigung des Menschen in uns durch Menschen? Verstehst Du nicht, daß unser Volk endlich einmal dem ubi bene, ibi patria entsagen muß, um in sich selbst leben und vielleicht auch sterben zu können? Ja, wir waren mehr Juden als Deutsche, sonst hätte es nie einen 1. April 1933 geben können.
Daß eine Lösung für uns Juden in Erez Israel, im Lande Israel, möglich ist, sieht man hier auf jedem Wege, den man geht. Du siehst hier nicht den Juden, für den der Begriff »Handelsjude« das gleiche ist als das Wort Jude selbst. Sondern Du siehst hier den Juden als normal geschichtetes Volk mit Bauern, Handwerkern, Beamten und Unternehmern. Du siehst und hörst hier die Sprache des Alten Testamentes nicht als Sprache des Gebetes, sondern als Sprache des Lebens auf

dem Lande und in der Stadt, an der Litfaßsäule, an den Stationstafeln und in der Zeitung.
Durch die Straßen von Pardess Hanna reitet auf seinem prächtigen Schimmel der Wächter in hohen Stiefeln, gehüllt in einen warmen Mantel und auf dem Haupte das schwarze Tuch der Beduinen, in der Hand die lange Peitsche und über der Schulter das Gewehr. So wehren wir uns hier um unser Leben und haben es nicht nötig, uns zu verkriechen und so zu tun, als wären wir andere und als unterscheideten wir uns von den anderen nur dadurch, daß wir nicht in die Kirche, sondern in die Synagoge gehen. [...]
Laß mal wieder von Dir hören. Ich werde jetzt mehr Ruhe haben, Dir öfters zu schreiben.
In alter Treue bin ich Dein Othello.«

84 Ulmer Bahnhof, 1933. Die Beflaggung und die NS-Parolen waren für viele Auswandernde der letzte Eindruck von Ulm (Stadtarchiv Ulm, Chr. Zb. 1933. 9. 4.).

AUSGRENZUNG UND ENTRECHTUNG

Viele glaubten an die Wiederherstellung von Recht und Ordnung und blieben. Die Schikanen und Verbote gegen Juden mehrten sich jedoch, ihre Ausgrenzung aus dem gesellschaftlichen Leben wurde weiter vorangetrieben.

85 Verfügung des Staatskommissars der Polizeidirektion Ulm zur Kontrolle der Reisepässe jüdischer Staatsangehöriger. Ulmer Tagblatt vom 6. April 1933 (Stadtarchiv Ulm, G 5/52).

Verfügung.

Der Staatskommissar der Polizeidirektion Ulm verfügt:

Sämtliche Staatsangehörige semitischer Abstammung haben ihre **Reisepässe** dem Staatskommissar der Württ. Polizeidirektion Ulm zur Kontrolle einzureichen. Termin vom 6. bis 11. ds. Mts.

Staatskommissar
Württ. Polizeidirektion Ulm.
Dreher.

Katalog-Nr. 85

Judenverbot für die städtischen Badeanstalten

In den städtischen Badeanstalten haben die Anwesenheit und das Benehmen von Juden verschiedentlich zu Mißhelligkeiten geführt und öffentliches Aergernis erregt. Um unliebsamen Auftritten und solchen Vorkommnissen in Zukunft vorzubeugen, hat sich die Stadtverwaltung entschlossen, den Zutritt zu den städtischen Badeanstalten für Juden zu sperren.

Katalog-Nr. 86

86 »Judenverbot für die städtischen Badeanstalten«. Ulmer Sturm vom 11. Mai 1935 (Stadtarchiv Ulm, G 5/62).

87 Antisemitische Parole an der Eisenbahnbrücke in der Stuttgarter Straße (Privatbesitz).



Katalog-Nr. 87

88 Protestschreiben von Rechtsanwalt Dr. Leopold Hirsch an die Stadt Ulm gegen Judendiskriminierung, 2. August 1934 (Stadtarchiv Ulm, B 337/90 Nr. 9).

Der Ulmer Rechtsanwalt Dr. Leopold Hirsch protestierte gegen die an der Eisenbahnbrücke (Stuttgarter Straße) angebrachte antisemitische Parole »Juden in Ulm nicht erwünscht« und ersuchte die Ulmer Stadtverwaltung, »die Entfernung dieses groben Unfugs zu veranlassen«.

89 Antwortschreiben von Oberbürgermeister Foerster auf den Protest von Dr. Leopold Hirsch, 7. August 1934 (Stadtarchiv Ulm, B 377/90 Nr. 9).

»Die Stadtverwaltung ist für den Zustand der fraglichen Brücke nicht verantwortlich, da dieselbe nicht im Eigentum und in der Unterhaltung der Stadt steht. Ich habe deshalb sachlich keine Veranlassung, Ihre Reklamation weiter zu behandeln.



Katalog-Nr. 90

Im übrigen möchte ich Ihnen persönlich eine größere Zurückhaltung in der Kritik an Vorkommnissen empfehlen, die letzten Endes einem gesunden deutschen Volksempfinden entspringen.«

Auch nach dem Boykott vom 1. April 1933 blieben jüdische Geschäfte wirtschaftlichen Repressalien ausgesetzt. So diffamierten Konkurrenten die Inhaber der »Rathaus-Drogerie«, Wilhelm und Trude Baginsky, als »Ostjuden«. Zum Vorwand für weitere Repressalien diente der Firmenname »Rathaus-Drogerie«, der auf Weisung von Oberbürgermeister Foerster vom 30. Oktober 1935 untersagt werden sollte. Die Firmenleitung kapitulierte schließlich: Zu Beginn des Jahres 1936 ging das Geschäft in ›arische‹ Hände über.

90 Rathaus-Drogerie, 1940 (Stadtarchiv Ulm, F3fa, Lange Straße 10).

91 Schreiben des Ulmer Oberbürgermeisters an das Städtische Polizeiamt vom 30. Oktober 1935 mit der Anordnung, die Firmenbezeichnung der »Drogerie am Rathaus« zu ändern (Stadtarchiv Ulm, B 121/160 Nr. 1).

»Ich ersuche, der Drogerie am Rathaus (jüdisches Unternehmen) diese Firmenbezeichnung zu untersagen, da dieselbe immer wieder zum Anlaß wird, eine Verbindung zwischen dem Rathaus und dieser Firma herzustellen.«

92 Annonce der »Rathaus-Drogerie« nach der ›Arisierung‹. Ulmer Sturm vom 15. Januar 1936 (Stadtarchiv Ulm, G5/62).



Katalog-Nr. 92

Der Reichsparteitag der NSDAP verabschiedete am 15. September 1935 die sog. »Rassegesetze«, die die Juden zu Bürgern zweiter Klasse degradierten. Nach dem »Reichsbürgergesetz« konnten nur ›Arier‹ vollberechtigte Staatsbürger sein. Das »Gesetz zum Schutz des deutschen Blutes und der deutschen Ehre« verbot u. a. die Eheschließung zwischen Juden und ›arischen‹ Deutschen. Die Ausgrenzung der Juden aus der Gemeinschaft wurde damit weiter vorangetrieben.

Jüdische Kinder wurden aus den öffentlichen Volksschulen entfernt. Auf Antrag des Ersten Schulvorstandes der Wagnerschule Ulm vom 3. Juli 1935 wurde in Ulm – wie in anderen Gemeinden auch – eine »Judenschule« eingerichtet, die am 1. Juni 1936 im Gebäude Weinhof 3 eröffnet wurde.

93 Jüdisches Landschulheim Herrlingen.
(Aus: *Lucie Schachne*, Erziehung zum geistigen Widerstand. Das jüdische Landschulheim Herrlingen 1933–1939. Frankfurt am Main 1987, S. 37).

Das von Hugo Rosenthal geleitete jüdische Landschulheim Herrlingen (1933–1939) wurde zum Zufluchtsort für jüdische Kinder und Jugendliche aus der näheren und weiteren Umgebung. Sie entgingen hier bis zur erzwungenen Aufhebung des Landschulheimes im Frühjahr 1939 den Diskriminierungen im städtischen Alltag.



Katalog-Nr. 93



Katalog-Nr. 95

94 Schreiben der Schriftleitung des »Stürmer« an den Oberbürgermeister der Stadt Ulm vom 25. Oktober 1937 zur Entfernung der Inschrift am Synagogeneingang (Stadtarchiv Ulm, B 377/40 Nr. 2).

Nach Behauptung des »Stürmer« wurde die Inschrift über dem Eingang der Synagoge »Mein Haus heisse ein Bethaus für alle Völker« (vgl. Nr. 57) »von vielen deutschen Volksgenossen als jüdische Reklame und vor allem auch als eine Herausforderung betrachtet. Wir glauben sicher, daß Sie die Möglichkeit haben, unter den geschilderten Umständen dafür Sorge zu tragen, daß diese Inschrift an der Synagoge verschwindet.«

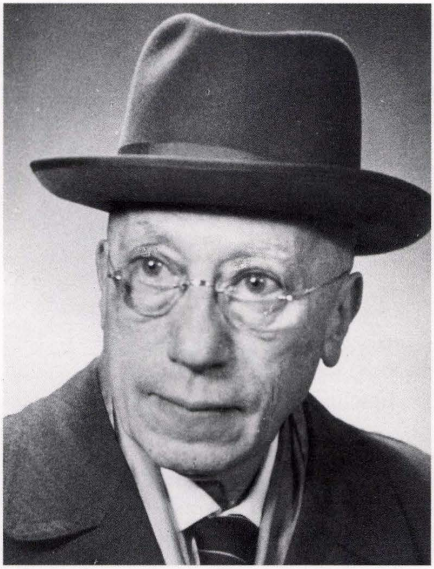
95 Tür der Ulmer Synagoge mit der vom »Stürmer« inkriminierten Inschrift (Archiv Südwest Presse, Ulm).

96 Schreiben des Israelitischen Vorsteheramts an den Oberbürgermeister vom 17. November 1937 (Stadtarchiv Ulm, B 377/40 Nr. 2).

Auf den Angriff des »Stürmer« (Nr. 94) schrieb Oberbürgermeister Foerster am 6. November 1937 dem Israelitischen Vorsteheramt: »Da ich annehmen kann, daß die jüdische Kultgemeinde auch ohne diese Inschrift stehen kann, ersuche ich um bald gefl. Beseitigung.« Das Vorsteheramt mußte nachgeben und teilte am 17. November 1937 mit, daß sich das Collegium »veranlaßt gesehen« habe, den »Beschluß auf Beseitigung der Inschrift zu fassen«. Der Auftrag zur Entfernung der Inschrift folgte am 18. November 1937.

VERDRÄNGUNG AUS DEM KULTURELLEN LEBEN

Bald nach 1933 begannen die Nationalsozialisten das gesamte kulturelle Leben durch die Reichskulturkammergesetze zu reglementieren. Ziel war die totale Kontrolle aller Kunst- und Kulturschaffenden, wobei Personen »nichtarischer« Abstammung von vornherein ausgeschlossen wurden.
Während der Weimarer Republik waren Ulmer Juden nicht nur in Kunst und Musik vertreten gewesen, sondern auch im Kunst- und Buchhandel und als Kulturwissenschaftler tätig (vgl. S. 223 ff.). So leitete z. B. Käthe Würstle, eine aus Würzburg gebürtige Jüdin, die Wohlersche Buchhandlung. Der Kunstwissenschaftler und Grafikexperte Ernst Weil stammte aus Ulm. Paul Moos, Musikwissenschaftler und Philosoph, hatte eine Zeitlang in Ulm gelebt, bevor er sich in Göppingen niederließ. 1929 wurde dem anerkannten Wissenschaftler die Ehrendoktorwürde verliehen, die ihm vier Jahre später, nach der ›Machtergreifung‹, wieder aberkannt wurde. Erstaunlicherweise konnte die aus Ulm stammende Pianistin Cläre Weglein noch bis 1936 ihre Stelle als Lehrkraft an der Musikhochschule in Stuttgart behalten.



Katalog-Nr. 97



Katalog-Nr. 98

97 Bildnis Professor Dr. Julius Baum, Foto von 1957 (Ulmer Museum).

98 Fassade des Ulmer Museums, Taubengasse 2, mit dem Delphinbrunnen, um 1925 (Stadtarchiv Ulm, F 3 fa, Taubenplatz 2).

Seit 1923 war Julius Baum (1882–1959) Leiter des städtischen Museums in Ulm. 1919 zum Professor ernannt, war er bis 1923 am Landesamt für Denkmalpflege tätig gewesen. Durch weitreichende Beziehungen zum Kunsthandel verstand es Julius Baum, in Ulm eine Sammlung moderner Kunst von erstaunlicher Qualität aufzubauen. Seine Ankaufspolitik war allerdings weder in Ulm selbst noch in Museumskreisen unumstritten. Im März 1933 wurde Baum suspendiert. Das Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums vom 7. April 1933 bildete die juristische Grundlage für die endgültige Kündigung am 29. Mai 1933. Julius Baum wurde 1938 verhaftet und ins KZ Welzheim eingeliefert; 1939 emigrierte er in die Schweiz. Nach der Niederlage des Nationalsozialismus leitete er bis 1955 die Württembergische Staatssammlung Stuttgart.
Wie in anderen Städten auch, erfolgte im August 1933 eine Ausstellung der von Baum getätigten und von den Nationalsozialisten als »entartete Kunst« eingestuften Ankäufe, worauf diese im Depot verschwanden.

Wenige Tage nach Eröffnung der Münchner Ausstellung »Entartete Kunst«, in der eine der acht Abteilungen mit »Juden« überschrieben war, erging an das Ulmer Museum die Weisung, die »noch vorhandenen Produkte der Verfallszeit« zusammenzustellen und für den Transport bereitzuhalten. Als Nr. 14 auf der daraufhin erstellten Liste erschien Hofers »Trunkene«, als Nr. 18 Kahns »Provence-Landschaft« und als Nr. 19 Kokoschkas »Genfer See«. Am 4. Oktober 1937 wurden die Kunstwerke nach Berlin transportiert, wo sie vermutlich zum größten Teil 1939 vernichtet wurden. Nur einige wenige, darunter Kokoschkas und Hofers Bilder, tauchten am 30. Juni 1939 bei einer Auktion in Luzern wieder auf, über die der Ulmer Sturm (Nr. 100) berichtete. 1985 kehrte Hofers »Trunkene« ins Ulmer Museum zurück.

99 Schreiben des Personalamts der Stadt Ulm an die Geheime Staatspolizei Stuttgart zur Überprüfung der Pensionsbezüge des früheren Leiters des Ulmer Museums, Prof. Julius Baum, 7. Februar 1938 (Stadtarchiv Ulm, B 032/41/42, Nr. 18).

Zur Klärung des Ruhegehaltsanspruchs Baums ersuchte das Personalamt die Gestapo um »vertrauliche Erhebungen [...], wo Prof. Baum sich aufhält, welche Tätigkeit er ausübt und ob er sich irgendwie gegnerisch zum nationalsozialistischen Staat einstellt und diese Einstellung zur Schau trägt«.

100 »So kaufte der Jude«. Ulmer Sturm vom 4. August 1939 (Stadtarchiv Ulm, G 5/62).

Als »Schandstück des Ulmer Museums« abgebildet wurde Carl Hofers »Trunkene«.

101 »Der Jude kauft ... Hochwürden lobt«, aus: Flammenzeichen, Mai 1937 Nr. 22 (Ulmer Museum).

1937 ließ es sich das antisemitische und betont antiklerikale Hetzblatt »Flammenzeichen« nicht entgehen, in einem gezielten Schlag gleichzeitig Prof. Baum und Stadtpfarrer Gageur zu diffamieren, der weiterhin der fachlichen Kompetenz von Prof. Baum vertraute. Der entsprechende Artikel beginnt: »Ulm ist nicht gerade Berlin, hat keine Wilhelmstraße und keine Reichskanzlei. Aber vom Nationalsozialismus hört man dort trotzdem schon seit einer Reihe von Jahren. Und der Herr Dekan und Stadtpfarrer Oskar Gageur kann sich keineswegs darauf berufen, es habe sich bis nach Ulm noch nicht durchgesprochen, daß sich in unserem Verhältnis zu den Juden seit einigen Jahren ein paar Kleinigkeiten geändert haben. Denn der Herr Dekan machte sozusagen in Kunst. Dabei scheint er aus irgendwelchen uns nicht ersichtlichen Gründen des Segens des Herrn nicht teilhaftig geworden zu sein. Denn er ist, wie man so zu sagen pflegt, dabei ein wenig ausgerutscht. Wir haben zwar nichts dagegen,

Rund ums Ulmer Münster

So kaufte der Jude

Schandstück des Ulmer Museums in der Schweiz versteigert

Es war ein grauenvolles, aber tief bedeutsames Schauspiel, das zahlreiche Ulmer Volksgenossen erlebten, als sie vor 2 Jahren in Stuttgart die große Ausstellung „Entartete Kunst" besuchten, ein Schauspiel, das erzieherisch wirken sollte. Und es hat seine Wirkung nicht verfehlt! Nachdem das deutsche Volk durch die großen Münchner Reden des Führers und des Reichspropagandaministers Dr. Goebbels mit unerhörter Schärfe über die Kulturzersetzung in der bildenden Kunst aufgeklärt worden war, hatten unsere Volksgenossen damals Gelegenheit, sich auf Grund der Ausstellung selbst ein Bild zu machen, sich selbst ein Urteil darüber zu bilden, wohin wir in Deutschland gekommen waren. In einzelnen charakteristischen Sätzen war die „künstlerische Weltanschauung" der bolschewistischen „Künstler" gekennzeichnet. Sie scheuten sich nicht, von sich selbst zu sagen: „Wir tun so, als ob wir Maler, Dichter oder sonstwas wären".



Ein Bild nach dem Geschmack von Isaak Baum
Aufn. Museum der Stadt Ulm

Sie rühmten sich einer „prachtvollen Frechheit", die allerdings von den diesem Treiben gegenüber stets ablehnenden gesunden Kräften des Volkes weniger für prachtvoll als für irrsinnig und unverschämt erachtet wurde. Ja, diese Kunstbolschewisten verkündeten mit zynischem Freimut aller Welt, daß sie „aus Frechheit einen riesigen Schwindel in die Welt setzen" wollten. Umso unglaublicher und unverantwortlicher erscheint es uns allerdings heute, daß dann die mit der Wahrung des künstlerischen Interesses damals betrauten Personen des öffentlichen Lebens auf diesen Schwindel hereinfielen und die ihnen zur Verfügung stehenden Geldmittel zum Ankauf derartiger Machwerke verwendeten.

Auch in unserer guten alten Stadt Ulm ist dies geschehen. Freilich konnte es auch nur geschehen, weil der damalige Direktor des Museums ein Jude war! Nur so konnte es geschehen, daß Isaak Baum, in der Systemzeit Direktor des Städtischen Museums, ein „Gemälde" wie „Die Trunkene" von Carl Hofer, für unser heimisches Kunstinstitut ankaufen und daselbst ausstellen konnte. Jahrelang hat dieses Machwerk die Räume des alten Patriziergebäudes am Marktplatz verschandelt, bis die nationalsozialistische Bewegung auch mit diesem Skandal aufräumte. Für 950 Schweizer Franken wurde es vor kurzem, zusammen mit ähnlichen Produkten, auf einer „Kunstversteigerung" in Luzern verkauft. Für das erlöste Geld wird Kulturgut angeschafft, das einer gesunden und starken, vom Ideal germanischer Schönheit beherrschten, vom ganzen Volk verstandenen und getragenen, klaren und adeligen deutschen Kunst entspringt.

Katalog-Nr. 100



Katalog-Nr. 101

wenn katholische Geistliche einmal ausnahmsweise, statt sich auf die Serienherstellung von Broschüren gegen den Nationalsozialismus zu verlegen, sich auch einmal mit künstlerischen Stoffen beschäftigen. Aber sie dürften dabei eigentlich nicht gerade sich zum Lobhudler eines Juden entwickeln.«

102 Stammtisch des Jüdischen Kulturbunds Ulm im jüdischen Gemeindehaus, um 1936 (Privatbesitz).
Von links: Rechtsanwalt Ernst Moos III, Lederfabrikant Wilhelm Lebrecht, Dr. med. Ludwig Hecht, Kaufleute Hilde und Felix Bauer, Hugo Moos und Julius Salomon.

Der Israelitische Leseverein (Nr. 50) gewann nach 1933 in der Phase zunehmender Isolierung jüdischer Bürger an Bedeutung. Schon 1933 wurde zur Unterstützung der von den Nationalsozialisten entlassenen jüdischen Kulturschaffenden ein Jüdischer Kulturbund ins Leben gerufen. Ab August 1935 wurde auf Veranlassung des Sonderbeauftragten des Reichspropagandaministeriums der »Reichsverband der jüdischen Kulturbunde« geschaffen, in dem zwangsweise



Katalog-Nr. 102

alle jüdischen Kulturinitiatoren zusammengeschlossen und der direkten Kontrolle der Gestapo unterstellt waren. In Ulm hatte sich der Jüdische Kulturbund im Sommer 1935 aus dem Israelitischen Leseverein entwickelt, dessen verstärkte Aktivitäten im Februar 1935 vom »Stürmer« angeprangert wurden. Daraufhin wurde der Kulturbund aus dem bisherigen Vereinslokal im Bahnhof-Hotel (Nr. 52) ausgewiesen; seine Mitglieder fanden bis zum Verbot im jüdischen Gemeindehaus Weinhof 3 eine neue Bleibe.

103 Ludwig Salomon: Gedicht 1939 (Privatbesitz).

Ludwig Salomon (1896–1970), Soldat im 1. Weltkrieg, hatte bereits 1924 unter dem Pseudonym »Schirmherr« einen Gedichtband veröffentlicht. Er schrieb »im Geiste und in der Sprachzucht Stefan Georges, dessen Kreis er verbunden war« (Kurt Fried). 1938 emigrierte Salomon zunächst nach England, von dort in die USA (vgl. Nr. 126). 1939 entstand das folgende Gedicht:

»Und wieder hat der Fluch sich nun erfuellt
du hast den Vaetern gleich zum Stab gegriffen
und fliehst mit Tausenden auf lecken Schiffen
in eine Zukunft grau und unenthuellt.

Du kennst den Anfang nur und nicht das Ziel
du kannst nicht waehlen mehr und dich entscheiden
du musst nun lernen still dich zu bescheiden
du bist nicht mehr der Spieler, nur das Spiel.

Und wenn die grosse Kuemmernis dich quaelt
blick nicht zurueck, vergiss was du verloren
in deinen Kindern wirst du neu geboren
und neu die Kraft die sie zum Leben staehlt.«

Im März 1933 beantragte die NSDAP-Rathausfraktion, im Theater keine Personen jüdischer Abstammung mehr einzustellen. Aus dem Antwortschreiben des Intendanten geht hervor, daß bereits seit 1932 keine Juden mehr am Stadttheater Ulm neu engagiert wurden. Trotzdem wurde 1936 Anni Peterka, die aus einer Familie getaufter Juden stammte, als Ballettmeisterin am Theater engagiert. Sie erreichte nicht nur eine Vergrößerung des Ensembles, sondern auch die Einrichtung einer Ballettschule. Während das Ballett vorher nur mit Gastspielen oder in Opern- und Operetteneinlagen aufgetreten war, wurden ab Dezember 1937 große Ballettprogramme geboten, in denen Anni Peterka nicht nur Choreografie führte, sondern auch Soloparts übernahm. 1942 wurde sie nach einer Denunziation von der Gestapo aus einer Probe heraus verhaftet. Nur durch glückliche Fügung überlebte sie.

104 Auszug aus einem Antrag der NSDAP-Rathausfraktion an die Intendanz des Stadttheaters vom 23. März 1933 (Stadtarchiv Ulm, B 331/10 Nr. 2).

105 Tanzmeisterin Anni Peterka, entnommen einer Werbebroschüre des Ulmer Stadttheaters für die Spielzeit 1937/38 (Stadtarchiv Ulm, G3).



Katalog-Nr. 105

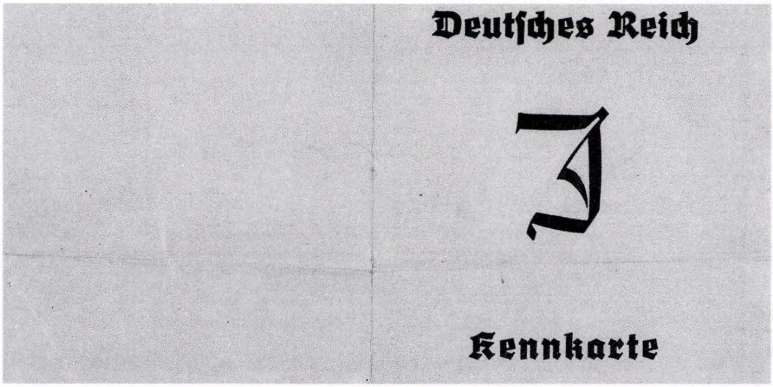
DAS SCHICKSALSJAHR 1938

Der Anschluß Österreichs im Frühjahr 1938 ließ die nationale Begeisterung erneut entflammen. Für die Juden in Deutschland brachte das Jahr 1938 dagegen eine weitere Verschärfung der Verfolgung. Beginnend mit administrativen Maßnahmen wie der zwangsweisen Anmeldung jüdischer Vermögen von über 5000 Reichsmark, der massiven Einschränkung der beruflichen Tätigkeit für Ärzte und Rechtsanwälte oder der verordneten Führung der Vornamen »Sarah« und »Israel« endete das Jahr mit offener Gewalt und brutalem Terror: der Reichspogromnacht.

106 Ulm im Zeichen der Volksabstimmung über den Anschluß Österreichs am 10. April 1938 (Stadtarchiv Ulm, Chr. Zb. 1938. 4.10. Nr. 1).

107 Kennkarte mit Aufdruck »J« (Privatbesitz).

Seit 1938 waren Reisepässe von Juden nur gültig mit dem kennzeichnenden Aufdruck »J«. Diese Bestimmung wurde später auch auf Kennkarten ausgedehnt.

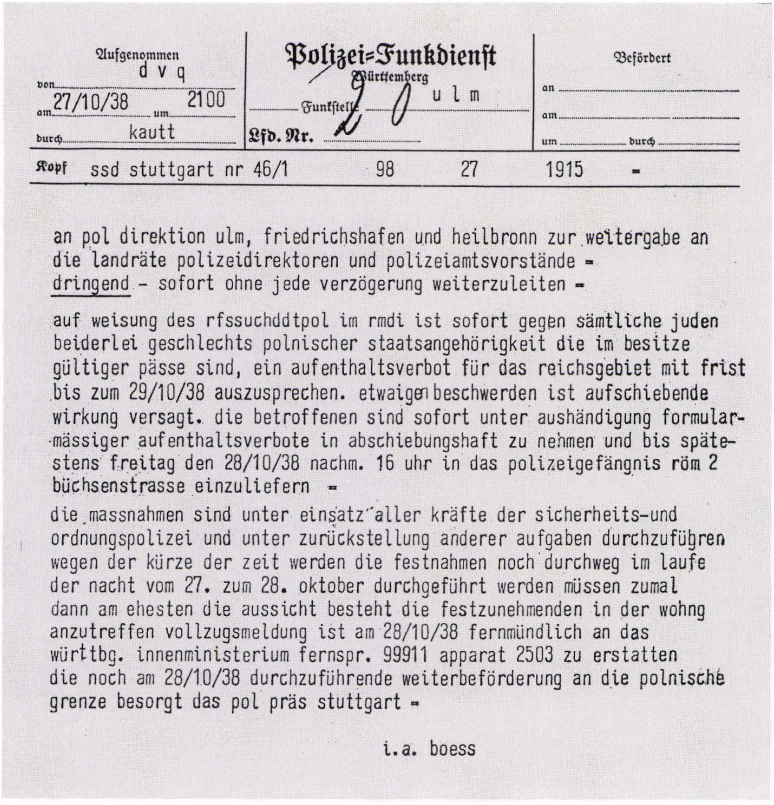


Katalog-Nr. 107

Im Herbst 1938 erklärte die polnische Regierung kurzfristig alle Pässe polnischer Staatsbürger für ungültig, sofern diese nicht vor dem 31. Oktober 1938 von den polnischen Behörden verlängert würden. Betroffen davon waren viele Juden, die seit Jahrzehnten im Gebiet des Deutschen Reiches lebten oder durch die Gebietsregelungen der Friedensverträge von 1919 automatisch die polnische Staatsbürgerschaft erhalten hatten. Um der geplanten polnischen Regelung

zuvorzukommen, ließ die nationalsozialistische Regierung in einer Aktion vom 27./28. Oktober 1938 alle polnischen Juden im Reich verhaften. Sie wurden an die deutsch-polnische Grenze gebracht und dort abgeschoben. Fast alle der in Ulm verhafteten polnischen Juden starben später in den Vernichtungslagern.

108 Funkspruch mit der Anordnung zur Verhaftung polnischer Juden, 27. Oktober 1938 (Stadtarchiv Ulm, H Keil 1/3).



Aufgenommen
von d v q
am 27/10/38 um 2100
durch kautt

Polizei-Funkdienst
Württemberg
Funkstelle Ulm
Lfd. Nr. 2

Befördert
an
am
um durch

Kopf ssd stuttgart nr 46/1 98 27 1915 =

an pol direktion ulm, friedrichshafen und heilbronn zur weitergabe an die landräte polizeidirektoren und polizeiamtsvorstände =
dringend - sofort ohne jede verzögerung weiterzuleiten =

auf weisung des rfssuchddtpol im rmdi ist sofort gegen sämtliche juden beiderlei geschlechts polnischer staatsangehörigkeit die im besitze gültiger pässe sind, ein aufenthaltsverbot für das reichsgebiet mit frist bis zum 29/10/38 auszusprechen. etwaigen beschwerden ist aufschiebende wirkung versagt. die betroffenen sind sofort unter aushändigung formularmässiger aufenthaltsverbote in abschiebungshaft zu nehmen und bis spätestens freitag den 28/10/38 nachm. 16 uhr in das polizeigefängnis röm 2 büchsenstrasse einzuliefern =

die massnahmen sind unter einsatz aller kräfte der sicherheits-und ordnungspolizei und unter zurückstellung anderer aufgaben durchzuführen wegen der kürze der zeit werden die festnahmen noch durchweg im laufe der nacht vom 27. zum 28. oktober durchgeführt werden müssen zumal dann am ehesten die aussicht besteht die festzunehmenden in der wohng anzutreffen vollzugsmeldung ist am 28/10/38 fernmündlich an das württbg. innenministerium fernspr. 99911 apparat 2503 zu erstatten die noch am 28/10/38 durchzuführende weiterbeförderung an die polnische grenze besorgt das pol präs stuttgart =

i.a. boess

Katalog-Nr. 108

109 Liste der in Ulm verhafteten polnischen Juden mit Erledigungsvermerken der Polizei (Stadtarchiv Ulm, H Keil 1/3).

110 Schreiben des Polizeidirektors an den Landrat in Ulm zur Auflösung der Einzelhandelsgeschäfte polnischer Juden, 3. Januar 1939 (Stadtarchiv Ulm, H Keil 1/4).

Als Antwort auf eine Anfrage des württembergischen Wirtschaftsministers teilte der Polizeidirektor mit, daß das einzige in Ulm von einem polnischen Juden geführte Einzelhandelsgeschäft eingegangen sei. Weiter steht in dem Schreiben, daß der Inhaber Fränkel »Ende Oktober 1938 nach Polen ausgewiesen wurde. Der Laden ist bereits geräumt und wird demnächst wiederum für ein Ladengeschäft vermietet werden. Von Fränkel ist nur noch ein Teil seines Tabaklagers in einem Nebenraum untergebracht. Die Verwertung dieser Restbestände hat der jüdische Rechtsanwalt Dr. Hirsch übernommen.«

Da die polnischen Behörden zunächst nicht bereit waren, die aus Deutschland Ausgewiesenen aufzunehmen, mußten diese unter unwürdigen Bedingungen im Niemandsland kampieren. Am 7. November 1938 unternahm Herschel Grynspan, dessen Eltern nach Polen abgeschoben worden waren, in Paris ein Attentat auf den deutschen Botschaftssekretär vom Rath, der am 9. November seinen Verletzungen erlag. Als »Vergeltungsmaßnahme« sollten sämtliche Synagogen im Reich zerstört werden. Ein polizeiliches Ausgehverbot für alle Juden bereitete den Pogrom vor. Gefordert wurde in der Öffentlichkeit zugleich ein »kompromißloses Ausscheiden der Juden aus dem Leben der Ulmer Bevölkerung«.
Auch in Ulm wurde die Synagoge in Brand gesetzt. Ein Gerichtsverfahren vom Dezember 1946 ergab, daß die Brandstiftung vom Führer der SA-Brigade 56 befohlen und von der SA-Standarte 120 ausgeführt wurde. Die städtische Feuerwehr löschte den Brand, denn ein Großfeuer hätte mit Sicherheit die umliegenden Gebäude in Mitleidenschaft gezogen. Im Bericht des Kreisfeuerwehrführers über die Löscharbeiten wurde eindeutig Brandstiftung als Ursache des Feuers genannt: Brandherde waren vor dem Thoraschrein und auf der Empore gelegt worden.

111 Forderungen auf »kompromißlose Ausscheidung« der Juden (Stadtarchiv Ulm, Negativsammlung Albert Bihr).

112 Vorbereitung der Reichspogromnacht in Ulm. Auszug aus Ulmer Sturm vom 9. November 1938 (Stadtarchiv Ulm, G 5/62).

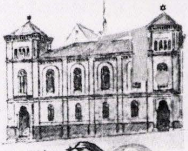
Zur angeblichen »Verhütung von Gefahren für die Juden in Ulm sah sich [...] Polizeidirektor *Dreher* gemäß Artikel 32, Absatz 5 des Württembergischen Polizeistrafgesetzbuches mit *sofortiger Wirkung* gezwungen, ein *Ausgehverbot über alle Juden* in der Zeit von 20 Uhr abends bis 6 Uhr morgens zu verhängen. Zuwiderhandlungen gegen dieses Verbot ziehen Bestrafung oder sofortige Inschutzhaftmaßnahme nach sich.« (Hervorhebungen im Original).

Unsere Forderungen

Die fortgesetzten Angriffe des Weltjudentums gegen das Deutsche Volk, seine Ehre und seinen Bestand, und die unausgesetzte Gefährdung des Weltfriedens durch die maßlose Hetze der jüdisch bolschewistischen Weltverschwörer zwingt uns zu zielbewußten und energischen Abwehrmaßnahmen.

Die nationalsozialistische Bewegung in der Stadt Ulm

und im Kreis Ulm fordert im Namen der gesamten Bevölkerung dieses Gebietes



Die Errichtung sogenannter jüdischer „Gebetstempel" als den religiös getarnten Zentralen des Judentums mit dem Zwecke mit Hilfe einer Lehre des Hasses und der zionistischen Überheblichkeit die jüdische Weltherrschaft aufzurichten, gehört in unserem Kreis für alle Zeiten der Vergangenheit an.



Im Rahmen der geltenden Gesetze fordern wir alle Juden auf, die Stadt Ulm und den Kreis Ulm zu verlassen. Bis zu diesem Zeitpunkt fordern wir:



Die vollkommene und kompromißlose Ausscheidung der Juden aus dem Leben unserer Bevölkerung. Zur Erreichung dieses Zieles fordern wir im Einzelnen:



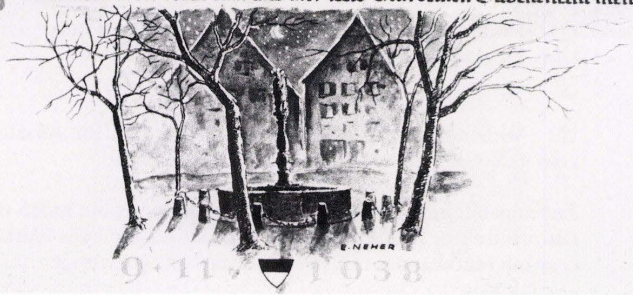
Die Juden haben sich für ihre Warenversorgung eigene Verteilungsstellen einzurichten, die – arische Amtspersonen ausgenommen – nur von Juden betreten werden dürfen. Juden haben in den Häusern Wohnungen Lokalen Geschäften, Theatern usw. der Deutschen nichts zu suchen.

Kein Deutscher, ganz gleich ob Handwerker, Geschäftsmann, Dienstbote oder wer es auch sein möge, leistet Juden irgendwelche Dienste

Juden wohnen als Hausbesitzer und Mieter nur in jüdischen Häusern, wie Deutsche als Hausbesitzer und als Mieter künftig nur in Häusern wohnen die sich in arischem Besitz befinden.



Wir dulden in der Stadt Ulm und im Kreis Ulm keinen Judenknecht mehr.



Katalog-Nr. 111

113 Auszüge aus einem propagandistischen Bericht der Ereignisse vom 9./10. November 1938. Ulmer Sturm vom 11. November 1938 (Stadtarchiv Ulm, G 5/62).

114 Bericht des Kreisfeuerwehrführers über die Löscharbeiten beim Synagogenbrand, 14. November 1938 (Stadtarchiv Ulm, B 377/40 Nr. 3).

115 Synagoge nach dem Brand, 1938 (Stadtarchiv Ulm, F 3 fa, Weinhof 2).



Katalog-Nr. 115

116 Bericht über den Abbruch der Synagoge. Ulmer Sturm vom 12. November 1938 (Stadtarchiv Ulm, G 5/62).

Schon vor der erst am 24. November 1938 durch das Landratsamt erteilten Genehmigung wurde mit dem Abbruch der Synagoge begonnen.
»Steine des Anstoßes werden aus dem Weg geräumt. Es sind die schmutzigroten Bausteine der Synagoge, mit deren Abbruch heute noch begonnen wird. Die Abbruchleitung hat die Stadtverwaltung Ulm übernommen. Am Freitagabend erreichte uns diese Meldung und mit uns freut sich ganz Ulm, daß der Wunsch

der gesamten Bevölkerung so rasch und in vollem Umfang in Erfüllung geht. Aus verständlichen Gründen richtete sich der Volkszorn bei der in dieser Woche notwendigen Judenabrechnung gegen die Synagoge, diesen abstoßenden Bau aus einer fremden Welt, dessen Anblick jedermann genau so anekelte wie die Hakennasen der ›Gerechten‹, die über seine Schwelle gingen. Es war einmal ein verunstalteter Weinhof –, so wird man einst sagen. Die Baugesinnung des Dritten Reiches wird diesem Platz wieder ein neues Gesicht geben, würdig seiner reichen Geschichte.« (Vgl. dazu die begeisterten Berichte anläßlich der Synagogeneinweihung, Nrn. 56, 57).

Vor den Abbrucharbeiten wurden Kult- und Einrichtungsgegenstände entfernt. Auf dem eingeebneten Platz der ehemaligen Synagoge plante die Stadt, unter Einbeziehung des unmittelbar dahinterliegenden Rabbinats ein HJ-Heim zu errichten; der 2. Weltkrieg vereitelte dieses Vorhaben. Nachdem die Gemeinde mit der Synagoge ihren religiösen Mittelpunkt verloren hatte, wurde sie am 30. August 1939 auch formell aufgehoben (Nr. 119).

117 Abbruch der Synagoge, 1938 (Stadtarchiv Ulm, Negativsammlung Albert Bihr).



Katalog-Nr. 117

118 Baulücke nach dem Abbruch der Synagoge, 1939 (Stadtarchiv Ulm, F3 fa, Weinhof 2).



Katalog-Nr. 118

119 Schreiben des Oberbürgermeisters zur Aufhebung der jüdischen Gemeinde in Ulm, 9. September 1939 (Stadtarchiv Ulm, B 377/01, Nr. 7).

In der Nacht des Synagogenbrandes wurden viele erwachsene Ulmer Juden auf den Ulmer Weinhof verschleppt und dort mißhandelt. Besonders schwer verletzt wurde Rabbiner Dr. Julius Cohn, der ins Krankenhaus eingeliefert werden mußte. Von den Verhafteten wurden ca. 35 bis 40 Personen im KZ Dachau interniert und z. T. mit schweren gesundheitlichen Schäden erst nach Wochen und Monaten entlassen. Dr. Julius Cohn, der seit 1927 die Ulmer Gemeinde betreute, konnte 1939 nach England emigrieren, wo er 1940 verstarb.

120 Bildnis des Rabbiners Dr. Julius Cohn (1878–1940).
(Aus: *Hannie Wolf*, Child of two worlds, Broken Bow/Nebr. 1979, S. 134).



Katalog-Nr. 120

AUSWANDERUNG – GHETTOISIERUNG – STIGMATISIERUNG

Nach den Ereignissen des November 1938 setzte eine Auswanderungswelle ein. Ein Bericht der Ulmer Kreisbehörde von Ende Dezember 1939 ging davon aus, daß bis Ende März 1940 etwa zwei Drittel »der noch hier ansässigen jüdischen Familien« die Stadt verlassen würden. Die verbleibenden Juden wurden zwangsweise in sechs Gebäude eingewiesen (Nr. 132). Als »Sühneleistung« für das Attentat von Paris mußten die deutschen Juden eine Milliarde Reichsmark aufbringen; die Versicherungssummen für den Brand der Synagogen und die Zerstörungen an Privat- und Geschäftshäusern fielen an das Reich. Die Auflösung jüdischer Geschäfte sollte nach einer Verordnung vom 23. November 1938 »mit tunlichster Beschleunigung durchgeführt werden«. Mehrere Ulmer jüdische Geschäfte wurden »arisiert«.

121 Schreiben der Industrie- und Handelskammer an den Landrat in Ulm zum Ausscheiden der Juden aus dem deutschen Wirtschaftsleben, 8. Dezember 1938 (Stadtarchiv Ulm, H Keil 1/4).

122 Judenstern (Privatbesitz).

Der schon im November 1939 in dem von Deutschen besetzten Polen eingeführte »Judenstern« wurde ab 1. September 1941 auch für die Juden im Reich verbindlich. Die Befestigung des diskriminierenden Sterns wurde exakt vorgeschrieben und das Tragen penibel überwacht.



Katalog-Nr. 122

Seit dem 23. Oktober 1941 galt für Juden ein Auswanderungsverbot. Bis zu diesem Zeitpunkt konnten 331 Ulmer Juden emigrieren.

123 Britischer Paß für Palästina, ausgestellt auf Mr. Alfred Moos, geb. 1913 (Privatbesitz).

Nach Ablegung der Reifeprüfung studierte Alfred Moos zunächst in Heidelberg, dann in Berlin Rechtswissenschaften. Auf Anraten des »Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens« brach er sein Studium ab und emigrierte nach London, von dort 1936 nach Palästina. 1953 kehrte er mit Frau und Kind nach Ulm zurück. Sein Vater ist im KZ Theresienstadt umgekommen.

124 Salomon Moos I, 1862–1944 (Stadtarchiv Ulm).

Rechtsanwalt Salomon Moos, von 1904 bis 1919 Mitglied des Bürgerausschusses (Nr. 38) und von 1919 bis 1922 des Ulmer Gemeinderats, emigrierte 1934 nach Frankreich, wo er verstarb.

125 Otto Eckstein, 1927–1984 (Schwäbische Zeitung vom 21. Juni 1975).

Mit seinen Eltern floh Otto Eckstein 1938 über England in die USA, studierte dort Nationalökonomie, wurde 1959 zum ordentlichen Professor an der Harvard-Universität und 1964 von Präsident Johnson zu dessen Wirtschafts- und Finanzberater berufen.

126 Ludwig Salomon, 1896–1970 (Stadtarchiv Ulm).

Mit 100 Mark in der Tasche und einem Handkoffer gelang 1938 dem Kaufmann und Dichter Ludwig Salomon (vgl. Nr. 103) durch Vermittlung des jüdischen Schriftstellers Viktor Gollancz (Träger des Friedenspreises des deutschen Buchhandels 1960) die Flucht nach England und von dort aus in die USA.

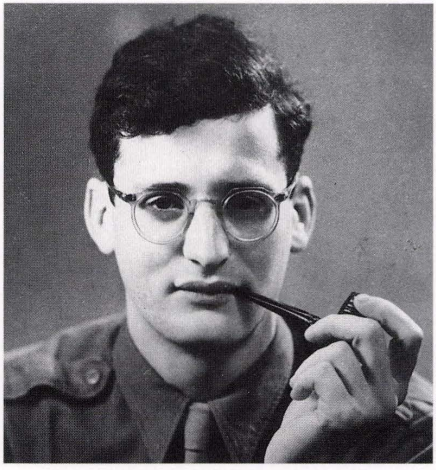
127 Siegfried Mann, 1877–1973 (Privatbesitz).

Rechtsanwalt Siegfried Mann, Vorsitzender des Anwaltvereins, wurde 1925 als Mitglied der Deutschen Demokratischen Partei in den Gemeinderat (bis 1933) gewählt. In der Pogromnacht vom 9. November 1938 blutig geschlagen, wanderte er mit seiner Frau unter Zurücklassung seines Vermögens nach England und von dort im Mai 1940 in die USA aus.

Katalog-Nr. 126



Katalog-Nr. 128



128 Peter Ury, geb. 1920 (Privatbesitz).

Sohn eines bekannten jüdischen Arztes, emigrierte 1939 nach England und machte sich als Komponist einen Namen. Als englischer Soldat sah er Ulm wieder. Sein Vater war 1941 verstorben, seine Mutter wurde 1942 nach Theresienstadt deportiert und im Oktober 1941 in Auschwitz ermordet.

129 Zusammenstellung der Emigranten nach Auswanderungsjahren.
(Aus: *Heinz Keil*, Dokumentation über die Verfolgung der jüdischen Bürger von Ulm/Donau, Ulm 1961, S. 381).

Jahr	männlich	weiblich	zusammen
1933	2	2	4
1934	1	5	6
1935	10	8	18
1936	23	25	48
1937	27	31	58
1938	20	20	40
1939	61	63	124
1940	10	15	25
1941	4	4	8
1945	1	–	1
	159	173	332

Nach 1941 gelang nur noch einem Juden die Auswanderung. Die in Ulm Verbliebenen wurden in »Judenhäusern« (Nr. 132) oder in Altersheimen der Umgebung, so z. B. im ehemaligen Landschulheim Herrlingen, untergebracht.

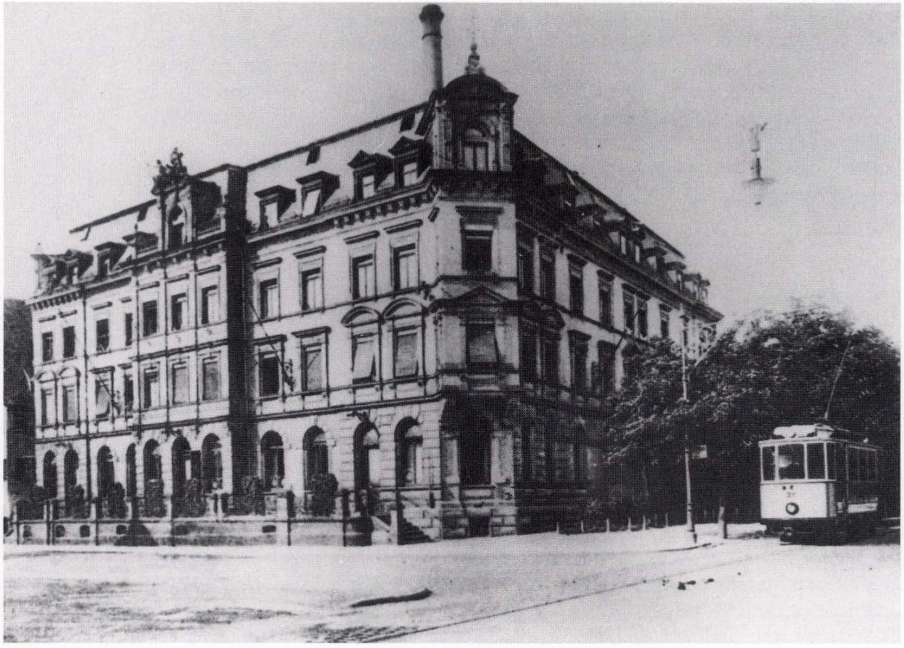
130 Zusammenstellung nach Auswanderungsländern.
(Aus: *Keil*, wie Nr. 129, S. 382).

Land	männlich	weiblich	zusammen
USA	75	94	169
Israel	30	25	55
England	24	25	49
Süd-Amerika	10	11	21
Schweiz	5	8	13
CSR	3	2	5
Ungarn	1	3	4
Spanien	2	–	2
Holland	1	1	2
Frankreich	3	–	3
Schottland	–	2	2
Süd-Afrika	2	–	2
Italien	1	–	1
Indien	–	1	1
Luxemburg	1	–	1
Algerien	1	–	1
Dänemark	1	–	1
	160	172	332

131 Schreiben der Geheimen Staatspolizei/Staatspolizeileitstelle Stuttgart zum Auswanderungsverbot für Juden vom 23. Oktober 1941, 4. November 1941 (Stadtarchiv Ulm, H Keil 1/5).

»Das Reichssicherheitshauptamt hat mit Erlaß vom 23. 10. 1941 – IV B 4 b (Rz) 2920/41 g. (984) – folgendes angeordnet:
Reichsführer-SS und Chef der Deutschen Polizei hat angeordnet, daß die *Auswanderung* von Juden mit sofortiger Wirkung zu verhindern ist. (Die Evakuierungsaktionen bleiben hiervon unberührt.) Ich bitte die in Frage kommenden innerdeutschen Behörden des dortigen Dienstbereiches von dieser Anordnung zu unterrichten. Lediglich in *ganz besonders gelagerten Einzelfällen* z. B. bei Vorliegen eines positiven Reichsinteresses kann nach *vorheriger* Herbeiführung der Entscheidung des Reichssicherheitshauptamtes der Auswanderung einzelner Juden stattgegeben werden.« (Hervorhebungen im Original).

132 »Judenhaus«, Eckhaus Neutorstraße 1, um 1925, eines der Ghettohäuser (Stadtarchiv Ulm, F 3 fa, Neutorstraße 1).



Katalog-Nr. 132

DEPORTATION UND VERNICHTUNG

Seit Dezember 1941 wurden Ulmer Juden, denen im November 1941 die Auswanderung verboten worden war, deportiert. Die als »Abwanderung« umschriebenen Deportationen mußten von der Reichsvereinigung der deutschen Juden organisiert werden.

133 Schreiben der Reichsvereinigung der deutschen Juden an die Familie Sigmund Weglein in Ulm über ihre »Abwanderung«, 14. August 1942 (Stadtarchiv Ulm, H Keil 1/6).

Von Ulm aus wurden die Juden ins Sammellager auf den Killesberg in Stuttgart gebracht und in Sammeltransporten in Konzentrationslager eingeliefert. Das am 24. November 1941 eingerichtete Lager Theresienstadt diente offiziell zur Aufnahme von älteren Juden. In der NS-Propaganda wurde es als »Altersghetto«, »Vorzugslager« oder »Reichsaltersheim« bezeichnet. In Wirklichkeit war Theresienstadt jedoch Durchgangslager für Deportationstransporte in die Vernichtungslager im Osten. Insgesamt wurden 152000 Personen in das Lager eingewiesen, darunter 49 Juden aus Ulm. Miserable sanitäre Verhältnisse, unzureichende Verpflegung, Wassermangel und Überbelegung der auf 7000 Menschen berechneten Wohngebäude führten zu hohen Sterberaten. Mehr als 33000 Juden kamen hier ums Leben. Bezugscheine und eigens für Theresienstadt gedruckte Geldscheine sollten für die Außenwelt die Illusion eines von Grauen und Unmenschlichkeit freien, gut organisierten jüdischen Ghettos erwecken.
In Riga, Izbica und Auschwitz fanden 39 Juden aus Ulm den Tod, auch Kinder. Insgesamt wurden 116 Personen aus Ulm verschleppt, von denen nur vier überlebten.

134 Bildnis Jenny Hilb, 1886–1943 (Privatbesitz).

Jenny Hilb wurde zunächst in das Ghettohaus Neutorstraße 16 eingewiesen, von dort nach Stuttgart verbracht und mit dem Transport vom 22. August 1942 nach Theresienstadt deportiert. Am 29. Januar 1943 wurde sie in Auschwitz für tot erklärt.

135 Bildnis Dr. August Moos, 1893–1944/45 (Stadtarchiv Ulm, G 2).

Als bedeutender Erdölgeologe hoffte Dr. Moos, den Verfolgungen zu entgehen. Tatsächlich konnte ihn die Preußag bis 1938 in ihren Diensten halten. Durch Vermittlung deutscher Industrieller konnten er und seine Familie im Dezember 1939 nach Jugoslawien ausreisen, wo Moos seine Arbeiten bis 1944 fortsetzte. Am 26. Juli 1944 verhaftet, führte ihn sein Weg durch verschiedene Lager ins KZ Buchenwald, wo er 1944/45 ermordet wurde.



Katalog-Nr. 134



Katalog-Nr. 135

136 Übersicht: Zahlenmäßige Zusammenstellung nach Deportationsorten. (Aus: *Keil*, wie Nr. 129, S. 390).

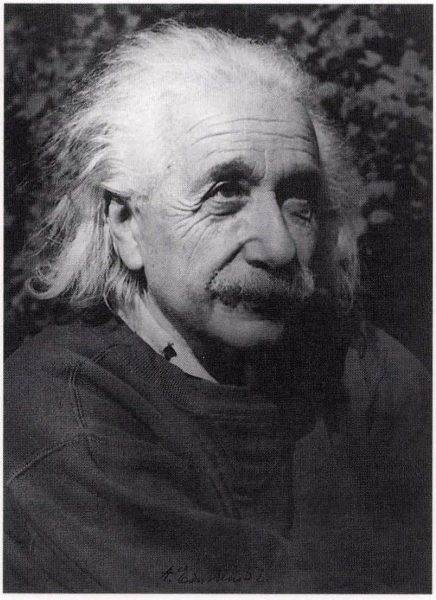
Datum	Ort	Männer	Frauen	zusammen
1. Dezember 1941	Riga	8	12	20
26. April 1942	Izbica	5	9	14
April 1942	nach dem Osten	–	1	1
Juli 1942	Theresienstadt	–	1	1
22. August 1942	Theresienstadt	12	33	45
1. März 1943	Auschwitz	2	3	5
23. Juni 1943	Theresienstadt	1	–	1
Februar 1945	Theresienstadt	2	–	2
	ins Ausland	10	13	23
von Holland 1943	Bergen – Belsen	2	2	4
		42	74	116

Nach der Befreiung der Lager und dem Ende des Krieges kamen Sigmund und Resi Weglein sowie zwei weitere überlebende Juden aus Theresienstadt zurück. Alfred Moos, der Deutschland 1933 verlassen hatte, kehrte 1953 mit seiner Familie aus Israel zurück.

Kontakte und Begegnungen nach 1945

Nach 1945 wurde auf vielfältige Art versucht, ein neues Verhältnis zwischen Juden und Nichtjuden in Ulm aufzubauen. So wurde 1949 Albert Einsteins 70. Geburtstag in Ulm mit einem Symposium feierlich begangen, was von ihm als »Zeichen humaner Gesinnung« freundlich aufgenommen wurde. Zum 100. Geburtstag wurde 1979 an der Stelle seines Geburtshauses in der Bahnhofstraße eine Stele von Max Bill errichtet.

137 Albert Einstein, 1879–1955 (Stadtarchiv Ulm, G 2).



Katalog-Nr. 137



Katalog-Nr. 138

138 Stele von Max Bill, 1979 zum 100. Geburtstag von Albert Einstein an der Stelle seines 1944 zerstörten Geburtshauses errichtet (Stadtarchiv Ulm, G 7, Öffentliche Gebäude und Anlagen, Denkmäler).

Im Jahre 1983 wurden erstmals überlebende ehemalige jüdische Mitbürger offiziell in ihre alte Heimat eingeladen.

139 Eintrag von Frau Grete Moos, der ältesten Teilnehmerin der Besuchsgruppe, ins Goldene Buch der Stadt am 12. September 1983. Links neben ihr Oberbürgermeister Dr. Lorenser (Stadtarchiv Ulm, G 7).

Eine weitere Einladung folgte 1988, die in erfreulich großer Zahl auf positive Resonanz stieß. Die Begegnung sollte, wie es Hans Gundel als Sprecher der jüdischen Gäste formulierte, die Botschaft verkünden, »daß es keine positive Alternative für echten Humanismus gibt«.



Katalog-Nr. 139

140 Oberbürgermeister Ernst Ludwig beim Empfang ehemaliger jüdischer Mitbürger 1988 im Haus der Begegnung (Südwest Presse vom 12. Juli 1988).



Katalog-Nr. 140

141 Überreichung der Bürgermedaille am Schwörmontag 1988 durch Oberbürgermeister Ernst Ludwig an Alfred Moos, der – wie es in der Verleihungsurkunde heißt – »trotz der widerfahrenen Not während seiner Flucht vor dem Naziterror seine Hand wieder ausgestreckt hat und dazu bereit war, seine alte Heimat wieder anzunehmen« (Stadtarchiv Ulm, G 7 Ereignisse, Schwörmontag).

Gedenkveranstaltungen aus Anlaß des 50. Jahrestages der Reichspogromnacht vom 9./10. November 1938.

142 Oberbürgermeister Ernst Ludwig am Abend des 9. November 1988 bei der Eröffnung der Ausstellung des Stadtarchivs Ulm »Die Geschichte der Juden in Ulm. Bürger–Verfolgte« (9. November – 2. Dezember 1988) in den Räumen der Sparkasse Ulm an der Stelle der ehemaligen Synagoge. Unter den Ehrengästen in der ersten Reihe der jüdische Religionsphilosoph Professor Dr. h. c. Schalom Ben-Chorin mit Frau, von rechts (Stadtarchiv Ulm, G 7 Stadtarchiv Ausstellungen).



Katalog-Nr. 141



Katalog-Nr. 142

143 Professor Schalom Ben-Chorin mit Oberbürgermeister Ernst Ludwig und Pfarrer Paul Dieterich (von rechts) nach der Ausstellungseröffnung (vgl. Nr. 142) am Abend des 9. November 1988 an dem von Michael Croissant geschaffenen Mahnmal auf dem Weinhof im Gedenken an die Zerstörung der Synagoge und die Ausschreitungen gegen die jüdischen Mitbürger in der Reichspogromnacht vom 9./10. November 1938 (Stadtarchiv Ulm, G 7 Ereignisse, Einweihungen).



Katalog-Nr. 143

144 Professor Schalom Ben-Chorin in Begleitung des katholischen Dekans Josef Kaupp (links) und des evangelischen Pfarrers Paul Dieterich (rechts) beim Einzug zu einem gemeinsamen jüdisch-christlichen Gottesdienst in das vollbesetzte Ulmer Münster am Abend des 9. November 1988 (Stadtarchiv Ulm, G 7 Ereignisse, Kirchliche Veranstaltungen).



Katalog-Nr. 144

Alphabetisches Namensregister zu den »Lebenszeugnissen und Erinnerungen«

Barth, Lotti, s. Greenwood
Ben-Zwi, Asher, 133
Blumenthal, Marianne, 166

Dreyer, Klaus, s. Dror
Dreyfuss, Alfred, 38
Dror, Klaus, 51

Eckstein, Bernhard H., 157
Einstein, Andrew J., 168
Erlanger, Carl, 35

Fay, Herbert, 56
Feigenbaum, Herbert, s. Fay
Frank, Gustav, 65
– Lore, 132

Gatzert, Gabriele, 162
Greenwood, Lottie, 142
Gump, Benno, 16

Haas, Alice (Lisl), 34
Hartog, Lotte, 93
Henle, Elise (Liesl) Matilda, 20
Hilb, Hilde, s. Lennenberg
– Otto, 103
Hirsch, Albert Otto, s. Ben-Zwi
– Leopold, 18
– Lisa, s. Honig
– Robert, 13
– Susan, s. Rosen
Honig, Lisa, 61

Lebrecht, Curt, 62
– Fritz, 36
– Grete, s. Moos
– Hans, 110
– Richard, 44
– Walter, 92
Leiter, Marianne, s. Blumenthal
Lennenberg, Hilde, 87
Levi, Manfred, s. List
List, Manfred, 38
Löwenthal, Henry, s. Lowen
Lowen, Henry, 131

Mann, Ernest Anthony, 57
– Hanne, s. Serkey
– Siegfried, 16
Mayer, Alfred, 19
Moos, Alfred, 97
– Else, 153
– Ernst (geb. 1884), 17
– Ernst (geb. 1913), 88
– Felix, 18
– Gabriele, s. Gatzert
– Gerard G., s. Moss
– Grete, 28
– Hans, 88
– Henry, 87
– Rudolf, 53
Moos I, Salomon, 16
Moss, Gerard G., 154

Neuburger, Alfred, 16
Neuhaus, Hugo, 17
Nördlinger, Alice, s. Strassburger

Rosen, Susan, 167

Sanger, Meta, 35
Serkey, Hanne und René, 43

Strassburger, Alice, 27
Strauss, Alice, s. Haas
– Kurt, 135
– Richard J., 40
– Rudi, 94

Thalmessinger, Otto, 16

Wallersteiner, Anneliese, 145
– Kurt, 137

Young-Laupheimer, Ruth, 143

Auswahlbibliographie

Dicker, Hermann: Die Geschichte der Juden in Ulm. Ein Beitrag zur Wirtschaftsgeschichte des Mittelalters, Rottweil 1937.

Engel, Andrea: Juden in Ulm im 19. Jahrhundert. Anfänge und Entwicklung der jüdischen Gemeinde von 1803–1973, Magisterarbeit im Fachbereich Geschichte, Tübingen 1982, masch.

Der Maler *Leo Kahn* (1894–1983). Hrsg. vom Ulmer Museum, Ulm 1986.

Lang, Peter Thaddäus: Die Reichsstadt Ulm und die Juden 1500–1803, in: Rottenburger Jahrbuch für Kirchengeschichte 8 (1989), S. 39–48.

Moos, Alfred: Die Juden und die Stadt Ulm, in: Ulmer Forum 42 (1977), S. 48–52.

Nübling, Eugen: Die Judengemeinden des Mittelalters, insbesondere die Judengemeinden der Reichsstadt Ulm, Ulm 1896.

Pressel, Friedrich: Geschichte der Juden in Ulm. Festschrift zur Einweihung der Synagoge am 12. September 1873. Hrsg. von dem Israelitischen Leseverein in Ulm, Ulm.

Schachne, Lucie: Erziehung zum geistigen Widerstand. Das jüdische Landschulheim Herrlingen 1933–1939 (Pädagogische Beispiele. Institutionsgeschichte in Einzeldarstellungen, Bd. 3), Frankfurt am Main 1986.

Schmidlin, Walter: Die Juden in Ulm, in: Ulm und Oberschwaben 31 (1941), S. 73–87.

Weglein, Resi: Als Krankenschwester im KZ Theresienstadt. Erinnerungen einer Ulmer Jüdin. Hrsg. und mit einer Zeit- und Lebensbeschreibung versehen von Silvester Lechner und Alfred Moos (Die NS-Zeit in der Region Ulm/Neu-Ulm. Vorgeschichte, Verlauf, Nachgeschichte, Bd. 2), Stuttgart 1988.